NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

The Gift of

FRED & DORA SCHWITKIS

Die im Osten

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der beſten modernen Romane aller Völker

Band 9/10
Vierunddreißigſter Jahrgang

Die im Osten

Roman von

Marta Radetzky

Stuttgart 1919
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1919 by J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Northwestern University
FEB 8 1943
337325
LIBRARY

Erſtes Kapitel

„Sie iſt ein Stern, zweifellos ein Stern erſten Ranges,“ lallte der dicke Sergei Kutinow und ſchlug die fleiſchigen Hände immer wieder laut klatſchend aufeinander.

„Aber ein Stern, der ſich ſehr von allen andern unterſcheidet,“ ſagte Fürſt Leszinsky und beugte ſeinen ſchwarzen Kopf weiter vor. Auch er applaudierte wild, dabei lag auf ſeinem braunen, hageren Geſicht ein verzücktes Lächeln. Das belebte und verjüngte die ſtarren, ernſten Züge und gab dem etwas herabgezogenen, ſarkaſtiſchen Mund Weichheit und Liebenswürdigkeit. Sein Nachbar, ein ſteinreicher Gutsbeſitzer, der das Leben in der Reſidenz ein paar Wochen genießen wollte, wurde nicht müde, die Tänzerin, deren Auftreten das Programm jetzt meldete, durch laute Bravorufe zu begrüßen. Alles war in Erwartung der Hauptnummer des Abends. Fürſt Leszinsky wechſelte ſeinen Platz. Mehrere Herren drängten ſich aus der Mitte des Zimmers heran, um beſſer ſehen zu können. Sie ſchrieen mit dem angetrunkenen Kutinow um die Wette, und ihre Stimmen übertönten faſt den Lärm im Zuſchauerraum.

Die Herren ſaßen in einem der Séparées des größten Petersburger Varieté. Die weitgeöffneten Fenſter boten einen freien Ausblick auf die Bühne. Ein gedeckter Tiſch mit geleerten Sektflaſchen und gefüllten Aſchenbechern deutete auf ein längeres Zuſammenſitzen.

Das Orcheſter ſpielte eine ſüße, träumeriſche Melodie. Aus glitzernden, rauſchenden Fluten ſtieg die ſchöne Nymphe empor und betrat mit ſichtlichem Zagen das Menſchenland. Die Szenerie wirkte märchenhaft. Der Mond breitete ſeine Silberflügel über den See und das leiſe ſchwankende Schilf am Ufer. Über grüne Matten ſchwebte, einer weißen, leuchtenden Wolke gleich, die Nixe. Es war genügend Helle da, daß man jede Nuance im Spiel der Hände und Füße der Tänzerin, ſowie den Ausdruck ihres Geſichtes ſehen konnte. Die Geſtalt war mittelgroß und von ſchönem Ebenmaß. In allen ihren Bewegungen lag eine beſtrickende Grazie, und in dem Rhythmus ihrer Glieder war eine mädchenhafte Lieblichkeit und Hingebung.

Fürſt Boris Leszinsky, der, wie er ſelbſt ironiſch zu ſagen pflegte, in äſthetiſchem Müßiggang ſein Leben genoß, war von dieſer natürlichen Schönheit immer wieder mächtig gepackt. Man ſah ihn faſt alle Abend im Varieté. Mademoiſelle Kira feſſelte ihn als Tänzerin, ihre perſönliche Bekanntſchaft hatte er noch nicht geſucht. Er wollte ſich den Reiz der Illuſion bewahren und fürchtete die Enttäuſchung der Wirklichkeit. Wenn ſie tanzte, vergaß dieſer bis zum Ekel geſättigte Lebemann ſeine Umgebung. Er ſaß wie ein Jüngling mit klopfenden Pulſen und empfand eine Steigerung des Lebens in ſich, die ihm köſtliche Augenblicke ſchenkte. Eine Stimme ſchreckte ihn auf: „Eva und Maria —“

Der Fürſt wandte den Kopf. Hinter ihm ſtand der Student Pjetr Jakumow, ein Verwandter des Gutbeſitzers Kutinow, der dieſen jeden Abend begleiten mußte. Leszinsky ſah den jungen Menſchen erſtaunt an und wiederholte leiſe: „Eva und Maria, hm, —

Sie trafen es. Sünde und Erlöſung ... beides kommt vom Weibe.“

Die Muſik wurde rauſchender, der Tanz auf der Bühne leidenſchaftlicher. Der Fürſt ſah ſtarren Auges auf die Tänzerin, ohne ſich um die andern Herren zu kümmern. Als der Vorhang ſich ſenkte, erwachte er wie aus einem Traum. Den brauſenden Beifall, das Schreien und Stampfen um ihn her empfand er wie einen körperlichen Schmerz.

Pauſe. Die Menſchen drängten aus dem Zuſchauerraum ins Foyer, ans Büfett. Im Séparée knallten die Champagnerpfropfen. Drei Artiſtinnen waren erſchienen, um den Herren Geſellſchaft zu leiſten. Sie hatten für dieſen Abend ihre Nummern abſolviert und konnten ſich jetzt dem Vergnügen hingeben. Maxim, der aufwartende Kellner, rannte geſchäftig hin und her. Er pflegte ſehr geſchickt zwiſchen Bühne und Séparée zu verhandeln. Er kannte ſeine Leute. Über ſein ernſtes, gleichgültiges Bedientengeſicht zuckte es in heimlichem Triumph, als die drei Damen in ihren extravaganten Toiletten durch die Tür traten. Das war ein Feilſchen und Handeln in der Garderobe geweſen. Maxim mußte ſeine ganze Beredſamkeit aufwenden und hatte noch dazu alle Mühe gehabt, ſich die Proviſion zu ſichern. Die Perelli folgte einer Einladung zum Souper nicht unter fünfzig Rubeln. La belle Manon verlangte noch mehr. Die rote Hexe hatte einen Hochmutskoller, ſeit ein Großfürſt ihr Brillanten in einem gefüllten Sektglas überreichen ließ. Die Malyſchowa machte dem braven Maxim am wenigſten Mühe. Sie kam, wenn ein gutes Eſſen in Ausſicht war und nahm nach einigem Schimpfen alles an, was

man ihr bot. Sie aß gern und viel, trank noch lieber, was ihre Stimme aber arg geſchädigt hatte.

Die Herren lachten und ſcherzten laut und ungeniert mit den Damen. Fürſt Leszinsky ſtand ernſt und ſchweigend da. Sein Geſicht war finſter, er gähnte gelangweilt hinter der ſchlanken, weißen Hand.

Mademoiſelle Perelli machte ihm einen Hofknix und rief lachend: „Mephiſto, was haben Sie denn wieder für ſchwarze Gedanken? Kommen Sie, wollen wir fröhlich ſein und trinken.“

Maxim präſentierte den Champagner. Mit läſſiger Bewegung griff der Fürſt nach einem Glaſe.

„Auf die Schönheit,“ ſagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

Das blonde, hübſche Weib mit dem frechen Geſicht wollte mit ihm anſtoßen. Aber Leszinsky ſetzte das Glas ſchnell an die Lippen und trank es in einem Zuge leer. Dann warf er es an die Wand, daß die Scherben weithin flogen. Alles drängte herzu. Stimmen umrauſchten ihn. Lachſalven. Kutinow ſchlug wiederholt auf ſeine Kniee und hielt mit ſchreiender Stimme eine Rede. Die Gläſer klangen. Die ſchöne Manon, eine ſchicke Pariſerin, deklamierte ihr verwegenſtes Couplet. Es wurde ſehr laut im Séparée. Vom Saal unten ertönte ein wiederholtes Ziſchen. Das Orcheſter begann zu ſpielen. Ein Zigeunerchor ſang jetzt auf der Bühne ſeine wilden Lieder. Im Séparée ſoupierte man unterdeſſen. Die Fenſter waren geſchloſſen, man wollte ganz unter ſich ſein.

Kutinow hatte Maxim hundert Rubel in die Hand gedrückt, er ſollte Mademoiſelle Kira bewegen am Souper teilzunehmen. Sie hatte das Geld zurück-

geſchickt. Das verſetzte den Angetrunkenen in Wut. Er machte ſich durch lautes Schimpfen Luft, um bald darauf ſchluchzend den Namen Kira immerfort zu rufen. Er beſchwor Maxim, noch einmal zur Tänzerin zu gehen und ſteckte ihm mehrere Scheine zu.

„Bei Gott, eine Göttin, dieſe Kira, aber hart wie ein Stein. Was ſagen Sie dazu, meine Herrſchaften? Mein Ehrenwort, ſie hat kein Herz —“ Seine Worte rührten ihn ſelbſt, und er ſchnäuzte ſich laut in ſein ſeidenes Taſchentuch.

Maxim lief ein zweites Mal in die Garderobe der Künſtlerin, die ſchon in Hut und Mantel zum Fortgehen bereit war.

„Fünfhundert Rubel,“ rief der junge Menſch atemlos. „Kira Oſſippowna, bei Gott, ich rate Ihnen —“

„Du weißt es doch, Maxim, ich nehme kein Geld. Weshalb kommſt du ein zweites Mal?“

Ihre Stimme hatte einen tiefen, weichen Klang. Ihre dunkeln Augen blitzten, und um den kleinen Mund zuckte es verächtlich: „Was ſoll ich wohl unter der betrunkenen Bande?“

„Ach, es ſind auch ſehr ehrenwerte Herren da. Der Fürſt Leszinsky, der Redakteur Ginsky, der Student Jakumow —“

„Der Student Jakumow?“ unterbrach ihn Kira erſtaunt.

„Wie kommt denn der in dieſe Geſellſchaft?“

„Er iſt ja der Neffe des reichen Kutinow. Sie ſind immer zuſammen, wenn der Gutsbeſitzer in Petersburg iſt. Ich bitte Sie, Kira Oſſippowna, bedenken Sie fünfhundert Rubel —“ begann Maxim noch einmal ſchüchtern und trat näher heran.

„Ich werde kommen," ſagte die Tänzerin plötzlich kurz entſchloſſen. „Aber teile ihnen da im Séparée noch nichts von meiner Abſicht mit."

Maxim ſtürzte davon und flüſterte ſofort dem Fürſten die Nachricht zu. Er wußte, daß der reiche Lebemann ganz im Bann der Künſtlerin war. Er rechnete außerdem auf ein reiches Trinkgeld, das er auch erhielt. Im Séparée hatte die wilde Luſtigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Auf der Bühne krächzte eine Chanſonette ihre frechen Lieder.

Niemand von den Herren achtete auf die Sängerin.

Maxim reichte Eis und Früchte herum. Da öffnete ſich die Tür, und in einem ſchlichten, dunkeln Kleid ſtand Kira plötzlich inmitten der lauten Geſellſchaft. Maxim nannte ſofort triumphierend ihren Namen. Dies wirkte wie ein elektriſcher Schlag. Die Herren ſprangen von ihren Sitzen und begrüßten die Tänzerin mit ſchmeichelhaften Worten. Sie hob wie abwehrend die Hände und ſagte mit ihrer klaren Altſtimme: „Bemühen Sie ſich nicht, ich wollte nur mit Herrn Kutinow —"

Sie ſah ſuchend umher: „Ich wollte ihm nur einige Worte ſagen."

Der Gutsbeſitzer torkelte mit verzücktem Lächeln auf die ſchöne Künſtlerin zu. Kira entnahm ihrem Handtäſchchen die fünfhundert Rubel und reichte ſie dem Dicken: „Bitte nehmen Sie Ihr Geld wieder, es könnte gut angewandt werden. Ich mag es nicht. Nehme nie Geld geſchenkt. Gedenken Sie aber in Ihrem Überfluß der vielen Menſchen, die hungern und nicht lachen können."

Es wurde plötzlich ganz ſtill im Raum. Nur Manon

kicherte leiſe, und die beiden andern Artiſtinnen ſchnitten Geſichter. Sekundenlang währte das Schweigen. Hier hatte man derartiges nie gehört. Mitten in die tolle Ausgelaſſenheit war ein Wort gefallen vom Ernſt des Lebens, ein Wort, das aufrüttelte und wie ein Blitz in dieſes Sodom hineinfuhr.

Kira machte jetzt einige Schritte auf den Studenten Jakumow zu: „Sie habe ich neulich ſchon geſehen —“

Da erinnerte er ſich, daß er ihr erſt geſtern auf dem Korridor bei der alten Petrowa begegnet war. Er hatte den Studenten Kolja Nikitin beſucht, der ſeit einigen Tagen dort wohnte. Er hielt es kaum für möglich, daß dieſer Varietéſtern dort hauſte. Die Petrowa vermietete ihre Zimmer an unbemittelte Studenten und an mancherlei Leute, deren Beruf man nicht kannte. Jakumow war ſchon geſtern das hübſche, zarte Geſicht aufgefallen und bekannt vorgekommen, er ahnte aber nicht, daß er der berühmten Tänzerin begegnet war. Sie konnte doch wie eine Prinzeſſin leben, weshalb hauſte ſie wohl unter den armen Leuten? Er wollte ein Geſpräch mit ihr beginnen, aber der Fürſt drängte ſich dazwiſchen und ſagte mit tiefer Verbeugung: „Seit heute bewundere ich Sie mehr, denn je. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind.“

Kira lächelte, und dieſes Lächeln gab ihr etwas ungemein Süßes und Kindliches. Die Herren umringten ſie, rote Roſen häuften ſich in ihrer Hand. Das Blumenmädchen, das Maxim herbeigerufen hatte, warf dieſem einen dankbaren Blick zu, als es mit leerem Körbchen davon ging. Der Fürſt reichte der Tänzerin den Arm und führte ſie zum kleinen Eckſofa, wo die Perelli ſie mit allerhand Neckereien empfing. Kutinow präſentierte

ihr ſelbſt den Champagner und überſchüttete ſie mit zärtlichen Worten. Sie beachtete ihn gar nicht. Ihre Zurückhaltung und die eiſige Ruhe, mit der ſie allen Galanterieen begegnete, reizte ihre Verehrerſchar, ihr noch mehr den Hof zu machen. Die Kolleginnen warfen ihr neidiſche Blicke zu, tuſchelten und witzelten über ſie. Der Sekt floß in Strömen, Kutinow beſtellte immer wieder neue Flaſchen, und die auserleſenſten Näſchereien häuften ſich auf dem Tiſch vor den Damen. Die Stimmung wurde immer ausgelaſſener und frivoler. Leszinsky lehnte beobachtend an der Wand, und ſeine Blicke wichen kaum von Kiras lieblichem Geſicht. Sie plauderte mit Jakumow, und niemand ahnte, daß nur die Anweſenheit des Studenten ſie noch in dieſem Kreiſe weilen ließ. Der junge Menſch gefiel ihr, ja, er war eigentlich der erſte Mann, der einen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht hatte. Das hübſche, lachende Geſicht, die ſtrahlenden, ſchwarzen Augen, der ſchöne Mund mit den blitzenden Zähnen, vor allem aber ſeine ſonnige Art bezauberten ſie, deren ganzes Weſen zur Schwermut neigte. In ſeiner Nähe wurde ihr froh und leicht zumut. Sie empfand es ſelbſt wie ein Wunder, daß ihre Seele aufblühte und dieſem Menſchen entgegenflog, als hätte ſie alle Zeit nur auf ihn gewartet. Wie ſie lachen konnte! Wie jung und befreit ſie ſich heute fühlte! Der Fürſt war in prickelnder Erwartung und zugleich packte ihn eine erbärmliche Angſt. Wann würde ſie aus ihrer Rolle fallen? Es ſchien ihm unmöglich, daß ſie in einer Stunde noch dieſelbe ſein ſollte. Das dritte Glas Sekt ſchenkt Kutinow ihr ein. Wird ſie es trinken? Da nimmt ſie alle ihre langſtieligen Roſen in den Arm und ſteht auf.

Voller Grazie ſind ihre Bewegungen. Sie reicht Jakumow die Hand. Wie ſchmal und edel ſind ihre Hände, die kein Ring ſchmückt. Der Fürſt gibt ſo viel auf Frauenhände, ſie offenbaren ihm den Charakter. Zärtlich wallt es in ihm auf, dieſe Hände wird er nicht vergeſſen. Kira wendet ſich zur Tür, ſie neigt grüßend den feinen Kopf. Da geht Kutinow auf ſie zu, er will ſie gewaltſam zurückhalten, ſeine Arme umfaſſen die zarte Geſtalt. Leszinsky ſchiebt ſich näher heran, ſein Herzſchlag ſtockt.

Plötzlich ein lautes Aufbrüllen, der Rieſe taumelt und fällt ſeinem Neffen in die Arme. Kiras kleine Fauſt hat ihn mit aller Wucht ins feiſte Faungeſicht getroffen. Mitten im Tumult ſucht ſie die Tür zu erreichen, aber die Damen zerren ſie zurück. Die betrunkene Perelli reißt ſie an den Haaren, daß ſie ſich löſen und die langen, dunkeln Zöpfe ihr über die Schultern fallen. Mehrere Herren ſtellen ſich ihr frech in den Weg. Jetzt ſchiebt ſich der Fürſt wie ein Raſender vor. Mit beiden Armen ſchafft er ſich Bahn, legt zart die Rechte auf Kiras Schulter und geleitet ſie die Stufen hinunter bis in ihre Garderobe. Sie ſprechen beide kein Wort. Er ſieht, wie das erſchreckte Mädchen zittert, wie ihr Fuß achtlos die Blüten zertritt, die ihrem Arm entſinken. Dann reicht ſie ihrem Beſchützer mit einem leiſen: „Ich danke Ihnen,“ die Hand. Der Diener, der ſie alle Abend nach Hauſe begleitet, hüllt ſie in ihren Mantel und hilft ihr in den Schlitten. Leszinsky geht ins Séparée zurück. Dort herrſcht wieder die alte Ausgelaſſenheit. Die Damen ſind froh, die Rivalin los zu ſein. La belle Manon ruft lachend dem eintretenden Fürſten zu: „Iſt die holde Blume in Sicherheit? La Sainte, die Heilige vom Varieté?“

Lautes Lachen. Applaus. Manon hat einen guten Witz gemacht.

„Die Heilige vom Varieté," ſchreit Kutinow, der ſeine Schlappe ſchon vergeſſen hat. „Bravo, ich trinke auf ihre Geſundheit."

Leszinsky läßt ſich von Maxim den Überzieher reichen, dabei murmeln ſeine Lippen: „Du Heilige, Heilige —"

Sein dunkles Auge ſtreift nochmals den heißen, dunſtigen Raum. Er hört die zyniſchen Bemerkungen der Herren, irgend jemand ſetzt einen Preis für Kiras zukünftigen Liebhaber aus. Lauter Beifall lohnt ſeinen perfiden Einfall. Ein unſagbarer Ekel ſchüttelt Leszinsky. Ohne Abſchied geht er zur Tür hinaus. Über Kiras rote Roſen tritt ſein eilender Fuß.

Zweites Kapitel

Marjuſſa wiegt ihr Püppchen in den Schlaf. Das tut ſie alle Abend, bevor ſie von Hauſe geht. Ihre Freundin Lena ſieht ihr lachend zu und zündet ſich eine Papyrus an. Sie iſt ein großes, ſtarkes Mädchen mit rotblondem Haar. Man ſagt, ſie ſei von guter Herkunft. Sie ſelbſt ſpricht nie über ihre Vergangenheit. Seit zwei Jahren wohnt ſie mit der ſchwarzen Marjuſſa zuſammen, und beide Mädchen teilen alles miteinander.

„Na, ſchläft dein Kind noch nicht?“ Die Frage klingt ein wenig ſpöttiſch. Marjuſſa deckt einen ſeidenen Lappen über das Puppenbett: „So, jetzt ſchläft Liſinka, wir können gehen.“

„Daß du das Puppenſpielen nicht laſſen kannſt,“ lacht Lena und fährt ſich mit der Puderquaſte übers Geſicht.

„Ach, ſchließlich iſt es doch die einzige Freude, die ich habe. Weißt du nicht, daß die Schweſtern Malzews auch ihre Puppen haben? Wie Kinder, ſo groß ſind ſie, und reizende Sachen nähen die Mädchen.“

„Blödſinn. Mir ganz unverſtändlich.“

„Vielleicht iſt es die Sehnſucht nach dem Kinde,“ ſagte Marjuſſa leiſe, wie zu ſich ſelbſt. In ihre ſchwarzen Augen kam ein feuchter Glanz. Die Erinnerung packte ſie, und ihre Gedanken wanderten zu einem kleinen Grabe.

„Die Männer ſind unſre Puppen, Marionetten, mit denen wir ſpielen. Ich quäle ſie am liebſten, denn ich

verachte ſie alle. Tiere ſind es. Beſtien. Peitſchen muß man ſie, dann winſeln ſie. Pfui, Teufel! Ich hab's wirklich manchmal ſatt dieſes Leben, dieſe elende Komödie."

„Und die Weiber? Sind die etwa Heilige? Wer trägt die Schuld?"

Marjuſſa widerſprach ſelten, wenn Lena was behauptete. Die war ſo ſehr klug. Und Mut hatte ſie, niemand trat ihr jemals zu nahe. Sie herrſchte über alle. Die kleine Schwarze ſchaute bewundernd zur großen Freundin auf, die ſich jetzt in ihren koſtbaren Pelz hüllte.

Vor dem Fenſter erklang ein Schlittenglöckchen. Lena ſchaute neugierig auf die Straße.

„Die Kira Torkaſſowa fährt ins Varieté. Die dumme Gans."

„Sie iſt großartig auf der Bühne," warf Marjuſſa ein. „Sag, weshalb ſprichſt du denn ſo von ihr?"

„Sie könnte wie eine Fürſtin leben und ſchließt ſich von jedem Vergnügen ab. Ich weiß es, die Männer ſind toll nach ihr —"

„Sie imponiert mir aber, ich wollte ich wäre wie ſie," meinte Marjuſſa ſeufzend.

Als die beiden Mädchen auf die Straße traten, begegnete ihnen der Student Nikitin. Er ſah ganz verfroren aus in ſeinem dünnen Überzieher. Seine kleine, hagere Geſtalt war vor Kälte wie zuſammengeſchrumpft, achtlos ging er an den beiden Mädchen vorüber, die leiſe hinter ihm her kicherten. Er kümmerte ſich um niemand. Er fror, hungerte und arbeitete immerzu. Mit ſeinem armſeligen Daſein war er zufrieden. Er pflegte zu ſagen: „Das iſt nur eine Zwiſchen-

ſtation in meinem Leben. Ein dunkler Gang, durch den komme ich mal an das offene Tor, dort ſtehe ich einen Augenblick, ſchaue zurück und gehe dann hindurch ins Freie."

Wie er ſich dieſes Freie dachte, darüber ſchwieg er. Überhaupt war er ein großer Schweiger. Nur manchmal packte ihn der Geiſt, wie ſeine Kameraden zu ſagen pflegten, dann redete er ohne Aufhören. Hauptſächlich war es die Studentin Maſcha Bataſchkowa, die dieſen Geiſt bei ihm heraufbeſchwor, denn ſie reizte ihn mit ihren Paradoxen. Sie gehörte unter den Studenten zu den Wohlhabenden. Ihre Großeltern, die auf dem Lande lebten, ſchickten ihr jeden Sonnabend ein Paket mit guten Sachen, die ſie freigebig teilte. Auch die Wirtin bekam jedesmal einen guten Happen ab, ſonſt hätte ſie ſehr unangenehme Seiten gezeigt. Die fette, ſchlampige Frau, die ſtets in einem dunkellila Schlafrock einherging, auf dem die vielen Fettflecke ein Extramuſter bildeten, ſah ſehr darauf, daß man ihr den ſchuldigen Reſpekt erwies und in ihrem Hauſe Ordnung herrſchte. Was ſie unter Ordnung verſtand, war allen ziemlich rätſelhaft. Wenn ein Mieter nicht ſelbſt dieſe Tugend beſaß, ſo blieben ſeine Zimmer bis zum heiligen Oſterfeſt ungeräumt. Dann allerdings kam der Kramteufel über die Frau, und man ſah ſie tagelang mit ein paar alten Frauen ſchrubbern und wiſchen.

Kolja Nikitin trat in ſeine kalte, dürftig möblierte Stube. Er ſtellte ſich an den großen Kachelofen, der nur ſpärlich Wärme abgab. Er merkte es nicht, daß ſein vereiſter Bart zu tauen begann und von den dichten Brauen ihm die Tropfen herabrannen. Seine Seele

ſpannte ihre Flügel und flog in eine Welt, die ſie wie ein ſonniger Garten umfing. Ein Lied klang in ihm und Worte formten ſich auf ſeinen Lippen. Leiſe flüſterte er ſie vor ſich hin, und ſeine weiche Stimme tönte wie ein Geiſterhauch durch das Dunkel ſeines Zimmers: „Die Seele iſt wie eine Harfe. Ein zarter Wind macht ihre Saiten erzittern. ... Die Menſchenſeele iſt wie ein feines Inſtrument —“

Da klopfte es an ſeine Tür. Er fuhr zuſammen und öffnete. Eine hohe Geſtalt ſchob ſich ins Zimmer.

„Menſch, mit wem ſprichſt du hier im Finſtern? Iſt noch jemand da? So mach doch Licht, Kolja. Teufel, man ſtößt ſich ja die Augen aus dem Kopf.“

„Schimpf nicht, Pjetr, ich zünde gleich die Lampe an. Heilige Mutter Gottes! Da iſt wieder kein Tröpfchen Petroleum drin.“

„Warte, ich geh zu Maſcha, ſie hat Licht im Zimmer. Kenne ſchon die chroniſche Krankheit deiner Lampe.“

Mit einem Satz war der lange Menſch aus dem Zimmer. Kolja blieb verlegen zurück und begann haſtig in ſeinen Taſchen zu kramen. Ein wenig Silbergeld kam zum Vorſchein. Das war ſeine ganze Barſchaft. Wie lange mußte ſie reichen? Da faßte er ſich freudig an den Kopf. Morgen oder übermorgen war ja ſchon der geſegnete Tag, wo Tante Olgas Geldſendung eintraf. Faſt zärtlich zählte er die Kopeken in ſeiner Hand, dreißig, vierzig — was, noch ganze ſechzig Kopeken? Fabelhaft reich war er noch. Fein hausgehalten hatte er. Schnell entſchloſſen tappte er ſich zu ſeinem Schrank, holte die leere Petroleumflaſche hervor und rannte auf die Straße. Unterwegs fiel ihm ein, daß er weder Tee, noch Zucker hatte. Vom Bäcker, der ihm bis

morgen Kredit gewährte, holte er einige heiße Kohlpiroggen. Jetzt langte es noch zu Zigaretten, und fröhlich pfeifend kam er, wie ein kleiner Schneemann, in ſeiner Stube an. Sie war hell erleuchtet, Maſcha hatte ihm die Lampe gefüllt. Pjetr ſaß an ſeinem Tiſch und las, den dunkeln Kopf in beide Hände geſtützt. Kolja blieb ganz entſetzt an der Tür ſtehen, denn der Freund las, was er bisher ängſtlich vor aller Augen verbarg.

„Junge, was iſt denn das?“ rief Pjetr ihm zu. „Du biſt ja ein leibhaftiger Dichter. Schau, ſo ein Heimlicher! Wir denken, du büffelſt den ganzen Tag, du Muſterexemplar von Fleiß und Tugend. Nun komme ich aber hinter deine Schliche. Wer iſt denn dieſes Götterweib, das du ſo flammend andichteſt?“

Kolja füllte den Samowar mit Kohlen und beugte dabei ſein blaſſes, bärtiges Geſicht ſo tief es ging, um ſeinem Gaſt nicht in die Augen ſehen zu müſſen.

„Ach laß doch! Lies nicht weiter! Phantaſieen, Spielereien müßiger Stunden ſind es. Nicht der Rede wert.“

Jakumow fuhr aber fort in den auf dem Tiſch umherliegenden Papieren zu blättern. Ganz eifrig wurde er dabei, und manchmal las er einige Sätze halblaut. Da legte Kolja plötzlich beide Hände über die Blätter und ſagte energiſch: „So hör doch auf. Dies alles iſt mir heilig.“

„Die Spielereien müßiger Stunden?“ höhnte Pjetr. „Aber du ſollſt deinen Willen haben. Wer weiß, vielleicht rufſt du mich doch noch eines Tages, wenn der Kontrakt mit dem Verleger aufgeſetzt werden ſoll. Übrigens kam ich nicht her, um deine Gedichte zu leſen. Ich will dich gewiſſermaßen als Detektiv anſtellen.“

„Um Gottes willen —“

„Erſchrick nur nicht. Es iſt nicht ſo ſchlimm. Ich will's dir erzählen. So iſt's recht, puſte nur tüchtig in den Samowar, ein Glas Tee wird uns gut tun. Dieſe verfluchten Nächte mit dem Onkel Kutinow. Ich bin froh, daß der Mann endlich fort mußte. Seine Mutter war erkrankt. Ich ſage dir, gewüſtet hat der Menſch, das Geld geſchmiſſen, geſoffen und die Chanſonetten traktiert, na, das war ſchon nicht mehr ſchön. Dabei hatte der Mann nicht zehn Rubel für mich übrig. Aber ich hab' ihn doch ſchließlich überliſtet. Mußte mir meine kleine Proviſion einſtecken. Habe meine Zeit und meine Nerven auch nötig. Ein gräßlicher Kerl, dieſer Dickwanſt. Unbegreiflich, wie meine Tante an ſeiner Seite leben mag.“

Kolja reichte dem Gaſt ein Glas Tee und auf einem Stückchen Zeitungspapier die Piroggen. Und als Pjetr ihn fragend anſah, bevor er zugriff, ſagte er ſchnell: „Morgen kommt Tante Olgas Geld an. Kannſt ruhig eſſen.“

„Du biſt aber diesmal fein ausgekommen,“ ſagte Jakumow, eifrig kauend.

„Es iſt mir ſelbſt ein Rätſel,“ meinte Kolja und räumte jetzt eilig ſeine Papiere in eine Mappe. Er dachte aber nicht daran, wie oft er ohne Abendbrot zu Bett gegangen war. Sein Drama hatte ihn alles vergeſſen laſſen. Er ſchrieb daran oft bis in die Nacht hinein und hörte erſt auf, wenn ſeine Lampe erloſch. Auch das Mittageſſen hatte er manchmal verſäumt, und Brot und Tee genügten ihm, den Hunger zu ſtillen.

Kolja ſetzte ſich neben den Freund: „Nun ſag mal,

welche Rolle haſt du mir denn zugedacht? Wen ſoll ich beobachten? Welches Verbrechen —"

„Ach, Unſinn. Hör zu: hier im Hauſe wohnt die gefeierte —"

„Kira Torkaſſowa — und was willſt du von ihr?"

„Ja, die Heilige vom Varieté. Die kleine Teufelin. La belle Manon prägte den Namen. Der wird bald in aller Munde ſein. Sag mal, kannſt du nicht einiges über die Vergangenheit der Tänzerin erfahren?"

„Intereſſierſt du dich ſo ſtark für ſie?" Koljas Stimme klang ein wenig unſicher.

„Sie gefällt mir, aber ich bin nicht verliebt. Fürſt Leszinsky hat mich darum gebeten."

Kolja bekam plötzlich einen roten Kopf. Er fragte erregt: „Was will der Mann von ihr?"

„Vielleicht ſie heiraten, was weiß ich. Ihm iſt alles zuzutrauen."

„Iſt es nicht der verrückte Leszinsky, von deſſen extravaganten Einfällen ſo viel die Rede war? Er iſt doch wohl nicht ganz richtig im Kopf?"

„Blaſiert iſt er, überſättigt. Dazu enorm reich. Er ſprach neulich ſelbſt von ſeiner tollen Idee, ſich eine Götterinſel auf ſeinem Gut zu bauen."

„Es hieß, er hätte als Neptun auf dem Thron geſeſſen und dem Spiel der Nixen zugeſchaut, die im See umherſchwammen. Dieſe Nixen waren alle aus Petersburg verſchrieben. Zwei von ihnen wohnen ſogar hier bei der Petrowa, ſie haben ihren beſonderen Eingang. Von ihnen hat die Wirtin viel über ihren Aufenthalt beim Fürſten gehört. Die Alte tiſcht dieſe Geſchichten mir immer wieder auf, ſo widerlich ſie mir auch ſind. Ihren Redeſtrom kann man ſchwer eindämmen."

„Der Fürſt hat auf mich in den tollen Nächten mit meinem Onkel einen guten Eindruck gemacht. Wir plauderten manchmal zuſammen, und dabei hat er mich gebeten, ihm über Kira Bericht zu erſtatten. Er wußte, daß ich Gelegenheit habe, ſie zu ſehen. Weißt du etwas von ihr? Haſt du ſie mal geſprochen?“

„Ich kenne die Tänzerin kaum. Sie bewohnt das beſte Zimmer der Petrowa, läßt ſich das Eſſen aus dem nächſten Hotel bringen und geht faſt nie, außer ins Varieté, von Hauſe. Ihre Dienerin iſt eine alte, halbtaube Perſon, die ſelten mit jemand ſpricht. Es heißt, ſie wäre menſchenſcheu. Der Künſtlerin bin ich einigemal im Flur begegnet. Sie iſt ernſt und ſehr zurückhaltend. Nur einmal ſprachen wir zuſammen —“

„Und, hat ſie dir da nichts von ſich erzählt?“

„Gar nichts!“

„Sei nur nicht ſo geheimnisvoll. Alle Leute faſſen ſofort Vertrauen zu dir. Mademoiſelle Kira intereſſiert mich. Ich finde, ſie gibt einem Rätſel auf. Wovon ſpracht ihr denn?“

„Wir philoſophierten etwas über das Leben, über das Menſchenſchickſal. Sie ſcheint mir recht geſcheit und beleſen zu ſein. Ach ja, dann ſagte ich ihr noch, daß es ſehr edel von ihr wäre, dem armen Rebrow zu helfen und für ſeine Pflege zu ſorgen.“

„Rebrow? Was iſt denn mit ihm? Hat er ſich krank geſoffen?“

„Der Kerl hat ſich das Bein neulich gebrochen und ein Loch in den Kopf geſchlagen. Er iſt aus dem Schlitten gefallen. Niemand kümmerte ſich um ihn. Wer hatte denn auch die Zeit dazu? Die Torkaſſowa hat ihm eine Pflegerin engagiert und beſucht ihn ſelbſt alle Tage.“

„Der Menſch verdient dieſe Güte gar nicht, er wird ſich noch zu Tode trinken. Ein unangenehmer Menſch.“

„Das ſagte ich ihr auch, aber ſie meinte: ‚Wiſſen wir denn, was der Arme für Eltern hatte? Wer darf da den erſten Stein werfen?‘“

„Hm, ſie ſcheint ja ein goldenes Herz zu haben. Wie mag nun dieſe ſeltene Blume ans Varieté gekommen ſein? Dort findet man in der Regel andere Gewächſe. Ich möchte zu gern wiſſen, wer ihre Eltern waren, wie ſie ihre erſte Jugend verlebte.“

Sie plauderten noch lange Zeit miteinander, und immer wieder kamen ſie auf Kira zu ſprechen. Plötzlich wurde es laut vor dem Hauſe. Viele Menſchen ſchienen ſich angeſammelt zu haben, man hörte Geſchrei, Gelächter. Die beiden Studenten liefen auf die Straße. Als ſie die Tür öffneten, ſtürzte ihnen eine verſchleierte Dame entgegen. Es gelang dem Dwornik, die Tür hinter ihr ſchnell zu ſchließen. Von ihm erfuhren die Freunde, daß dieſer Menſchenauflauf der Tänzerin wegen ſtattgefunden hatte. Mehrere junge Leute, darunter Studenten und Schüler waren ihr vom Varieté aus gefolgt, um vor ihrer Wohnung noch begeiſterte Ovationen zu veranſtalten. Durch das Herzukommen angetrunkener Männer hatte die Geſchichte ſchließlich einen unangenehmen Charakter angenommen. Draußen ſchritt jetzt die Polizei ein, man hörte die Menſchen ſich entfernen.

Die beiden Studenten kehrten in Koljas Zimmer zurück. In der offenen Tür trat ihnen Kira entgegen.

„Verzeihung, meine Herren, daß ich mich in Ihr Zimmer flüchtete. Die Tür ſtand offen, und ich fürchtete, man würde mich bis in mein Zimmer verfolgen.

Ich wollte meiner guten Warwara den Schreck erſparen.“

Kolja bot ihr ſchüchtern ein Glas Tee an, was ſie dankend annahm.

„Ich mag mich nicht ſo erregt Warwara zeigen. Wenn ſie was von dem heutigen Ereignis erführe, ſo würde ſie mich nicht mehr allein ins Varieté laſſen. Faſt immer muß mich ein Diener begleiten, das habe ich bei der Direktion ausgemacht, nur heute ſchickte ich ihn fort, weil er ſo ſtarkes Zahnweh hatte. Ich fürchte mich vor derartigen Beläſtigungen, wenn ſie auch gut gemeint ſind.“

Jakumow pries den Zufall, der ihm ſo bald Gelegenheit gab, die Tänzerin zu ſprechen. Kira unterhielt ſich mit Nikitin über das Buch eines modernen Dichters, das der Student ihr geliehen hatte. Pjetr brannte darauf, das Geſpräch an ſich zu reißen. Während eines kurzen Schweigens platzte er recht taktlos dazwiſchen: „Na, Mademoiſelle Kira, mein Onkel wird auf dem Lande wohl noch manchmal an Ihre energiſche Abfertigung denken müſſen. Ha, ha, als der Alte nüchtern wurde, da hat man ihn ordentlich gehänſelt. Geflucht hat der Dicke und Ihnen alle Rache geſchworen, weil Sie ihn in echt mädchenhaftem Stolz ſo gehörig gemaßregelt hatten.“

Die Tänzerin ſah ihn etwas erſtaunt an, dann ſagte ſie ſehr ernſt: „Es war nicht mädchenhafter Stolz bei mir, ein furchtbarer Ekel war es, denn der Menſch erinnerte mich an meinen einſtigen Mann.“

„Was, Sie waren verheiratet?“ rief Jakumow.

Sie ſah, daß er im Begriff ſtand, Fragen an ſie zu richten. Gerade ihm mochte ſie am wenigſten von ihrer

trüben Vergangenheit erzählen. Sie ſtand auf und verabſchiedete ſich eilig: „Ich darf meine gute Warwara nicht länger warten laſſen," ſagte ſie, als Kolja ſie zum Bleiben nötigte.

Kira trat leiſe in ihr Zimmer. Es war dunkel, nur das ewige Lämpchen vor dem Heiligenbilde verbreitete einen ſchwachen Lichtſchein. Im Lehnſtuhl neben dem Ofen ſaß eine alte Frau und ſchnarchte laut. Plötzlich erwachte die Schlafende, und ein Lächeln huſchte über das welke Geſicht. Sie rieb ſich die Augen und ſtand ſchwerfällig auf. Dann zündete ſie ein Licht an und entnahm der Ofenröhre ein Fleiſchgericht, das ſie warm geſtellt hatte.

„Iß, mein Täubchen, du wirſt hungrig ſein. Heute kamſt du ſpäter, als ſonſt. Mein Goldkindchen mußte wohl wieder auf den vielen Applaus hin etwas zugeben? Deine armen Füßchen, ſoll ich ſie dir maſſieren? Komm, Kirotſchka, zieh deinen Schlafrock an."

Kira küßte die liebevolle Seele auf beide Wangen und ſagte lächelnd: „Deine Fürſorge tut mir ſo gut, Mütterlein Warwara, du biſt doch ein prächtiger Menſch. Solch ſchönes Abendbrot. Und Hunger habe ich, na, du wirſt ſtaunen —"

Trotz ihrer Müdigkeit fand Kira lange keinen Schlaf. Sie lag mit offenen Augen und hatte heute keine Kraft, die Bilder der Vergangenheit zu verſcheuchen. Ihre troſtloſe Kindheit ſtand mit all den entſetzlichen Epiſoden, die ſie nie vergeſſen konnte, vor ihr. Bild auf Bild entrollte ſich vor ihrem geiſtigen Auge. Sie war die einzige Tochter eines Gefängnisaufſehers in der Provinz. In einem großen, grauen Steinhauſe hatte ſie gelebt, und ihre erſten Eindrücke waren mit den Ge-

fangenen verknüpft, die hinter dieſen dicken Mauern ſchmachteten. Sie hörte Ketten raſſeln und viel Seufzer aus gequälter Menſchenbruſt. Ihr Vater war ein ernſter, ſchweigſamer Mann, der eines Tages ſeinem freudloſen Daſein ſelbſt ein Ende machte. Ihre Mutter zog mit ihr in die Reſidenz, um dort das Leben nach ihrer Manier zu genießen. Sie verſteckte ihr Töchterchen unter dem Bett, damit die Unbefangenheit ihrer Gäſte nicht geſtört würde. Von dieſem Verſteck aus ſah das kleine Mädchen die wüſten Orgien mit an. Kira ſtöhnte laut auf. Die Erinnerung erfüllte ſie noch heute mit Grauen. Mit Abſcheu und Haß gedachte ſie ihrer Mutter, die nur Schläge und Püffe für ſie gehabt hatte. Um ganz frei zu ſein, hatte die Frau ihre Tochter mit ſechzehn Jahren an einen alten Wüſtling verkuppelt. Dieſe Ehe bildete ein neues, ekelhaftes Kapitel im Leben der Tänzerin. Kalt rieſelte es über ſie hin, wenn ſie an die drei Jahre mit Stepan Torkaſſow dachte. Eines Tages lief ſie ihm davon. Halbtot vor Ermattung kam ſie bei der alten Warwara an, die einſt als Gefangene in ihrem Elternhaus die Wirtſchaft geführt hatte und ſich jetzt als Wäſcherin in einer kleinen Stadt ernährte.

Zu Hilfeleiſtungen im Hauſe pflegte der Gefängnisaufſeher ſtets gutartige, weibliche Gefangene heranzuziehen. Was Kira als Kind an Liebe und Fürſorge erfahren hatte, dankte ſie dieſer ſchlichten Frau. Als Warwara ihre Freiheit wiedererlangt hatte, gab ſie Kira ihre Adreſſe und ſagte: „Wenn du mal ganz verzweifelt biſt, dann komm zu mir. Ein warmes Winkelchen werde ich immer für dich haben. Du brauchſt dich meiner nicht zu ſchämen, ich habe wohl geſtohlen,

aber ich tat es aus Not, weil mein Kind hungerte. Jetzt iſt mein kleiner Junge tot, und ich durfte ihn nicht zu Grabe geleiten."

Zu dieſer treuen Seele flüchtete damals das junge Weib in ſeiner Not. Ihr Mann ſuchte ſie vergebens zwei Jahre lang, dann ſtarb er. Von da ab konnte Kira erſt an einen Beruf denken. Auch vor den Nachſtellungen ihrer Mutter war ſie ſicher, denn die Frau war zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden.

Schon als Kind dachte ſich Kira allerhand phantaſtiſche Tänze und Poſſen aus. Das war ihre liebſte Beſchäftigung, der ſie aber ganz heimlich oblag. Während ihrer unglücklichen Ehe lernte ſie eine alte, penſionierte Ballettdame kennen, die ſie einmal bei ihren Übungen überraſchte und ſich ſofort erbot, ſie unentgeltlich auszubilden. Das mußte natürlich in aller Heimlichkeit geſchehen. Sie war der jungen Frau dann bei ihrer Flucht behilflich und gab ihr noch verſchiedene Empfehlungen an einſtige Kollegen mit. Aber erſt nach Torkaſſows Tod wagte Kira in die Reſidenz zu ziehen. Warwara begleitete ſie, und der kleine Spargroſchen der treuen Seele ermöglichte ihnen überhaupt dieſe Reiſe. Hier erhielt Kira aber ſehr bald eine Anſtellung an einem kleinen Varieté. Vor einem Jahr kam ſie an das erſte Varieté der Reſidenz und wurde bald der gefeierte Liebling des Publikums.

Kira ſchluchzte leiſe in ihr Kiſſen. Wie einſam war ſie doch trotz aller Erfolge. Wie hungerte und fror ihr junges Herz. Das Leben erſchien ihr wie eine klirrende, eiſige Kette, die ſie mitſchleppen mußte. Sonnenlos, liebeleer war ihr Daſein. Seit ſie zum erſtenmal

Jakumow begegnet war, lebte eine heiße Sehnſucht in ihr. Und doch fragte ſie ſich dann wieder: Glück, Liebe — waren das alles nicht nur Phantome, denen die Menſchen nachjagten, die aber nur in die Irre lockten und ſchließlich das ſtarre Antlitz des Todes zeigten?

Und Kira, der die Männer die Hände unter die Füße breiten wollten, der ſie ihre Liebe immer wieder wie rote Roſen zuwarfen, die gefeierte, angebetete Kira, von der es hieß, daß ſie kein Herz habe, die weinte ſich heute wie ein verlaſſenes Kind in den Schlaf, weil niemand ſie liebhatte.

Drittes Kapitel

Frau Sſofja Jakumow ſtand in ihrem braunen, kniſternden Seidenkleid mitten im Zimmer und horchte auf das Zufallen der Haustür. Es hatte eben zwiſchen ihr und ihrem Sohn Pjetr, trotz der ſpäten Nachtſtunde, eine ſtürmiſche Unterredung gegeben. Der junge Menſch war ziemlich erregt fortgeſtürmt, aber die Mutter machte ſich darüber keine Gedanken. Sie wußte, daß ſie ihn ſchließlich doch beherrſchte, wie einſt ihren ſeligen Mann, von dem der Junge ſo viel an Charaktereigenſchaften geerbt hatte. Aber er war auch ihr Kind, die kühle Berechnung und die Schätzung des Geldes hatte er von ihr. Eigenſchaften, die ſeinen Leichtſinn immer wieder eindämmten. Es war faſt ſchon Morgen, ſo lange hatte der Beſuch bei den alten Malinins gedauert. Die machten jetzt ein Haus, ſeit die Tochter verwitwet war und bei ihnen lebte. Sehr viel junge Leute verkehrten dort, es war erſichtlich, daß die reiche Sina ſich wieder verheiraten wollte.

Die kleine, hagere Frau mit dem energiſchen Geſicht nahm den Meſſingleuchter vom Tiſch und ſuchte ihr Schlafzimmer auf. Mechaniſch, ganz in ihre Gedanken vertieft, löſte ſie ihre falſchen, ſchwarzen Zöpfe vom ergrauten Kopf, den ſie zur Nacht in ein gelbes Seidentuch hüllte. Sie hielt dies für ein untrügliches Mittel gegen Kopfweh.

Was der Pjetr eigentlich gegen die Malinina hatte? Sie war doch ein recht hübſches, appetitliches Weſen.

Junge, elegante Witwen übten doch einen großen Reiz auf die Männer aus. Dieſe war noch dazu eine glänzende Partie. Ob der Junge wohl ſchon gewählt hatte? Es fuhr ſiedend heiß über ſie hin. Nur das nicht! Bisher war es ihr gelungen, ſein Tun und Laſſen heimlich zu überwachen, obgleich er nicht mit ihr zuſammenlebte. Das wollte ſie um keinen Preis. Vor allem ſollte er ſich einrichten lernen, denn ſie hielt ihn recht knapp. Er ahnte ja nicht, daß ſeine Mutter nicht zu geizen brauchte. In ſeinen Augen war ſie eine arme Frau, die nur mühſelig mit ihrer Witwenpenſion auskam. Ein pfiffiges Lächeln huſchte über das harte, faltige Geſicht. Sie warf ihr verblichenes Morgenkleid über die mageren Schultern und holte dann einen großen Schlüſſelbund hinter dem Spiegel hervor. Sie begann die Schübe der hohen Mahagonikommode zu öffnen, die neben ihrem Bett ſtand. Unzählige Käſtchen und Päckchen lagen darin aufgeſtapelt. Die von der Gicht ein wenig gekrümmten Finger der Frau öffneten ein Etui nach dem andern. Um ihre dünnen, blaſſen Lippen ſpielte ein gieriges Lächeln. Der flackernde Lichtſchein der hohen Stearinkerze huſchte über den blitzenden Inhalt hin. Das waren ihre Schätze, von denen ihre Verwandten nichts ahnten. Diejenigen, die ſie brachten, kamen ſpät abends über die ſteile Hintertreppe zu ihr, um nach einiger Zeit eilig von dannen zu ſchleichen. Oft hielten Kutſchen und Autos in der Nebenſtraße, die dieſe dicht verſchleierten Damen dann wieder hinwegführten.

Wie das gleißte und ſprühte! Liebkoſend fuhren die dürren Finger über die Schmuckſtücke, deren Verkauf bald bevorſtand. Sie wußte es, nur wenige würden

ausgelöſt werden. In acht Tagen kam der Jude Aronſohn, und dann ging das Schachern los. Die Hofratswitwe Sſofja Jakumow betrieb dieſes Verſatzgeſchäftchen in aller Heimlichkeit ſeit dem Tode ihres Mannes, der ihr ein paar tauſend Rubel hinterlaſſen hatte. Eigentlich hatte ſie das Geld geſpart, denn er vertat gern alles am Kartentiſch. Sie hatte ihre Kapitalanlage nicht zu bereuen gehabt, denn ſie war dadurch eine wohlhabende Frau geworden. Ihr Pjetr würde einſt ſtaunen, wenn er nach ihrem Tode ſein Erbe antrat. Jetzt ſollte er darben, denn nur ſo konnte ſie ihn dazu bringen, eine reiche Frau zu heiraten. Wie hatte er doch heute geſagt? Er wollte ſich gewiß nie verplempern. Aber mit der Sina Malinina ſollte ſie ihn in Ruh laſſen, die wäre ihm doch nicht mehr jung genug. Außerdem könnte er blonde, fette Frauen nicht ausſtehen.

Frau Sſofja ſchloß den oberſten und den zweiten Schub wieder ab. Im dritten begann ſie jetzt unter allerhand Papieren zu kramen. Dabei fiel ihr ein Brief in die Hand, den ſie geſtern achtlos hineingeworfen hatte, als ſie im Begriff ſtand zu Malinins zu fahren. Er war aus Kutinowo und enthielt die Einladung zum Namenstag der alten Frau Kutinow, die ſehr darauf ſah, daß an ihrem Ehrentage alle Verwandten auf dem Gut eintrafen. Dort galt Sſofja als arme Couſine, der man hin und wieder mal unter die Arme greifen mußte. Morgen würde ſie dann wohl das Reiſegeld für ſich und ihren Sohn erhalten.

Wie die Jahre dahinſchwanden. Wie lange war es her, daß ſie noch mit ihrem Mann und dieſem ſpät geborenen Sohn die Reiſe angetreten hatte? Welch

ein Feſt waren dieſe Tage auf dem Lande immer geweſen. Als Schüler hatte Pjetr dann ſtets ſeine Ferien auf dem Gut verbracht. Bei dieſen Erinnerungen durchzuckte ſie ein Gedanke. Mußte es denn gerade die Malinin ſein? Sie war ja auch wirklich reichlich dick, und es war töricht von ihr geweſen, ſich mit dem Sohn dieſer Frau wegen zu zanken. Da war ja in Kutinowo ſo viel heranwachſende Jugend, zumeiſt auch Goldfiſchchen, die für ihren Jungen in Frage kamen. Sie ließ alle die brünetten Backfiſche in Gedanken Revue paſſieren, ob da nicht ein nettes Frauchen für Pjetr heranreifte. Das pfiffige Lächeln, das ihrem ſtarren Geſicht einen Zug von Verſchlagenheit verlieh, war wieder da. Wie hatte ſie nicht früher daran denken können. Vera Kutinow, die älteſte Tochter zählte ja ſchon vierzehn Jahre. Zwar durften ſich nach ruſſiſchem Geſetz Verwandte nicht heiraten, aber das Geld löſte und band, und es blieb doch ſtets die höchſte Macht, die über alle Geſetze triumphierte.

Draußen ſtampften ſchwere Tritte auf dem Bürgerſteig. Der Dwornik begann den Schnee zu ſchaufeln. Frau Jakumow löſchte eilig ihr Licht. Dann verrichtete ſie vor dem goldenen Heiligenbilde ihr Nachtgebet.

Ihre Lippen murmelten immer wieder dieſelben Worte, und ihre Stirn berührte zweimal den Fußboden. Ihre Seele aber war ganz in irdiſchen Regionen und baute Luftſchlöſſer ohne Zahl.

Pjetr fand in ſeiner engen Studentenbude lange keinen Schlaf. Der Streit mit der Mutter bedrückte ihn. Sie konnte nach ſolch einer Meinungsverſchiedenheit ſehr nachtragend ſein. Die Folge davon war gewöhnlich, daß ſein Monatsgeld beſchnitten wurde.

Das wäre ihm diesmal ganz besonders fatal gewesen. Er brauchte durchaus einen neuen Anzug, denn Fürst Leszinsky hatte ihn zu sich eingeladen. Es sollte ein großes Fest werden, zu dem nicht nur die Elite der Residenz erscheinen würde, sondern auch mehrere Berühmtheiten aus der Künstlerwelt. Er wollte dort mal sein auftreten, nicht wieder im gemieteten Smoking an den Wänden umherstreichen, wie er es so oft tun mußte. Diese ewigen Geldfragen verbitterten einem wirklich das Leben. Er begann über das Gespräch mit seiner Muttter nachzudenken. Die Malinina sollte es durchaus sein. Er sah die Witwe in ihrem fetten, rosigen Dekolleté mit den schmachtenden, runden Puppenaugen vor sich. Brillanten blitzten an ihren kurzen Fingern mit den polierten Nägeln, auf denen der Lack dick und glänzend saß. Nein, das war keine Frau für ihn. Diese seelenlose Larve würde ihn um den Verstand bringen. Und während er sich anschickte zu Bett zu gehen, stand ein anderes Frauenbild in seiner Erinnerung. Er sah ein zartes, melancholisches Gesicht, Augen, die ernst und klug blickten, in denen ein Sehnen und Warten lag. . . . Noch in seine Träume hinein verfolgte ihn dieses reizende Gesicht und eine weiche Stimme umschmeichelte sein Ohr.

Spät erwachte er am andern Morgen. Seine Wirtin brachte ihm mit dem Morgentee einen Brief, der die derben Schriftzüge seines Onkels trug. Er enthielt eine Jagdeinladung und zugleich die Bitte, verschiedene Besorgungen zu machen. Ein Scheck auf die Reichsbank war beigefügt. Schmunzelnd steckte Pjetr den Brief in die Tasche. In diesem Augenblick glich er seiner Mutter. Er kleidete sich eilig an, und um elf

Uhr ſchlenderte er ſchon über den Newsky, um die Aufträge ſeines Onkels auszuführen.

An der Ecke der Morskaja ſtauten ſich die Schlitten. In langen Reihen ſtanden ſie wartend da. . . . Auch die Fußgänger konnten einen Augenblick nicht vorwärts, bis der Übergang zum Newsky frei wurde. Jakumow muſterte die Inſaſſen der zunächſt ſtehenden Gefährte. Da ſah er die Torkaſſowa mit ihrer Dienerin. Er grüßte und bemerkte zu ſeiner Genugtuung, daß Kira ihn erfreut anlächelte.

Die Frauen hatten ihn von jeher verwöhnt und ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt. Er trat ganz nahe an den Schlitten heran und wechſelte einige Worte mit der Tänzerin.

„Kommen Sie heute ins Varieté," ſagte ſie, „es iſt eine neue Feerie einſtudiert worden, die ſehr ſchön wirken ſoll."

Jakumow konnte ihr nur noch die Hand küſſen, dann zogen die Pferde an. Der Weg war wieder frei. Nachdenklich ging der Student weiter. Halb war er glücklich, halb ärgerlich. Würde er ſich nun auch in dieſen Varietéſtern verlieben? Das war ja wie eine Epidemie unter der Petersburger Männerwelt . . .

Viertes Kapitel

Die alte Frau Kutinow war an der Influenza erkrankt. Sie verlangte, daß ſofort eine Depeſche an ihren Sohn nach Petersburg abging, denn bei ihrem hohen Alter dachte ſie an ihr Ende. Sie wollte aber nicht ſterben, bevor ſie ihren Einzigen geſegnet und noch ein letztes Wort zu ihm geſprochen hatte. Als der Gutsbeſitzer zu Hauſe anlangte, fand er ſeine Mutter ſchon fieberfrei vor. Sie war nur noch ein wenig ſchwach und zu trüben Gedanken aufgelegt.

Sergei Kutinow glich ſehr ſeiner Mutter, nur waren ſeine Züge aufgeſchwemmt, während ihr Geſicht eine längliche, ſpitze Form hatte.

Er war der Typus eines ſorgloſen Genießers, der im üppigen Wohlleben ſeine Tage hinbrachte, während ſie einen verſorgten, grämlichen Eindruck machte. In ihren noch lebhaften, braunen Augen lag ein lauerndes Aufpaſſen, etwas Stechendes und Hartes, was ſie allgemein gefürchtet machte. Man erwies ihr alle Ehre im Hauſe, aber weder ihre Schwiegertochter, noch ihre Enkelkinder traten jemals zu ihr in ein wärmeres Verhältnis. Sie vermißte dies nicht, ihr war ſtets nur darum zu tun, eine gewiſſe Autorität zu bleiben, deren Wort im Kreiſe der ihren etwas galt. Die Dienerſchaft fürchtete ſie, denn vor dieſen durchdringenden Blicken blieb nichts verborgen. Wenn ihre Schwiegertochter verreiſte, was ziemlich oft vorkam, dann führte die alte Frau ein ſtrenges Regiment. Die guten und allzureich-

lichen Mahlzeiten hörten auf, und es wurde geſpart und geknauſert an allen Ecken und Enden.

Frau Liſa Kutinow war in gewiſſer Beziehung Schöngeiſt. Sie hatte ein bedeutendes Maltalent und widmete mehrere Stunden des Tages dieſer Kunſt. Im Sommer ſkizzierte ſie viel, und die landſchaftlichen Schönheiten der Gegend boten ihr reizvolle Motive. Die Erziehung ihrer drei Kinder nahm ihr nicht viel Zeit weg. Um die fünfjährige Tatjana ſorgte ſie ſich noch am meiſten, denn die Kleine war ein zartes und leicht erregtes Kind. Es war aber gut aufgehoben bei der früheren Amme Anjuſcha, die das Mädchen wie ihren Augapfel behütete. Der einzige Sohn Alexander, ein neunjähriger Knabe, hatte einen Hauslehrer. Der junge Balte Oskar Walther gab ſich mit dem trägen Bengel alle Mühe. Der Backfiſch des Hauſes, die vierzehnjährige Vera, beſaß in Fräulein Erna Roſe eine außerordentliche Erzieherin. Das junge Mädchen hatte ein großes, pädagogiſches Talent, ein ſehr gediegenes Wiſſen und war ſelbſt ein vorzüglicher Charakter. Außerdem war noch eine Franzöſin im Hauſe, ein ältliches Fräulein, Adèle Renard aus Paris. Sie verfügte über einen unverſiegbaren Redeſtrom und fiel durch ihre ewig wechſelnden Stimmungen oft ihren Hausgenoſſen auf die Nerven. Der Haushalt ging nach außen hin wie am Schnürchen, wer aber hinter die Kuliſſen ſchaute, der war wohl andrer Meinung.

Kutinow langweilte ſich, als er ein paar Tage zu Hauſe war. Seine Gattin war ihm zu klug und zu kompliziert in ihrem Weſen, er wußte nichts mit ihr anzufangen. Das harmloſe Partiechen nach dem Abendbrot mit Mademoiſelle und dem Hauslehrer war auch

nicht nach ſeinem Geſchmack, der alljährlich Unſummen über den grünen Tiſch hinrollen ließ. Er mußte Abwechſlung haben, und daher verſandte er eine Menge Einladungen zur letzten großen Jagd, denn im Februar begann die Schonzeit.

Kutinow erwachte am Jagdtage um ſechs Uhr. Schon ſeit geſtern war das Haus voller Gäſte. Die Fremdenzimmer waren alle beſetzt, und ein opulentes Abendeſſen hatte bis nach Mitternacht gedauert. Dann mahnte die Hausfrau zum Auseinandergehen, weil man am nächſten Morgen früh aufbrechen mußte.

Der dicke Gutsbeſitzer drehte ſich nochmals ſchwerfällig auf die andre Seite. Der Verwalter Hans Müller, ein äußerſt zuverläſſiger Mann, würde ſchon alles aufs beſte angeordnet haben. Aber Kutinow trieb doch die leiſe Unruhe, die er ſtets vor der Jagd verſpürte, bald hinaus. Er trat ans Fenſter, das auf den Wirtſchaftshof führte.

„Aha, da läuft der Deutſche bereits umher und ‚erſucht‘ die Leute noch hier und da Hand anzulegen. Bei Gott, ein Teufelskerl! Er ſchreit die Bauern nie an, haut die Kerls nie, flucht nie, trotzdem parieren ihm alle aufs Wort. Wie er das wohl fertig bringt? Er erteilt ſeine Befehle langſam und mit Nachdruck, ſeine blauen Augen ſprühen von Energie und Kraft, und niemand weigert ihm den Gehorſam. Es iſt, als ob die Koſaken den Muſchiks auf dem Nacken ſäßen. Weiß der Teufel, der Mann iſt meine beſte Nagaika ...“ Damit beendete der Gutsbeſitzer ſein Selbſtgeſpräch. Dann kleidete er ſich ſchnell an. Unten im geräumigen Speiſeſaal fand er ſchon zahlreiche Gäſte verſammelt. Frau Liſa ſchenkte ihnen ſelbſt den Tee ein. Sie ſah

friſch und apart wie immer aus. Ein buntes, ſeidenes Morgenkleid umfloß lang nachſchleppend ihre hohe, kräftige Geſtalt. Sie ſprach ſehr angeregt mit ihrem Nachbar zur Linken, dem Fürſten Leszinsky. An ihrer rechten Seite ſaß die ſchöne, pikante Gräfin Lola Korſakowa, die jedem Sport fanatiſch ergeben war. Sie wurde allen Männern gefährlich, ohne daß ſie es darauf anlegte. Schließlich bevorzugte ſie ſtets die ganz jungen Verehrer. Heute blitzten ihre dunkeln Augen immer wieder zu dem ſchlanken, jungen Hauslehrer hinüber, der ſie heimlich mit ſchwärmeriſchen Blicken beobachtete. Dieſes Jungwild reizte die kühne Jägerin, der kein Gaul zu wild und kein Hindernis unüberwindlich war.

Der Hausherr trat, ſchon zur Jagd gerüſtet, unter ſeine Gäſte. Er begrüßte ſie nach ſeiner Art mit allerhand Witzworten und Neckereien. Er erregte wie gewöhnlich große Heiterkeit, weniger ſeiner allbekannten Scherze halber, als ſeines plumpen, lächerlichen Ausſehens wegen. Nachdem die Herren ſich noch mit Schnäpſen und altem, feinem Kognak geſtärkt hatten, begab ſich die ganze Geſellſchaft auf den Wirtſchaftshof. Der Stallknecht Foma, der Kutinows großen Gaul hielt, teilte dem Gutsbeſitzer mit, daß der Inſpektor den vollgepackten Fouragewagen ſchon vor anderthalb Stunden abgelaſſen hätte. Die Jäger und Knechte führten die Hunde und die großen, flachen Schlitten vor. Ungeduldig ſcharrten und ſtampften die Pferde, während ſich die Herren ihnen näherten, um ſie durch ein Stückchen Zucker gefügig zu machen. Die Damen nahmen meiſt in den Schlitten Platz und ließen ſich von den Dienern in warme Decken hüllen, denn es

war empfindlich kalt. Die Gräfin Lola ſaß ſchon feſt im Koſakenſattel auf ihrer wilden Kukuſchka. Sie winkte Oskar Walther, der auch die Jagd mitritt, in ihre Nähe. Der junge Menſch machte eine gute Figur zu Pferde, und ſein feines Geſicht ſtrahlte vor Vergnügen, heute ſeinen Mentorpflichten entronnen zu ſein. Sein Herz tat ein paar ſtarke Schläge, als die ſchöne Frau ihn an ihre Seite rief. Sie ſprach einige ſcherzende Worte zu ihm, deren Doppelſinn ihm erſt ſpäter klar wurde. Die Jäger verteilten die raſſigen Windhunde, und jeder ſuchte ſich einen von der „großfürſtlichen Züchtung“ an ſeine Lederleine, Swora, zu ſichern. Dieſer Augenblick ging nie ohne eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit und kleine Plänkeleien vorüber. Niemand hatte dabei bemerkt, daß der Verwalter noch fehlte. Da rief der Hausherr plötzlich mit ſeiner lauten Stimme: „Donnerwetter, wo ſteckt denn eigentlich der Müller?“

„Ja, der Müller fehlt noch, wo iſt denn der Iwan Müllerowitſch?“ riefen alle durcheinander. „Er iſt doch ſonſt ſtets zur Stelle.“

„Euer Wohlgeboren, der Herr Müllerowitſch iſt im rechten Flügel. Soll ich ihn rufen, Euer Wohlgeboren?“ fragte ein Stallknecht, der mit vielen Bücklingen vor den Gutsherrn getreten war.

Kutinow lachte und ſagte zu den Nächſtſtehenden: „Der Kerl war Soldat, daher ſein ewiges ‚Wohlgeboren‘.“

Darauf zum Knecht: „Marſch, ſag ihm, er ſoll mal ſchleunigſt nachkommen, wir brechen auf.“

Im engen Flur der Inſpektorwohnung ſtanden neun Bauern aus dem nächſten Dorf. Sie hatten ſich feſtlich gekleidet, ihre Podjeſki angelegt, farbige Tuchmäntel,

die von der Mitte an in dichten Falten herabhingen. Die Taille war mit einem bunten Gürtel umwickelt. Nur der älteſte Bauer, der zugleich als Sprecher ihr gemeinſames Anliegen vorbrachte, trug einen Schafpelz, deſſen vielfach geflicktes Leder keinen Stoffüberzug hatte. Alle drehten ſichtlich verlegen ihre dicken Pelzmützen, Papachi, in den Händen. Der Wortführer, ein unterſetzter Mann mit langem, dunklem Haar und ſtruppigem Bart, begann mit vielen Bücklingen zu reden: „Verzeihen Sie uns, Herr, daß wir mit einer Frage zu Ihnen kommen. Sie ſind aber doch ein gelehrter Mann und können uns raten. Als Sie damals meinem Sohn den Arm einrenkten, nachdem der Dorfſelbſcher ihn über eine Stunde unnütz gequält hatte, als Sie uns nachher —“

„Alſo, Ihr wollt von mir einen Rat haben,“ unterbrach ihn Hans Müller, „aber ich bin heute ſehr eilig, denn die Jagdgeſellſchaft will gleich aufbrechen.“

„Ja, Barin — Herr,“ begann der alte Bauer, „wir wollen wiſſen, ob wir nach Sibirien auswandern ſollen?“

Einen Augenblick herrſchte Stille. Aller Augen richteten ſich auf den Verwalter, der mühſam ein Lächeln unterdrückte. Das kindliche Vertrauen, das dieſe viel älteren Männer ihm, dem Deutſchen, entgegenbrachten, rührte ihn zugleich. Er ſollte in dieſem Augenblick über das Schickſal dieſer Leute beſtimmen, die in geſpannter Erwartung an ſeinem Munde hingen.

„Weißt du was, Väterchen,“ ſagte er freundlich, „ich glaube, es iſt beſſer für euch, im Lande zu bleiben. Aber wir wollen die Sache noch in Ruhe beſprechen. Ich komme in den nächſten Tagen mal zu dir, Stepanitſch.“

„Gott ſegne dich, Iwan Petrowitſch,“ ſagte der Bauer erfreut, und auch die andern ließen ein beifälliges Gemurmel hören: „Wir wußten ja, daß du uns nicht fortjagen würdeſt, Gott ſchenke dir viele Jahre.“

„Schon gut, Stepanitſch.“ Müller klopfte dem Alten auf die Schulter und zog ſich in ſein Zimmer zurück. Draußen verhallten die ſchweren Tritte der Bauern, die alle in hohen Schaftſtiefeln, anſtatt in den üblichen Walenkiſilzgamaſchen, erſchienen waren. Vor dem Fenſter der Verwalterwohnung wieherte Hans' Reitpferd Gwosditſchka, das von einem Stallknecht geführt wurde. Der Inſpektor trat heraus und ſchwang ſich auf ſeinen Gaul, um der Jagdgeſellſchaft nachzureiten. Seine mittelgroße, kräftige Geſtalt ſaß wie angegoſſen auf dem feurigen Pferd. In ſeinem unregelmäßigen, bartloſen Geſicht leuchteten die klugen, blauen Augen auf, als ſich das bunte Jagdbild ſeinen Blicken darbot. Die Gräfin rief ihm ſchon von weitem lachend zu: „Natürlich reitet der Müllerowitſch wieder **à l'anglaise** auch zur Jagd und im Koſakenſattel.“

Ein Jagdknecht übergab ihm die lange Leine mit zwei Windhunden. Es waren die ſchlechteſten Tiere vom Rudel, die man ihm aufbewahrt hatte. Der alte Egoismus, der Jagdneid der Herren, dachte er und ſuchte ſeine Mißſtimmung zu bekämpfen. Da kam ihm gerade der Landrichter in den Weg, ein ihm unſympathiſcher Mann, der ſich ſtets den beſten Platz und die beſten Hunde ſicherte. Dabei war er meiſt nachmittags ſchon ſo betrunken, daß er ſich kaum im Sattel halten konnte. Er ſprengte jetzt wiederholt zu den Schlitten der Damen hin und ſagte ihnen die ſchönſten Kompli-

mente. Der Lohn dafür waren mehrere Glas ſüßer Liköre, die ihm aus den Frühſtückskörben gereicht wurden. Der Verwalter ſchwenkte ab und erreichte allen voran eine Brücke, die über einen langen, nicht ſehr breiten, künſtlich angelegten Waſſergraben führte. Hinter dieſem Graben ſollte die Jagd beginnen. Alles hielt, und es gab nun die üblichen Streitigkeiten der Plätze wegen. Am wenigſten günſtig lagen die Chancen zu einer Hetze im Zentrum des vorliegenden Terrains.

Hier fanden ſich ſchließlich Fürſt Leszinsky, Pjetr Jakumow, Oskar Walther und der Inſpektor zuſammen. Die Flügelreiter trabten rechts und links vom Graben davon. Als äußerſter Mann an der rechten Seite ſtand der Semski Natſchalnik, der Landrichter, bereits in recht animierter Stimmung. So bildete ſich allmählich eine Kette von Jägern zu Pferde mit je zwei oder drei Barſois an der „Swora“. Die einzelnen Reiter waren ungefähr hundertundfünfzig Meter voneinander entfernt. Einige Damen verließen die Schlitten und legten die Büchſen zurecht.

„Jawohl, meine Damen, machen Sie ſich ſchußbereit,“ rief Kutinow lachend, „damit Sie den glücklichen Haſen, der in ihr Bereich kommt, nach unnützem Knallen ungehindert entkommen laſſen.“

Kutinow gab das Zeichen zum Beginn der Jagd. Die Kette der Jäger, die eine Frontlänge von vier bis fünf Werſt hatte, ſetzte ſich langſam in Bewegung. Seit geſtern lag friſcher Schnee auf dem Gelände. Die Jäger ſuchten eifrig nach neuen Haſenſpuren. Plötzlich ſprang kurz vor Oskar Walther der erſte Haſe von ſeinem Lager auf und ſetzte mit großen Sprüngen querfeldein. Der junge Hauslehrer, noch ein Neuling

auf der Jagd, befreite ſeine Hunde zu ſpät von der Leine. Der Haſe bekam einen großen Vorſprung und rannte in die Richtung, wo der Fürſt Aufſtellung genommen hatte. Dieſer hetzte mit dem üblichen Zuruf: Uljulju! ſeine Barſois auf das flüchtende Tier und jagte ihnen dann im Galopp nach. Die nachſchleppende, acht Meter lange Lederleine ſuchte er dabei geſchickt zuſammenzuraffen und in ſeine Joppentaſche zu bergen. Ein Windhund holte bald den Haſen ein und tötete ihn durch einen Biß in den Nacken. Die andern Hunde warfen ſich nun gleichfalls auf das erlegte Wild. Leszinsky, der inzwiſchen angelangt war, ſprang elaſtiſch vom Pferde und hielt die Barſois durch ein energiſches: Bris! zurück. Dann ſtach er ſein Jagdmeſſer dem Haſen ins Herz, damit das Blut auslaufen konnte, ſchnitt darauf die beiden Vorderläufe ab und warf ſie den ermatteten Hunden zu, die gierig danach griffen. Jetzt befeſtigte er das tote Tier an ſeinem Sattelknopf, nahm die Hunde wieder an die Leine und ſuchte eine neue Spur. Dieſer Vorgang wiederholte ſich im Laufe des Tages noch viele Male bei den Jägern. Wie kleine Punkte ſahen die hetzenden Hunde auf der weißen Schneeebene aus. Manchmal blieben einige ermattet liegen, und die mußten ihren Gefährten dann die Beute überlaſſen. Das Jagdglück blieb dem Fürſten trotz der ungünſtigen Poſition bis zu Ende treu, und an ſeinem Sattel hingen die meiſten Kadaver.

Die Gräfin Lola war ſehr erregt. Der letzte Haſe, ein großes Tier, war ihr durch die Ungeſchicktheit des Landrichters entkommen. Fünf Jäger hatten das Tier gehetzt, aber doch nicht erlegen können. Der Landrichter ſuchte ſich mit drolligen Gebärden und völlige

Zerknirſchung heuchelnd zu verteidigen, aber ſie fertigte ihn mit einem verächtlichen: Durak — Dummkopf ab.

An verſchiedenen Stellen des Gutes befanden ſich die ſogenannten Hutora. Das ſind langgeſtreckte Holzgebäude, in denen die Arbeitspferde und die Sommergeräte untergebracht werden. In dem Häuschen wohnt ein Aufſeher mit ſeiner Familie und einigen Knechten.

In dem geräumigen Wohnzimmer des Aufſehers Waſſiliew hatte die Wirtſchafterin Katinka, die mit dem Fouragewagen angelangt war, alles zum Mittageſſen bereit gemacht.

Als die Jagdgeſellſchaft im Hutor anlangte, da waren dreißig Haſen zur Strecke gebracht worden. Dieſe reiche Beute verſetzte die Jäger in die beſte Stimmung. Sie ließen ſich nach den Strapazen des Tages die vielen Gerichte gut ſchmecken. Eine Überraſchung wurde ihnen noch durch die unerwartete Ankunft der Hausfrau zuteil. Als die Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, trat Frau Liſa in die bäuerliche Stube. Um ſie herum war noch die kalte, reine Schneeluft, die erfriſchend in dem Tabaksqualm wirkte. Ihr ſuchender Blick fuhr ſchnell über die Tafelrunde hin. Ein Lächeln umſpielte ihre Lippen, als der Verwalter plötzlich vor ihr ſtand und ihr den Pelzmantel abnahm.

Es entſtand ein großer Lärm, alle Gäſte verließen ihre Plätze, um die Gutsherrin zu begrüßen. Der betrunkene Landrichter brachte einen Toaſt aus und zerſchlug dabei einige Gläſer. Kutinow küßte ſeiner Gattin mit ſauerſüßem Geſicht die Hand, wobei er beinahe das Gleichgewicht verlor. Ihr unerwartetes Dazwiſchenkommen war ihm nicht angenehm, beſonders da er

nicht mehr ganz nüchtern war. Man war bisher viel ungenierter geweſen; ihre großen, klaren Augen bemerkten alles, ſie ſchienen den Menſchen bis ins Herz hinein zu ſehen. Und dann dieſer ſtille Spott in ihrem Geſicht, das durch ſein lebhaftes Mienenſpiel einen beſonderen Reiz hatte. Der Gutsbeſitzer ſpülte ſeinen heimlichen Ärger mit ein paar Schnäpſen hinunter und fühlte ſeinen Mut wiederkehren. Mit ſeiner fetten Stimme erzählte er den Zunächſtſitzenden ſeine intimſten Reſidenzerlebniſſe, die aus Wahrheit und Dichtung beſtanden. Seine Worte wurden aber übertönt durch die halb ſchluchzenden, verzweifelten Ausrufe des kleinen, hageren Poſtmeiſters, deſſen pergamentfarbenes Geſicht einen langen Spitzbart trug.

„Bei Gott, wer nimmt mir endlich meine Frau ab? Nun gönnt ſie mir wieder nicht mein Gläschen Schnaps, und er iſt mir wahrhaftig ſo ſehr bekömmlich. Ehrenwort, der Doktor hat's auch geſagt. Was wollt ihr denn? Meine goldene Uhr geb' ich hin, die Kette auch noch dazu, meinen Siegelring — — Was, noch immer nicht genug? Da, meine neue Uniform ziehe ich aus, meine drei Orden bekommt ihr — nur nehmt meine Frau. Was wollt ihr? Meine Antonia iſt ein Engel, eine Taube, nur ich kann ſie nicht brauchen. Ehrenwort, Pawel Pawlowitſch," wandte er ſich weinend an den Landrichter, „nehmen Sie meine Frau, Sie verſtehen mit dem zarten Geſchlecht umzugehen. Sie haben ein ſo großes Talent dazu, aber ich armer Mann will endlich meine wohlverdiente Ruhe haben."

Hier brach ſeine Stimme, und er ſchluchzte wild in ſein buntſeidenes Taſchentuch. Man lachte und ſuchte ihn zu beruhigen. Seine tiefgekränkte Gattin, eine

kurze, dicke Perſon mit einem fetten, ausdrucksloſen Geſicht brach ebenfalls in Tränen aus.

„So iſt er nun, trinkt immerzu und redet Unſinn. Bei Gott, er kann nicht ohne mich leben. Jetzt heult er wie ein Kind. Geben Sie ihm doch Selters, oder Tee mit Zitrone, damit er wieder zu ſich kommt.“

Da tönte plötzlich Kutinows Baß wie eine Trompete durch das Stimmengewirr. Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Was behaupten Sie, Fürſt, geſchlagen hat mich die ſchöne Hexe? Ehrenwort, ich fühle noch eben ihre heißen Küſſe und —“

Er kam nicht weiter, Leszinsky ſprang auf und packte den Gutsbeſitzer derb an den Schultern: „Noch ein Wort und —“

Seine Augen traten aus den Höhlen, er war weiß bis in die Lippen hinein. Jakumow, der in der Nähe ſaß, warf ſich ſchnell zwiſchen die Streitenden. Er umfaßte ſeinen Onkel, der aufgeſprungen war, mit beiden Armen und ſuchte ihn aus des Fürſten Nähe zu entfernen.

„Laſſen Sie doch, bitte, gleich anſpannen und die Reitpferde vorführen,“ ſagte die Hausfrau leiſe zum Hauslehrer, der in ihrer Nähe ſaß.

Ihr waren derartige Szenen ſtets zuwider. Zwei rote Flecke brannten auf ihren Wangen, ein Zeichen großer Erregung bei ihr. Sie hatte gleich bei Ausbruch des Streites zwiſchen ihrem Mann und dem Fürſten die Tafel aufgehoben. Die Damen umringten ſie und ſchüttelten ihr dankend die Hände, die Herren traten zum Handkuß herzu. Alle verſicherten, das Eſſen wäre großartig geweſen. Als letzter kam der Verwalter. Auf ſeiner Stirn ſtand eine tiefe Falte. Kutinow ſchrie

und tobte immer noch im Nebenzimmer. Es gab Augenblicke, wo Müller den Gutsherrn haßte und Frau Liſa heiß bemitleidete. Er hätte alles für ſie tun mögen, um ſie die ekelhaften Eindrücke vergeſſen zu machen.

„In wenigen Minuten wird der erſte Schlitten vorfahren. Soll ich Ihren Gatten nach Hauſe bringen?“ fragte er.

„Pjetr Jakumow verſteht es gut mit ihm umzugehen, er und der Hauslehrer ſollen ſofort mit Sergei Michailowitſch davonfahren. Sie ſind hier noch ſehr nötig. Es gilt noch andre Kranke fortzuſchaffen.“

Ihr Blick ſtreifte den Poſtmeiſter, der wieder bitterlich weinte, weil der Engel Antonia ihm unaufhörlich Brauſelimonade einfüllte.

Auch der Landrichter betrug ſich ſehr laut und ſchien zum Streiten aufgelegt.

„Wie Sie wünſchen, Liſa Alexandrowna. Sie wiſſen, daß ich Ihnen ſtets helfen will.“

Sie ſahen einander einen Augenblick ernſt in die Augen. In ihrem Blick lag Dank und zugleich die Qual ihrer Seele. Er offenbarte ihr aber mehr von ſeinem Empfinden, als er ſelbſt ahnte.

Eine treue Seele, die mich verſteht, dachte Frau Liſa, und ein Seufzer ſtahl ſich über ihre Lippen.

Und der Mann verehrt mich, durchzuckte es ſie, während ſie ihm ſinnend nachblickte, als er ging, um ihre Wünſche zu erfüllen.

Fünftes Kapitel

Der folgende Tag wurde als Ruhetag angeſehen. Die Herren hatten bis an den Morgen gezecht und Karten geſpielt, und ſo kamen faſt alle Gäſte erſt zu Mittag zum Vorſchein. Die Dienerſchaft hatte viel zu tun, denn das erſte Frühſtück wurde auf die einzelnen Fremdenzimmer getragen. Friſch und munter war eigentlich nur die Gräfin Lola. Sie lief ſchon von zehn Uhr an mit dem Hauslehrer Schneeſchuh. Er hatte ſich morgens entſchuldigen laſſen, und ſein Zögling wurde von Fräulein Roſe beſchäftigt. Das war für beide Teile eine Strafe. Die junge Erzieherin konnte mit dieſem zerfahrenen Bengel, der nur ſeine Pferde und Hunde im Kopf hatte, nichts aufſtellen. Während der Junge anſcheinend vertieft über einer Rechenaufgabe ſaß, fing er plötzlich auf ſeinem Stuhl zu reiten an, ſchwang ſeinen Federhalter wie eine Peitſche und munterte ſeinen imaginären Gaul mit allerhand Zurufen an. Er mußte dreimal im Laufe des Vormittags im Winkel ſtehen, von wo aus er die Zunge lang herausſtreckte oder ein mörderliches Geheul anſtimmte. Endlich war das Martyrium zu Ende, und mit einer Strafaufgabe für den folgenden Tag wurde der Bengel entlaſſen. Das machte ihm aber kein Kopfzerbrechen, er wußte ſchon, daß ſein Vater ihn davon befreien würde. Er warf ſeiner Schweſter Vera noch ein kräftiges Schimpfwort an den Kopf, weil ſie gegen ihn Partei genommen hatte und lief pfeifend und lärmend aus

dem Schulzimmer. Wenige Minuten ſpäter ſaß er ſchon im Stall bei ſeinen Lieblingen und ſchimpfte die Knechte. Alexander war ein kräftiger Junge mit einem ſtarkknochigen, etwas ſtumpfen Geſicht. Seine Mutter, die einſt große Hoffnungen auf den Sohn geſetzt hatte, wußte längſt, daß er dem Vater nachſchlagen würde. Seine Entwicklung intereſſierte ſie nicht mehr, ſie reſignierte, da es ihr nicht gelang, den Einfluß ihres Gatten vom Sohn fernzuhalten. Kutinow verwöhnte den Jungen maßlos und hob ſtets die Anordnungen ſeiner Frau wieder auf. Das merkte ſich der Bengel ſehr bald und lachte der Mutter ins Geſicht, wenn ſie Gehorſam von ihm verlangte. Die Gutsherrin ſaß allein in ihrem Zimmer. Sie bewohnte eigentlich drei Räume, aber nur in dem einen hielt ſie ſich zumeiſt auf. Sie nannte es manchmal ſcherzend ihr Allerheiligſtes, in das ſie nur äußerſt ſelten jemand einließ. Dann waren es ſtets Auserwählte, Leute, die „ihre Sprache ſprachen", wie ſie zu ſagen pflegte. Es war ein großes Zimmer, von einem breiten Fenſter erhellt. Dieſes nahm faſt die ganze Längsſeite der Wand ein, und hier ſtanden die beiden Staffeleien und Tiſchchen mit Malutenſilien. An der Wand dieſer Atelierecke waren mehrere Ölſkizzen angebracht. Mitten im Zimmer, auf dem rieſigen, roten Teppich hatte ein großer Schreibtiſch Platz gefunden, deſſen Aufbau mit Photographieen bedeckt war. Um ihn gruppierten ſich weiche Lederſeſſel. Die eine Wand nahm ein ſchöngeſchnitzter Bücherſchrank ein, und ein Leſewinkelchen, das mit einem Ruhebett nebſt Tiſch und hoher Ständerlampe ausgeſtattet war. An die gegenüberliegende Wand war ein Harmonium gerückt, über dem die Bilder

alter, deutſcher Tonkünſtler hingen. In der Ecke rechts vom Fenſter bildeten Palmen und hohe Topfgewächſe eine grüne Niſche, aus der eine Marmorbüſte in ihrem leuchtenden Weiß hervorſchimmerte. Es war eine ideale Jünglingsgeſtalt im griechiſchen Gewande, von einem großen Künſtler geſchaffen. Frau Liſa ſchwieg zu allem, die ſie nach dem Original dieſes ſchönen Kopfes fragten. Wer ſie aber in einſamen Abendſtunden träumend vor dieſer Statue ſitzen ſehen würde, der ahnte wohl, daß die Erinnerung an ein kurzes Jugendglück ſie in ihrem Bann hielt.

Frau Liſa Kutinow hatte ſchon zum Eſſen Toilette gemacht. In ihrem Schlafzimmer räumte noch die Jungfer Maſcha und ſang dazu mit halber Stimme eins jener ſchwermütigen Volkslieder, die ihre Herrin ſo liebte. Die Mädchen durften ſtets, ſo viel ſie wollten, bei ihrer Arbeit ſingen. Es war erſt ſechs Uhr, vor ſieben ging man nicht zu Tiſch. Noch ein halbes Stündchen wollte Liſa den Frieden ihres Zimmers genießen. Sie lehnte in ihrem weichen Lederſeſſel vor dem Schreibtiſch und dachte über die Pflichten nach, die der nächſte Tag ihr auferlegen würde. Das war der Namenstag ihrer Schwiegermutter, der ſtets viel Unruhe ins Haus brachte. Mit dem Abendzuge würden neue Gäſte ankommen. Auf dem Hof ſchurrten ſchon die Schlitten, die zur Bahn fahren ſollten. Dann kam auch die Poſt und die Zeitungen aus der Reſidenz. In Liſa war ſeit einiger Zeit eine fieberhafte Erwartung. Jede Briefpoſt bereitete ihr Herzklopfen und immer wieder eine neue Enttäuſchung.

Frau Liſa ſtützte den kleidſam friſierten Kopf in die ſchöngeformte Hand. Ihr Geſicht, das durch die ge-

rade Naſe und die ſtarken Brauen ſehr energiſch wirkte, hatte im Augenblick einen weichen, hilfloſen Ausdruck. Der jugendliche Mund mit ſeinen vollen, roten Lippen gab den für gewöhnlich ernſten Zügen einen beſonderen Reiz. Die dunkeln Augen, von ſchweren Lidern beſchattet, ſprachen von heimlichen Schmerzen, vom Sehnen und Verzichten dieſer Frauenſeele. Meiſt blickten ſie kühl und gleichgültig über die Menſchen hin; kam aber mal Leben in ſie, ſo konnten ſie heiß und wunderbar ſein, eine ganz Welt offenbarend. Aber nur wenige verſtanden dieſe Welt. Die Gäſte von Kutinow kamen, um ſich zu amüſieren, um, im Reichtum des Hauſes ſchwelgend, materiellen Genüſſen zu fröhnen. Zwar hatte Liſa in den erſten Jahren ihrer Ehe es verſucht, einen neuen Geiſt ins Haus zu bringen, aber all ihr Bemühen war am ſtarren Konſervativismus ihrer Schwiegermutter und an der abſoluten Verſtändnisloſigkeit ihres Gatten geſcheitert. Als ſie kaum dem Kindesalter entwachſen war, hatte ihre Mutter aus Berechnung der einzigen Tochter dieſen reichen Mann erwählt. Sie wurde überhaupt nicht gefragt, Verlobung und Hochzeit folgten ſo raſch aufeinander, daß ſie kaum zum Beſinnen kam. In der erſten Zeit wirkte der Reichtum des Hauſes faſt wie ein Rauſch auf ſie. Die vielen Reiſen, der Luxus in Kutinowo, die Bälle und Vergnügungen der Reſidenz betäubten das junge Geſchöpf ein ganzes Jahr lang dermaßen, daß es nicht zum Nachdenken kam. Um ſo furchtbarer war die Stunde des Erwachens, dem Zeiten troſtloſer Verzweiflung folgten. Heute glaubte ſie ſich durchgerungen zu haben. Das Leben rauſchte dahin, ewig wechſelnd, wie ein bunter Traum, der doch einmal

zu Ende gehen mußte. Sie wußte es ſelbſt nicht, daß ſie gewiſſermaßen ein Doppelleben führte, ein Daſein zwiſchen Traum und Wirklichkeit.

Draußen klangen Schlittenglocken. Die Türen gingen überall im Haus. Liſa zuckte zuſammen. Schon? Hatte ſie denn ſo lange hier geſeſſen? Sie zündete die Spirituslampe an und ging in ihren kleinen Salon, der zwiſchen dieſem Raum und ihrem Schlafzimmer lag. Über ihr im zweiten Stock lief jemand hin und her. Dort hauſte die Gräfin Lola. Die war wohl jetzt erſt von ihrem Schneeſchuhlaufen zurück. Eine merkwürdige Frau mit ihrer nie verſiegenden Elaſtizität. Tag und Nacht konnte ſie genießen, ohne je zu ermüden. Ein verächtlicher Zug trat in Liſas Geſicht, als ſie vor dem Spiegel ſtand, um einen letzten Blick auf ihre Toilette zu werfen. Das rote Seidenkleid mit der Goldſpitze ſtand ihr gut. Impoſant, wie immer, wirkte ihre große Geſtalt mit der Schleppe, die ſie ſtets an ihren Kleidern liebte. Sie nahm ein paar gelbe Nelken aus dem hohen Kriſtallglas und ſteckte ſie an den Halsausſchnitt, dann ging ſie, um die angekommenen Gäſte zu begrüßen. —

Am andern Morgen waren alle früh auf in Kutinowo. Die alte Dame empfing von neun Uhr an die Gratulanten. Sie ſaß in ihrem liladamaſtenen Prunkkleide, das ſeit Jahren zu allen feſtlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurde, in ihrem bekränzten Lehnſtuhl vor dem runden Mahagonitiſch, der mit Geſchenken bedeckt war. Neben ihr ſtand ihre treue Dienerin, die alte Kinderfrau Marfa, die alle frühverſtorbenen Kinder und den gnädigen Herren Sergei Michailowitſch auf den Armen getragen hatte. Die kleine, runzlige Perſon begrüßte jeden Eintretenden mit tiefer Verneigung

des grauen Kopfes, über deſſen ſpärlichen Haarwuchs ſich ein ſchwarzer Spitzenſchal breitete.

Die alte Frau Kutinow reichte jedem Gratulanten die blaugeäderte Hand zum Kuß und murmelte dabei gerührt: „Wohl mein letzter Ehrentag! Wie Gott will!“

Aber ſie freute ſich doch, wenn man ihr gutes Ausſehen und ihre geiſtige Friſche bewunderte und ihr noch ein langes Leben prophezeite. Sie lebte gern und hatte ein Grauen vor dem Tode.

Gegen elf Uhr erſchien der junge Pope in ſeiner grasgrünen, ſilberbeſtickten Riſa. Ihn begleitete der Vorſänger Iwanow, deſſen blaurote Naſe ihn genügend charakteriſierte. Bald war das ganze Haus mit Weihrauchwolken und Litaneien erfüllt. Eine ganze Stunde dauerte die Zeremonie, dann verſammelten ſich die Gäſte und Hausgenoſſen zum Frühſtück, das heute ganz beſonders üppig ausfiel. Erſt jetzt kamen die einzelnen Mitglieder der großen Verwandtſchaft dazu, miteinander zu plaudern. Man hatte ſich zwanglos nach freier Wahl geſetzt. Nur die alte Frau Kutinow präſidierte an der Tafel. Neben ihr ſaß die Hofratswitwe Jakumow in ihrem braunſeidenen Kleide und redete immerzu mit ihrer quienenden Stimme auf die Tante ein. Sie hatte ſtets zu klagen und zu ſeufzen. Die Greiſin achtete wenig auf das Gewimmer neben ihr. Die ſcharfen, lauernden Augen wanderten von Geſicht zu Geſicht. Da ſaßen ſie alle, die einer neuen Generation angehörten. Wo waren die Gefährten ihrer Jugend geblieben? Nur einer war erſchienen, der General Skallon. Er war aber jetzt nur noch eine Karikatur ſeines früheren Ichs. Den ſchönen Huſaren nannte man

ihn einſt — und heute — dieſe Ruine. Seine Geſtalt war gekrümmt, die entzündeten Augen von einem grünen Schirm beſchattet, zahnlos der Mund und kahl der Schädel. Pulcheria Pompejewna, der Schwarm ſeiner Jugend, die einſtige ſtolze Herrin des Gutes, nickte ihm mit wehmütigem Lächeln zu; dem Genoſſen froher Jugendtage. Er hob mit zitternder Hand das Glas an ſeine blutleeren Lippen und ſagte: „Auf unſre Erinnerungen, teuerſte Freundin.“

Neben ihm ſaß ſeine Nichte Murawjewa, die Enkelin eines berühmten Feldherrn aus der Zeit der Napoleonkriege. Die Murawjews waren eine Militärfamilie, ſeit Generationen lieferten ſie dem Vaterland Offiziere. Die beiden Töchter galten als gute Partieen, denn das Familiengut, das kaiſerliche Huld einſt dem ſiegreichen General verliehen hatte, brachte große Einkünfte. An der untern Hälfte der Tafel führte Frau Katja Maximowa das große Wort. Ihre ſchrille Stimme übertönte immer wieder die laute und lebhafte Unterhaltung. Sie trug ſtets ſeit dem Tode ihres Mannes ſchwarze, ſchlichte Wollkleider und auf dem Kopf einen weißen Spitzenſchal, deſſen Enden hinter den Ohren durch goldene Nadeln befeſtigt waren. Sie erzählte wie gewöhnlich von den Kriegserlebniſſen ihres Sohnes, der ſieben Feldzüge mitgemacht hatte und an ſeinem Körper zwölf Wunden trug. Dieſe Geſchichten waren allen genugſam bekannt, aber das focht die kleine Frau mit dem ſpitzen Vogelgeſicht wenig an. Nun war ſie glücklich bei ſeinen Heldentaten im Burenkriege, wo er ſich freiwillig gemeldet hatte, angelangt. Hier fragte ſtets irgend jemand, um ſie zu ärgern: „Ihr Sohn kämpfte wohl auf ſeiten der Engländer?“

Dieſe Frage erregte ihren hellen Zorn, und ſie machte ſich in Schmähungen gegen die Engländer Luft.

„Er wollte ſein Leben laſſen für die Unterdrückten,“ rief ſie ſtolz, „mein Sohn denkt groß und gerecht. Mit dem Krämervolk hat kein echter Ruſſe etwas zu ſchaffen. Bei Gott, England und wir? Gibt es wohl größere Gegenſätze?“

Frau Liſa dachte: Nun noch der japaniſche Krieg, wo er den ſteifen Arm erhielt, und dann würde dieſer Redeſtrom wohl für eine Zeit verſiegen. Aber die begeiſterte Mutter wurde von ihrem Sohn unterbrochen, der in ſeinen Mußeſtunden gern Gelegenheitsdichter war. Er brachte Verſe zur Verleſung, die er auf das Haus Kutinow gemacht hatte. Es war kein Geheimnis, daß er Liſa glühend, aber hoffnungslos verehrte. Er hatte für ſie die ſchwungvollſten Worte gefunden, die er mit großem Feuer vortrug. Der Oberſt Maximow war ein mittelgroßer, ſtämmiger Mann, mit einem pockennarbigen, bärtigen Geſicht, das riſſig und braun dem oberflächlichen Beſchauer einen abſtoßenden Eindruck machte. Wenn er ſprach, belebten ſich die groben Züge, und ein Leuchten brach aus den ſchwarzen Augen, das mit hypnotiſcher Gewalt jeden in den Bann dieſes Mannes zog. Seine Dichtung verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht. Als er ſich mit ſeinem Glaſe Liſa näherte, da ſchimmerten ihre Augen feucht: „Sie ſagten zu viel Schönes und Liebes von mir, Viktor Petrowitſch; Sie Schmeichler.“

Ein langer Handkuß und ein feuriger Blick waren die Antwort.

Bald nach dem Frühſtück, das zwei Stunden ge-

währt hatte, zog ſich die alte Dame zum Mittagſchläfchen zurück. Sie wollte erſt wieder zur Mahlzeit erſcheinen, die heute ſpäter eingenommen werden ſollte. Aber ſie kam nur noch auf ein Stündchen zum Vorſchein und machte das große Eſſen, das ſich bis gegen elf Uhr in die Länge zog, gar nicht mit. Der Vormittag hatte ſie ſchon zu ſehr ermüdet.

Im großen Saal, wo die Kartentiſche aufgeſtellt waren, löſchte der Diener die Lampe vor dem Heiligenbilde aus.

„Nun kann's losgehen, der Heilige muß ſchlafen," flüſterte Hans Müller dem Hauslehrer zu. „Und ſchauen Sie ſich jetzt den Prieſter an. Er ſteckt ſein Bruſtkreuz, das an der langen Goldkette hängt, unter das Hemd. Das tun die Popen ſtets, wenn ſie ſich an den Kartentiſch ſetzen. Haben Sie ſchon eine Partie zuſammen?"

Oskar wurde rot und ärgerte ſich darüber: „Die Gräfin will mit mir muſizieren."

Der Verwalter ſah ihm feſt in die Augen, dann ſagte er kühl: „Eine merkwürdige Dame, bei ihr iſt alles Sport. Ein weibliches Gemüt ſuchen Sie bei ihr vergebens. Aber, da kommt Kutinow, den ſuchte ich gerade."

Nach dieſen Worten ging er ſchnell auf den Hausherrn zu, der eine Kaſſette in der Hand hielt: „Sergei Michailowitſch, ich ſehe, Sie haben eben viel Geld bei ſich, die Leute ſind ſeit vierzehn Tagen ohne Lohn, ſie murren ſchon gewaltig. Geben Sie mir doch gleich ein paar tauſend Rubel, dann iſt die Sache endlich in Ordnung."

„Was, Geld ſoll ich geben? Und heute, wo dieſer

Tag ſchon Unſummen gekoſtet hat? Allein der Landrichter hat, bei Gott, in dieſen Tagen zehn Flaſchen Sekt geſoffen. Dann habe ich geſtern kein Glück gehabt, immer nur verloren. Ehrenwort, Müllerowitſch, die Leute müſſen warten, ſie können mich doch nicht zugrunde richten, die verdammten Hundeſöhne. Sie verſtehen ja mit den Idioten umzugehen. Na, Iwan Petrowitſch, kein böſes Geſicht."

Hans Müller kochte vor Wut. Er ging zähneknirſchend ins andre Zimmer. Hier dieſer Luxus, dieſe opulenten Mahlzeiten, und dort in den Dörfern Armut und oft die bitterſte Not. Es würgte ihn im Halſe, er meinte an dieſer von Zigaretten und teuren Parfüms durchſetzten Luft erſticken zu müſſen. Er mußte jetzt durch das Muſikzimmer hindurch. Unter dem großen Kronleuchter auf dem Rundſofa, deſſen Mitte eine hohe Palme krönte, ſaßen einige Gäſte. Hier führte der Oberſt Maximow das Wort. Im Gegenſatz zu ſeiner Mutter ſprach er nie über ſeine Kriegsfahrten. Seine Unterhaltung beſtand meiſt aus Anekdoten, in Herrengeſellſchaft mit höchſt verfänglichen Pointen, Damen gegenüber mit verſchleierten Pikanterieen. Heute ſprühte er vor guter Laune und Witz. Neben ihm ſaß die Hausfrau und nippte aus ihrem Mokkatäßchen. Dieſe Art Unterhaltung langweilte ſie entſetzlich. Da erklangen vom Flügel her ein paar laute Akkorde. Sie wandte ſich um und ſah Leszinsky daſitzen, bleicher und finſterer denn je. Neben ihm ſtand die Gräfin und intonierte mit ihrer lauten etwas harten Stimme ein Lied von Tſchaikowsky.

Brauſender Beifall wurde ihr zuteil, als ſie geendet hatte. Der Fürſt ſprang auf: „Oskar Karlo-

witſch," rief er dem Hauslehrer zu, der ärgerlich beiſeite ſtand, weil er eine nagende Eiferſucht verſpürte, „ich bitte Sie, übernehmen Sie die Begleitung. Habe entſetzliches Kopfweh."

Damit verließ er den Saal. Seine Nerven drohten zu zerreißen. Er konnte dieſe harte, ſeelenloſe Stimme nicht länger ertragen. Die Gräfin wollte nicht mehr ſingen. Oskar Walther ſollte etwas vortragen. Sie ſetzte ſich in die Nähe des Flügels auf ein niedriges Tabürett. Der junge Hauslehrer verfügte über eine ausgezeichnete Technik. Dazu hatte er noch ein vorzügliches muſikaliſches Gedächtnis. Er ſpielte Bruchſtücke aus der Oper Bajazzo. Das war die Lieblingsoper der Gräfin Lola.

Müller hatte eigentlich die Abſicht gehabt, auf ſein Zimmer zu gehen, denn die Stimmung war ihm gründlich verdorben, aber die Muſik lockte ihn zum Bleiben. Er ſetzte ſich in einen lauſchigen Winkel, der durch einen chineſiſchen Schirm und ein paar hohe Blattpflanzen gebildet war, und hoffte hier ungeſtört zu ſein. Aber bald ſtand eine junge Frau mit offenen, freundlichen Zügen vor ihm und redete ihn Deutſch an. Das freute ihn, vielleicht, weil es ſo unerwartet kam. Obgleich er, ſo lange er zurückdenken konnte, in Rußland gelebt hatte, ſo war doch in ſeinem Elternhauſe ſtets Deutſch geſprochen worden. Hier in Kutinowo fand er ſelten Gelegenheit dazu. Er war auch ſo an das Ruſſiſche gewöhnt, daß er ſich ſogar Walther gegenüber dieſes Idioms bediente.

Frau Nadja Moroſow hatte eine deutſche Mutter gehabt, und heute empfand ſie eine rechte Sehnſucht, nach langen Jahren wieder mal Deutſch zu ſprechen.

Ihre Anrede fiel ein wenig trivial aus, wie ſie ſelbſt empfand, aber ſie wußte nicht recht, was ſie zu dem Verwalter ſagen ſollte. Sie hatte eigentlich kaum jemals mit ihm geſprochen. „Spielen Sie denn nicht Karten?“ fragte ſie, und dann etwas ſchüchtern: „Darf ich Ihr friedliches Winkelchen teilen? Ich bin müde von dieſem lauten Tage.“

„Bitte, Nadja Sergejewna,“ ſagte er, ſich zu einem liebenswürdigen Ton zwingend, denn der Ärger fraß noch immer an ihm.

„Ich mag heute nicht wieder am Kartentiſch ſitzen, wo die ganze vorige Nacht doch ſchon damit hinging. Heute will ich mich früh zurückziehen.“

„Sie haben viel Laſten, ich weiß es,“ ſagte die junge Frau. „Wer ſo gewiſſenhaft iſt und fleißig —“

„Aber bitte ſehr, ſeine Pflicht muß man doch tun —“

„Die Begriffe von Pflicht ſind ſo verſchieden, ich ſehe ſo kraſſe Gegenſätze hier, und doch glaubt ſich jeder auf ſeinen Platz berufen. Nehmen Sie zum Beiſpiel meinen Mann, er iſt doch ſo ganz anders, als der Fürſt Leszinsky, der ſeinen Bauern durchaus kein harter Herr iſt.“

„Ja, Ihr Gatte iſt auch ein idealer Landwirt, ſo etwas gibt es hierzulande nicht oft. Er iſt ſtreng, aber gerecht. Eine feſte Hand brauchen auch unſre lieben Muſchiki. Der Fürſt überläßt alles ſeinem Verwalter, und der macht ſich ſelber einen guten Tag. Ich wollte, ich könnte auf Ihren Gütern arbeiten.“

Oskar Walther ſpielte jetzt eine Sonate von Beethoven. Es war die Pathétique mit ihrer wuchtigen Kraft. Seine Zuhörer unterhielten ſich dabei halblaut, und

die Gräfin flirtete mit dem jungen Gardeleutnant Murawjew. Sie ſchenkte Oskars Spiel gar keine Beachtung mehr.

„Alſo hier ſteckſt du, Nadja," ſagte der Gutsbeſitzer Moroſow, eine Hünengeſtalt. Er war Kammerherr des Zaren und hatte feine, höfiſche Manieren, dabei war er ein kluger, edler Menſch. Er nahm die Hand ſeiner Frau zärtlich in ſeine Rechte und führte ſie dann mit einem liebevollen Blick an ſeine Lippen.

„Du ſpielſt nicht mehr?" fragte ſie erſtaunt.

„Nein, Kutinow ſetzt mir heute viel zu hoch." Und zum Verwalter: „Es ſcheint zu viel Geld im Hauſe zu ſein?"

„Und den Arbeitern wird doch nichts ausgezahlt," entfuhr es Müller wider Willen. Er hatte aber nicht das Gefühl, indiskret zu ſein, er wußte, hier durfte er mal ſeinem übervollen Herzen Luft machen.

„Das iſt aber ſchlimm, ja unverantwortlich. Es gärt ſchon ſowieſo unter dem Volk. Die alte Unterwürfigkeit verſchwindet mehr und mehr. Die letzten revolutionären Geſchehniſſe ſind noch unvergeſſen. Ich habe neulich wieder Flugblätter gefunden, die mir zu denken gaben. Noch ſchläft die breite Schicht, aber wehe, wenn ſie erwacht. Man ſollte jedenfalls die Bauern nicht reizen. Wie viel hätten Sie im Augenblick wohl nötig?"

„Mindeſtens zweitauſend Rubel, um allem gerecht zu werden. Aber wo hernehmen? Ich dachte ſchon daran, holzen zu laſſen."

„Um keinen Preis. Holen Sie ſich das Geld bei mir. Ich bekomme es ſchon von Sergei Michailowitſch. Da laſſen Sie mich ſelbſt ſorgen. Sie müſſen

Ihr gutes Anſehn bei den Leuten behalten. Wie iſt es mit den Einnahmen von der Brauerei? Können Sie nicht das Geld aus der Stadt holen?"

„Das liebt Herr Kutinow ſelbſt zu beſorgen."

„Ha, ha, — ich verſtehe —"

„Das letztemal brachte er nur dreitauſend Rubel nach Hauſe —"

„Zu toll, wie er's treibt. Ich weiß beſtimmt, daß er fünfundzwanzigtauſend Rubel einkaſſiert hat."

Müller erbleichte. Der Zorn packte ihn. Beinahe wäre ihm ein kräftiger Fluch entfahren. Kutinow hatte ihm geſagt, daß er das ausſtehende Geld noch bis zum Herbſt geſtundet hätte. In dieſem Augenblick fiel ſeine ganze Berechnung zuſammen.

Oskar Walther hörte auf zu ſpielen. Sein letzter Ton war eine ſchrille Diſſonanz, dann lief er aus dem Zimmer. Er hörte noch, wie die Gräfin laut auflachte. Dann ſagte ſie wegwerfend zum Leutnant: „Dummer Junge. Ein Deutſcher —"

„Sie ſollten den jungen Mann ein wenig zu beeinfluſſen ſuchen. Die ſchöne Gräfin iſt ihm eine Gefahr. Vor allen Dingen ſollte er mal ordentlich ausſchlafen. Wir wohnen auf einem Korridor —"

„Meine Zimmer liegen im rechten Flügel. Alſo ſehr iſoliert. Aber ich will mal ein Wörtchen mit ihm reden. Vor allem aber herzlichen Dank für die freundliche Aushilfe. Ich komme gegen Ende der Woche zu Ihnen, wenn es Ihnen recht iſt."

„Kommen Sie, Herr Müller, und ſpeiſen Sie bei uns zu Mittag," ſagte die junge Frau liebenswürdig.

Der Verwalter wurde auf dem Wege zu ſeiner

Wohnung noch mehrfach aufgehalten. Zuerſt kam die Frau Jakumow ihm ganz erregt entgegen. Schon von weitem rief ſie ihn an: „Haben Sie nicht meinen Sohn Pjetr geſehen? Ich kann ihn nirgends finden. Vera und die andern jungen Mädchen ſuchen ihn auch. Sie wollten Spiele machen, und er iſt den jungen Damen davongerannt.“

„So ſollen ſie ihre Puppen hervorholen. Ich habe Ihren Sohn nicht geſehen.“

„Ach, ich bitte ſie, es ſind doch keine Kinder mehr. Wenn Sie Pjetr begegnen, ſchicken Sie ihn ſofort zu mir.“

„Schon gut, werde alles beſorgen.“ Damit ſtürmte Hans Müller vorwärts. Die Frau war ihm entſetzlich. Ihre falſchen Augen und die weinerliche Stimme fielen ihm ſtets auf die Nerven. Kaum hatte er aber ein paar Schritte durch den Korridor gemacht, da öffnete ſich die Tür zu Frau Liſas Räumen. Sie ſtand ſelbſt auf der Schwelle. Ihr Geſicht war bleich und ihre Augen gerötet. Sie ſchien ſehr erregt. Müller ſtutzte einen Augenblick. Ihr Verſchwinden aus dem Muſikſaal war ihm ſchon vorher aufgefallen.

„Liſa Alexandrowna,“ ſagte er weich, „was iſt Ihnen?“

„Wollen Sie einen Augenblick bei mir eintreten?“ bat ſie leiſe, und ihre kalten Finger ergriffen ſeine Hand. Ohne ſeine Antwort abzuwarten, zog ſie ihn durch die Tür ins Zimmer. Es war faſt finſter, nur das ewige Lämpchen vor dem Muttergottesbild verbreitete ein ſchwaches Licht. Geſpenſtiſch leuchtete die weiße Marmorſtatue aus dem Dunkel hervor.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen, und ich weiß, Sie haben Sympathie für mich.“

Sie ſtand dicht vor ihm und er fühlte ihren brennenden Blick. Die Kehle war ihm wie zugeſchnürt, er fand keine Entgegnung. Er ſah, daß die verehrte Frau vor Aufregung zitterte, daß ſich jedes Wort mühſam von ihren Lippen rang.

„Müllerowitſch, Sie ſind ein Deutſcher, es heißt, die Deutſchen ſind treu. Sie haben's bewieſen in Ihrer Arbeit, in jahrelangem, ehrlichem Dienſt. Heute muß ich's Ihnen ſagen — oft habe ich Sie bewundert.“

Sie faßte nach ſeiner Hand und drückte ſie. Er ſtammelte, ganz verwirrt durch die Güte der ſonſt ſo kühlen, zurückhaltenden Frau: „Meine Bewunderung galt Ihnen, Liſa Alexandrowna — ich tue alles für Sie.“

„Kommen Sie,“ ſie zerrte ihn am Arm, „kommen Sie an meinen Tiſch.“ Sie griff nach einem kleinen Elfenbeinkreuz, das dort ſtand, und hielt es ihm hin.

„Schwören Sie mir, Müller, daß nie eines Menſchen Ohr erfahren wird, was ich Ihnen in dieſer Stunde ſage.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort — das iſt wie ein Schwur —“ entgegnete der Verwalter ſchnell. „Sprechen Sie — ich ſtehe zu Ihnen treu bis in den Tod.“

Er war ſehr bleich. Seine Stimme klang heiſer vor Erregung. Er wußte in dieſem Augenblick, was er längſt vor ſich ſelbſt wegzuleugnen ſuchte, daß dieſe Frau, obwohl unerreichbar für ihn, doch ſein Schickſal war. Fern blieb ſie ihm alle Jahre hindurch, nur

die notwendigſten Geſpräche führten ſie miteinander, und doch war allezeit ein geheimes Band zwiſchen ihnen. Und heute rief ſie ihn, in dieſer Stunde wurde er der Vertraute ihrer Seele. Eine ſtolze Freude kam plötzlich über den Mann, eine tiefe innerliche Ruhe, die ſich wohltuend auf Liſas Zerriſſenheit und Angſt legte. Sie ſchob ihm einen Lehnſtuhl hin und ſprach, nachdem ſie ſelbſt Platz genommen hatte: „Heute iſt ein Mann im Dorf angekommen, ein Hauſierer, der wird im Kruge wohnen und von da aus durch die Dörfer wandern. — Müllerowitſch, aber dieſer Mann iſt nicht das, was er ſcheint — doch niemand darf erfahren, wer er iſt —“

„Ich verſtehe —“

„Ich zittere um das Leben — dieſes — Mannes —“

Es war ſekundenlang ganz ſtill zwiſchen beiden. Er meinte ihren erregten Herzſchlag zu hören, und ſein Auge ſtarrte entſetzt auf ihr weißes Geſicht, das ihm wie zu Stein erſtarrt erſchien.

„Ich muß manchmal von dieſem Manne hören — ihn ſehen — mit ihm ſprechen dürfen.“

„Liſa Alexandrowna —“ rief der Verwalter erſchreckt, „bedenken Sie die furchtbare Gefahr —“

„Ich habe keinen Teil an ſeinen Ideen. Bei Gott, ich ſtehe ſeinen Beſtrebungen ganz fern. Nur der Menſch iſt mir teuer, um ihn bange ich mich, denn er iſt von Gefahren umgeben.“

„Er hat ſein Schickſal ſich ſelbſt erwählt.“

„Ich weiß es. Aber darum iſt ſein Los nicht weniger ſchwer. Auf Sie wird kein Verdacht fallen. Seien Sie mein Verbündeter, ihn zu ſchützen. Während der

Hauslehrer den ‚Bajazzo‘ ſpielte, erhielt ich dieſe Depeſche. Leſen Sie.“

— Meine Wünſche haben ſich erfüllt. Morgen früh Ankunft — erhoffe Wiederſehen — Nicki.

Müller las halblaut die wenigen Worte. Dann ſagte er in bittendem Ton: „Verſprechen Sie mir die allergrößte Vorſicht, ſich nie einer Gefahr, einer Verdächtigung auszuſetzen und nichts ohne mich zu unternehmen.“

Sie ſeufzte tief. Dann ſagte ſie, und die Tränen ſchoſſen ihr dabei in die Augen: „An meinem Leben liegt mir kaum etwas. Das Schickſal legte mir viel auf. Äußerlich ſah ja alles ſehr glatt und ſchön aus. Und doch war es ein Wandern durch die Wüſte. Ich ſehne mich oft nach dem Ende aller Schmerzen. Aber es iſt ja ſelbſtverſtändlich, ſchon um der andern willen, daß ich dieſer Sache nicht zum Opfer falle, die mir außerdem ganz fern liegt. Und nun Müllerowitſch, Sie wollen mir ein treuer Freund ſein, auf den ich mich verlaſſen kann. Ich bitte Sie nun, fahren Sie morgen gleich unter irgendeinem Vorwande zum Kruge, und ſuchen Sie dort den Hauſierer. Kaufen Sie ihm was ab und geben Sie ihm dieſen Zettel. Noch wittert hier niemand etwas. Man verfolgt die Spur ganz wo anders. Ich hoffe, er wird hier in der Gegend lange ſicher ſein. Es gehen ja ſo manche Hauſierer und Bettler durch die Dörfer.“

Frau Liſa ſtand auf und reichte ihm herzlich die Hand: „Jetzt bin ich viel ruhiger,“ ſagte ſie und ſah ihn feſt an. Sie hatte ſich wieder vollkommen in der Gewalt.

Der Verwalter eilte den Korridor entlang durch

den Küchenausgang in den Hof hinaus. Er mußte jetzt allein ſein. Die Nacht war eiſig kalt. Am ſchwarzen Himmel funkelten die Sterne. Still lag der Hof, dunkel waren die Ställe und Wirtſchaftsräume. Er ging um das Haus herum, durch deſſen Fenſter das Licht weit hinausflutete. Hinter dem Zaun dehnte ſich die weiße Schneeebene, und der Wald ſtand wie ein Schutzwall in der Ferne. Ihn fror. Die Zähne ſchlugen aufeinander. Er begann raſch umherzugehen. Aus der Geſindeſtube tönten Harmonikaklänge, obgleich die Fenſter dunkel waren. Hier wohnten die Hofmägde, und nebenan hatte die Mamſell ihre Stube. Sie war aber heute in der herrſchaftlichen Küche beſchäftigt. Der Verwalter ſuchte die Tür zu öffnen, ſie war verſchloſſen Da klopfte er laut ans Fenſter. Drinnen ſchrie jemand auf. Die Harmonika verſtummte. Die Tür wurde geöffnet, nur ein ſchmaler Spalt. Aber Müller preßte mit aller Gewalt dagegen, ſo daß er ſich hindurchzwängen konnte. Die große Stube war erleuchtet, die Fenſter mit Decken verhängt. Was der Verwalter hier ſah, machte ihn für Augenblicke ſprachlos. Ein dicker Zigarettenrauch ſchlug ihm entgegen, auf dem Fußboden lagen Flaſchen und Gläſer zwiſchen den Heukiſſen der Mägde verſtreut. Vor ihm ſtanden Pjetr Jakumow, zwei Brüder Murawjew und noch ein paar junge Leute, deren Geſichter er nicht mehr unterſcheiden konnte, denn die Lampe verlöſchte, und jemand drängte ihn mit aller Gewalt zur Tür. Ehe er ſich verſah, ſtand er draußen und neben ihm der Student Jakumow.

„Sie ſorgen mir ſofort dafür, daß die Stube da von den Herren geräumt wird," ſagte Müller in her-

riſchem Ton. „Und dann eilen Sie zu Ihrer Mutter, ſie ſucht Sie im ganzen Haus.“

Dann ging er, ohne den andern eines Grußes zu würdigen, über den Hof. Seine Hände waren zu Fäuſten geballt, und die Adern ſchwollen auf ſeiner breiten Stirn. An Oskar Walther dachte er heute nicht mehr. Er ſuchte ſofort ſein Zimmer auf und verfiel bald in einen bleiernen Schlaf.

Sechſtes Kapitel

Kira Torkaſſowa ſtand, in ihren Mantel gehüllt, einen Augenblick unſchlüſſig vor dem Varieté. Sie hatte heute eine der erſten Nummern gehabt und war früh fertig geworden. Der Abend war wunderbar ſchön; mondhell und ſtill. Sie wäre am liebſten ein halbes Stündchen zu Fuß gegangen und zwar allein. Sie verabſchiedete den Diener, und da ſie durch einen Nebeneingang das Haus verließ, konnte ſie ſich ungeſtört auf den Weg machen. Plötzlich fuhr ſie zuſammen. Jemand lief hinter ihr her und rief ihren Namen. Sie ging ſchneller. Da tönte es wieder hinter ihr: „Kira Oſſippowna, einen Moment —“

Die Stimme klang wohllautend und beſcheiden. Die Tänzerin blieb ſtehen. Sie wandte ſich zögernd um und erkannte den Studenten Jakumow, mit dem ſich ihre Gedanken in letzter Zeit ſo viel beſchäftigt hatten. Ihr Herz tat ein paar kurze Schläge. Vom erſten Augenblick an war der junge Menſch ihr ſympathiſch geweſen. Von der Bühne aus hatten ihre Augen ihn manchmal geſucht, ohne ihn aber zu entdecken. Jetzt ſtand er ſo unerwartet vor ihr, und ſie empfand eine heiße Freude.

„Ach, Sie ſind es,“ ſagte ſie freundlich. „Da haben wir vielleicht den gleichen Weg. Wollen Sie nicht noch Ihren Freund beſuchen? Er ſprach geſtern von Ihnen.“

Pjetr ſah ſie überraſcht an, er hatte kaum gewagt, auf einen ſo liebenswürdigen Empfang zu rechnen.

Seit einer Stunde ſtand er ſchon auf der Straße und wartete voll Ungeduld auf die Tänzerin. Der Portier hatte ihm gegen ein gutes Trinkgeld verraten, daß die Künſtlerin meiſt ſofort nach ihrem Auftreten durch dieſen Nebenausgang das Varieté zu verlaſſen pflegte. Er wollte durchaus Kira mal allein ſprechen. Er mußte doch endlich dem Fürſten etwas über ſie mitteilen können. In einer Woche ſollte das Feſt bei Leszinsky ſtattfinden. Er hatte ein großes Haus am engliſchen Quai. Wie er damals in Kutinowo erzählte, ſo ließ er jetzt ſchon manches für den Abend vorbereiten. So vor allem die Bühne, auf der die geladenen Künſtler ſich produzieren ſollten.

Der Student wußte, daß der Fürſt ſeine Mitteilungen über die Torkaſſowa nicht unvergütet laſſen würde. Er brauchte eben gerade notwendig eine größere Summe. Außerdem brannte er ſelbſt darauf, Kira zu ſehen. Er war oft bei Kolja geweſen, hatte aber nie mehr das Glück gehabt, ihr zu begegnen.

„Sie wollen doch nicht den ganzen Weg zu Fuß machen, Madame Kira?“ fragte Pjetr erſtaunt, als er ſah, daß ſie ſchnell an allen wartenden Autos und Schlitten vorüberſchritt.

„Ich will ein wenig laufen. Der Abend lockt mich. Wie das Licht der Laternen auf dem Newaeis funkelt! Die weißen Schneedächer glitzern im Mondlicht — es iſt wie ein Wintermärchen.“

Sie ſchritt leichtfüßig dahin, und die langen Enden ihrer Pelzboa flatterten im Winde, der vom Fluß her zu wehen begann.

Jakumow war befangen. Er fand nicht den rechten Ton der Unterhaltung. Er mußte unwillkürlich an

Manons Ausſpruch denken: die Heilige vom Varieté. Vom Varieté war ſie aber doch, da ſtörte es ihn, daß ſie eine Ausnahme ſchien. Kira ſelbſt brach bald das ſekundenlange Schweigen: „Wenn man aus dem lauten, lichtfunkelnden Haus durch eine ſtille Straße nach ſeinem Heim pilgert, dann iſt's, als verſinke eine Welt hinter einem. Es iſt die Welt des gleißenden Scheines. Die Wirklichkeit umfängt uns wieder, und das Leben zeigt ſein wahres Geſicht. Wie ein Karneval iſt das Daſein, ewig wechſelnd. Dann muß man das Elend der Großſtadt ſehen, den Schmutz, den keine Tünche deckt. Sagen Sie, bitte, was bleibt da zurück? — Grauen — Ekel — und Todesſehnſucht."

„Welche Melancholie bei Ihnen. Es gibt auch freundliche Bilder. Ein harmoniſches Familienleben zum Beiſpiel — ſchöne Muſik, eine große Kunſt — und vor allem die Liebe, die doch die Sonne des Lebens iſt, ſein Schmuck und ſeine Krone —"

„Worte — nichts als Worte. Wahre Liebe — wo iſt ſie zu finden? Wenig Auserwählte gibt es, die ſie fanden."

„Sie ſind eine furchtbare Peſſimiſtin. Unmöglich, daß Sie nur Enttäuſchungen erlebten."

„Ich will von mir ſelbſt abſehen. Ich kenne das Leben und habe alle Zeit offene Augen. Auch leſe ich ſehr viel. Das alles klingt Ihnen vielleicht ſehr komiſch gerade aus meinem Munde, aber ich muß mit den Franzoſen ſagen: „La dernière réligion, c'est la résignation."

„Es iſt mir allerdings faſt unfaßbar, wie man in Ihrem Alter ſo denken kann. Sie ſind ja noch ſo jung —"

„Ich war nie jung — ich war nie eigentlich Kind."

„So düſter verlief Ihr Leben?“

„Ich ſpreche nicht gerne von mir. Fragen Sie, bitte, nicht. Erlaſſen Sie mir Einzelheiten.“

„Und doch wäre ich glücklich, wenn Sie ein wenig den Schleier lüften wollten. Es iſt nicht Neugier —“

„Es iſt wenig, was ich erzählen könnte. Ich wurde wohl ſo, wie ich bin, weil man mich wenig gelehrt hat. Ich mußte mir mühſam alles zuſammenſuchen. Vielleicht ſehe ich daher mit Augen, die keine roſige Brille vertragen, auf den Grund aller Dinge. Ich habe meinen Peſſimismus ſowohl wie meinen Wiſſensdrang von meinem Vater geerbt. Auch eine zerbrochene Exiſtenz, ein Mann, der die Sehnſucht kannte, dem aber nie die Erfüllung wurde.“

„Und Ihre Mutter?“

Kira ſchwieg. Ihre Lippen waren feſt geſchloſſen, ihr Geſicht ſah finſter aus, aller Liebreiz ſchien daraus entſchwunden. Der Student betrachtete ſie intereſſiert von der Seite. Hatte er eine Wunde berührt, die empfindlich weh tat?

„Meine Mutter habe ich nie gekannt.“

Die Stimme klang heiſer, nach verhaltenen Tränen. Kira ging ſchneller und wickelte ihre Boa feſter um den Hals. Die untere Hälfte des Geſichts war faſt bedeckt. Darauf rief ſie einen Kutſcher an, der auf dem Bock ſeines Schlittens eingeſchlafen war.

„Ich bin müde geworden,“ ſagte ſie, während ſie ſich ſetzte.

Jakumow ſchlang nach Petersburger Sitte den Arm um ſie, als er neben ihr Platz nahm. Sie lehnte ſich leicht an ihn. Ein zärtliches Empfinden wallte in ihm auf. Welch ein eigenartiges Geſchöpf war ſie

doch. Eigentlich zu beklagen in der Melancholie ihres Weſens. Es reizte ihn, mehr von ihr zu erfahren, tiefer in ihr Seelenleben einzudringen. Seit heute wußte er, wie ſie zu nehmen war. Sie philoſophierte gern, das hatte Kolja damals ſchon geſagt. Seine Liebhaberei war eine derartige Unterhaltung nicht. Er bevorzugte ein heiteres Wortgeplänkel. Ob Kira wohl auch luſtig ſein konnte? Ob ſie überhaupt Sinn für Humor hatte? Er wollte gleich die Probe machen. Ihr trübes Geſicht fiel ihm auf die Nerven. Es war offenbar, daß ſeine Frage nach ihrer Mutter ſie ſo verſtimmt hatte. Gott weiß, welche Erinnerungen ſie peinigten. Er begann ihr von ſeinem letzten Beſuch in Kutinowo zu ſprechen. Er hatte das Talent, kleine Epiſoden witzig zu ſchildern, dabei beſaß er die Gabe, Lächerlichkeiten ſofort herauszufinden und die betreffenden Perſonen mit ein paar Worten gut zu ſkizzieren. Der erwünſchte Erfolg blieb auch nicht aus. Die Tänzerin lachte hell auf, als er ihr folgendes kleine Erlebnis mit ſeinem Onkel erzählte: Eines Morgens kam der dicke Gutsbeſitzer in einem kurzen Halbpelz, der ſeinem Umfang noch etwas zuſetzte, auf den Hof hinaus. Sein Diener Foma ging gerade mit vielen Bücklingen an ihm vorüber.

„Wo iſt Lady?“ herrſchte er ihn an. Das war ſeine Lieblingshündin.

„Euer Wohlgeboren, die Hündin dient unter dem Bauch Eurer Wohlgeboren.“

Und wirklich, zu Kutinows Füßen tänzelte das Tier auf den Hinterbeinen.

Kiras ſilberhelles Lachen reizte Pjetr zu neuen, luſtigen Anekdoten, die er aber zumeiſt ſelbſt erfand.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, und manchmal vibrierte der zarte Körper unter verhaltenem Lachen. Die Minuten flogen, sie waren vor Kiras Wohnung angelangt. Jakumow dachte entsetzt: Jetzt ist gleich alles vorüber. Sie verschwindet in ihrem Zimmer, und wer weiß, wann ich sie mal wiedersehen werde. Ganz niedergeschlagen sah er aus, als der Dwornik die Haustür öffnete. Im Flur der Petrowa hingen eine Menge Überzieher und Mützen, auch einige weibliche Hüte und Mäntel.

„Nanu, was ist denn hier los?“ sagte Jakumow erstaunt.

In dem Augenblick öffnete sich die Tür zu Maschа Bataschkowas Zimmer. Stimmengewirr und Rauchwolken. Kolja trat heraus. Er stutzte, als er sie beide zusammen sah, und das Blut stieg ihm ins blasse Gesicht.

„Was macht ihr denn bei Maschа?“ fragte Pjetr.

„Ich werde mein Drama vorlesen. Dann haben wir einiges zu besprechen. Lensky war bei dir, traf dich aber nicht an. Willst du nicht eintreten?“

„Sie lesen Ihr Drama?“ sagte Kira, die zögernd stehengeblieben war.

Kolja fragte leuchtenden Blickes: „Wollen Sie mir die Ehre Ihrer Gegenwart schenken? Es wäre mir von Wert, Ihr Urteil zu hören.“

In Pjetr fraß der Neid. Er sagte etwas höhnisch: „Seit wann teilst du denn das allen mit, was du dein Allerheiligstes nanntest?“

„Das sind meine Gedichte. Meine andern Arbeiten gehören der Öffentlichkeit. Kommen Sie, Kira Ossipowna? Ja? Ach, bitte!“

„Aber ich muß doch dann die Gastfreundschaft einer

Fremden genießen; wenn ich nicht irre, wohnt hier die Studentin —"

„Maſcha, Maſcha Alexejewna," rief Kolja laut durch die Tür, die noch halb offen ſtand, denn es war entſetzlich heiß und rauchig im beengten Raum.

Maſcha Bataſchkowa, ein kleines, lebhaftes Perſönchen mit kurzen, ſchwarzen Haaren und einem gelblichen, unregelmäßigen Geſicht, in dem ein paar dunkle Augen glühten, überſah ſofort die Situation.

„Neue Gäſte. Willkommen, meine Herrſchaften. So ſpät, Pjetr — und da, das iſt meine berühmte Nachbarin. Wollen Sie uns die Freude machen? Bitte nur herein in meine Salons. Alles iſt bereit, Tee und Zigaretten vorhanden."

Sie nahm Kira den Mantel ab, ehe Pjetr noch ſeine Hand ausſtreckte, legte ihren Arm um die Tänzerin und ſchob ſie ins Zimmer.

„Meine Herrſchaften, verſtummen Sie, bitte, einen Augenblick. Ein Stern iſt in unſrer Mitte aufgegangen. Kira Torkaſſowa will mit uns Koljas Kind aus der Taufe heben. Das Drama hat nämlich noch keinen Namen," fügte ſie lachend hinzu.

Allen voran hinkte der dicke Rebrow auf die Tänzerin zu und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Meine Wohltäterin," flüſterte er dabei.

Nun drängten die andern zu Kira hin, und ſie wurde eingehüllt in von Herzen kommende Liebenswürdigkeit, ſo daß die Rührung ſie übermannte. Alle wußten, was ſie am armen Rebrow getan und noch an manchem andern, hungernden Menſchen, deſſen Adreſſe ſie von ihm erfahren hatte. Niemand dachte daran, daß ſie doch eigentlich dieſem Kreiſe fernſtand,

und ihre Welt eine ganz andre war. Sie ſelbſt kam ſich wie verwandelt vor. So wohl fühlte ſie ſich unter dieſer oft darbenden Jugend, die hier bei Tee und Zigaretten über ihre Ideale ſprach.

Dann las Kolja Nikitin mit ſeiner weichen, modulationsfähigen Stimme ſein Drama.

Eine große Stille herrſchte, die nach und nach in eine faſt atemloſe Spannung überging. Dazwiſchen wurden einzelne Ausrufe laut, und hin und wieder ein leiſes, haſtiges Geflüſter.

Dann kam der Schluß. Des jungen Autors Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als ſein Held ſterbend, ein Märtyrer ſeiner Ideale, die Worte ſprach: „Und es kommt doch einmal die leuchtende Morgenröte, die den Oſten mit ihrem Schein durchglüht. — Sie werden noch alle dahinmüſſen wie ich in Dunkel und Nacht, — aber einſt, da kommt — da kommt — das Licht.“

Ein Jubel brach los, ein Rufen und Schreien. Sie drängten ſich um den jungen Dichter, ſchüttelten ihm die Hände, umhalſten und küßten ihn. Über Kiras Wangen rannen die Tränen. Da ſagte eine Stimme aus einer Ecke heraus: „Der Tag, die Stunde iſt heute ſo ernſt, daß wir ſelbſt unter uns flüſtern müſſen. Die Wände der Häuſer haben Ohren und Augen, von denen wir nichts ahnen. Freut euch ſtiller und bewundert ohne Geſchrei.“

„Du Schwarzſeher, du Peſſimiſt, immer gibſt du einen Dämpfer auf alle ſpontane Begeiſterung,“ rief eine lange, ſchmale Studentin mit einem Kneifer, der ihrem Geſicht etwas Würdiges gab. Sonſt war das Mädchen noch blutjung, und der kleine Mund mit dem Grübchen wirkte anmutig.

„Aber recht hat er. Wir brauchen auch ſolch einen Vernunftkaſten," ſagte Maſcha Bataſchkowa und eilte zum Samowar, den der Dwornik, nachdem er ihn von neuem mit heißen Kohlen gefüllt hatte, ins Zimmer trug. Der rotbärtige Mann im buntgeſtickten Leinenhemd flüſterte dabei etwas Pjetr ins Ohr, der an der Tür in Kiras Nähe ſaß.

Kaum war der Menſch aus dem Zimmer, ſo ſagte Jakumow mit tiefernſtem Geſicht: „Herrſchaften, draußen ſpioniert die Schwarze Kammer. Ich rate dir, Kolja, verſtecke dein Manuſkript, es enthält zuviel Symboliſches. Du kannſt nicht wiſſen, ob nicht nächſtens eine Hausſuchung bei dir ſtattfindet, da dient dann alles dazu, den Verräter für die erwünſchten Erfolge ſolch einer Kontrolle abzugeben."

„Iſt's wirklich ſo ſchlimm," fragte Kira, „paßt man ſo den Studenten auf die Finger? Auch ſolchen, die keine politiſche Propaganda treiben?"

Da ließ ſich wieder jene tiefe, monotone Stimme aus dem Winkel hören: „Wir ſind alleſamt die Geknechteten. Wir liegen wohl an den Brüſten der göttlichen Frau Wiſſenſchaft, und man läßt uns trinken, trinken. Aber wachſen und ſelbſtändige Menſchen mit einem geſunden Denken ſollen wir nicht werden. Denken iſt Licht, produziert Strahlen — der Oſten verträgt aber noch keine Helle. Die im Oſten müſſen ſchlafen — ſchlafen —"

„Komm doch endlich aus deinem Verſteck hervor, du Unke," rief ein rotbäckiger, blonder Student, dem man ſein heiteres Temperament am Geſicht anſah.

„Wozu führen deine Unkenrufe? Wie es iſt, das wiſſen wir alle. Aber auch, daß es anders werden

muß. Sie arbeiten ja ſchon gewaltig," fügte er leiſer hinzu.

„Jawohl, ſie bereiten ſich auf ihr ſicheres Ende vor, der eine ſo, der andre ſo. Die Begeiſterung trägt ſie. Um ihretwillen haben ſie Kraft zu allen Entbehrungen, aber — aber —"

Da riſſen ihn ein paar kräftige Arme aus ſeinem Winkel, halbverborgen hinter einem Schrank ſaß er.

Alle lachten, als der große, hagere Menſch, deſſen lange Glieder in viel zu engen Kleidern ſteckten, bis in die Mitte des Zimmers gezerrt wurde.

„Nun halte deine Rede," riefen ſie, „hier unter Maſchas ſtrahlender Petroleumlampe ſprich dir die Seele frei."

Und er ſprach.

Sein großer Kopf mit den buſchigen Haaren wippte dabei hin und her, er ſchloß meiſt die Augen, während er redete. Seine knochige Rechte ſtrich über den ungepflegten Schnurrbart, deſſen Enden zu beiden Seiten des breiten Mundes lang herabhingen.

Gregor Lapuchin ſprach viel und gut. Er ſchilderte in draſtiſchen Worten das Elend derjenigen Studenten hauptſächlich, die für die Freiheit kämpften, die ihren Idealen alles opferten und vor nichts zurückſchreckten. Dann gab er einige treffliche politiſche Überblicke über die Gegenwart und über das Scheitern der Revolution nach dem japaniſchen Kriege.

„Rußland muß einen Krieg haben," rief er aus, „Ströme von Blut müſſen fließen, und ſchließlich werden es die Feinde ſein, die die Kräfte im Volk aus ihrer Gefangenſchaft erlöſen."

Wie ein Seher ſtand der lange Menſch jetzt da.

Die ſchweren Lider öffneten ſich weit, und aus den dunkeln Augen brach ein fanatiſcher Glanz.

Eine große Bewegung hatte ſich aller bemächtigt. Man flüſterte eine Zeitlang nur miteinander. Dann rief eine dritte anweſende Studentin, ein dralles Weſen mit plumpen Zügen: „Ich rate jetzt ein neues Thema anzuſchlagen. Es iſt bald wieder Morgen. Wir wollen uns noch ein paar heitere Eindrücke ſchenken und dann auseinandergehen.“

Man klatſchte ihr Beifall, und ein kleiner, dicker Menſch, häßlich und unſauber in der Kleidung, begann in jüdiſchem Jargon Witze zu erzählen, die viel belacht wurden. Dann gab Maſcha ſelbſt das Zeichen zum Aufbruch: „Wir müſſen morgen wieder arbeiten, ich habe um zehn Uhr ſchon Kolleg. Leichenſektion. Alſo marſch ins Bett.“

Kira flüſterte noch an der Korridortür eine Weile mit Gregor Lapuchin. Dann ſchob ſie ihm einige Scheine in die große, rote Hand.

„Wo die Not am größten iſt,“ ſagte ſie. Da gewahrte ſie plötzlich, daß Pjetr Jakumow ſie beobachtete.

Er ging als letzter zum Hauſe hinaus. Aber vorher drängte er ſich noch an Kiras Seite und raunte ihr ins Ohr: „Engel — Heilige.“

Einen Augenblick flammten ſeine ſchönen Augen ſie an, dann ging er in den dämmernden Morgen hinaus.

Kira aber weinte lange noch in ihr Kiſſen hinein.

Ihr Herz war voller Sehnen und Weh.

Siebentes Kapitel

Es ſchneite. Dicke Flocken hüllten Roß und Reiter ein. Hans Müller trabte durch das Dorf mit den niedrigen Holzhütten und den kläffenden Hunden. Bald hielt er vor dem Kruge, einem langgeſtreckten Gebäude mit kleinen, blinden Fenſterſcheiben. Der Verwalter ſtieg vom Pferd und klopfte an die Tür. Da kam ein ſtruppiger, ſchmutziger Bengel heraus. der Sohn des Schankwirtes, dem übergab er das Tier,

„Verdammte Kälte," ſagte er brummend. „Führe den Gaul ſorgfältig und decke ihn zu. Ich nehme nur ſchnell einen Schnaps."

Der Junge grinſte über das breite Geſicht und faßte das Pferd am Zügel.

Müller trat in die verräucherte Stube. Hier ſaßen ein paar Bauern und ſpielten Karten. Hinter der Lette ſtand im roten Hemd der Wirt und begrüßte ihn erſtaunt, aber zugleich ſehr erfreut. In ſeinen kleinen, entzündeten Augen zeigte ſich eine neugierige Erwartung. Was wollte der Deutſche, der kein Trinker war, heute bei ihm? Müller ſetzte ſich an einen der Holztiſche und beſtellte einen Schnaps. Er zog fröſtelnd die Schultern hoch und ſagte: „Ein Hundewetter —"

„Ja, bei Gott, ein ſchlechtes Wetter, der Herr ſollte nicht weit reiten, wenn er es nicht gerade ſehr eilig hätte. Geſtern erſt iſt ein Bauer unterwegs erfroren."

Der kleine Wirt beeilte ſich, mit vielen Bücklingen, den ſeltenen Gaſt zu bedienen.

Müller ſaß ſchweigend da. Kein Hauſierer war zu ſehen. Er dachte darüber nach, wie er ſich unauffällig nach dem Mann erkundigen ſollte. Verſtohlen beobachtete er dabei die Kartenſpieler. Die beiden jungen Bauern kannte er, aber der ältere Mann war ihm fremd. Ob er es war, dem Frau Liſas Sorge und Liebe galten? Müller ſah ſich den Alten genauer an. Ein breiter, ſtruppiger Vollbart bedeckte die untere Hälfte des Geſichtes. Das graumelierte Haar trug er ziemlich lang, und es hing ihm wild bis über die Stirn. Die Naſe war gerade und fein geformt. Die Augen richteten ſich jetzt ſekundenlang auf den Verwalter. Dieſe Augen waren wunderbar, in ihnen offenbarte ſich die ganze Seele dieſes Mannes. Er iſt's beſtimmt, dachte Müller, und er begann laut mit dem Wirt zu ſprechen, um die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich zu ziehen. Er merkte oft den Blick der klugen, lebhaften Augen, in denen etwas Weltentrücktes und zugleich Bezauberndes lag. Die Ungeduld zerrte an Müller. Der kleine Brief der Gutsherrin brannte in ſeiner linken Hand. Da kam ihm der Gedanke, eine kleine Komödie aufzuführen, die ihn zum Ziel bringen mußte. Er reckte ſich, fluchte laut und ſprang ungeſtüm von ſeinem Holzſtuhl auf: „Beinahe hätte ich's vergeſſen. Die Barinja will allerhand Nähutenſilien haben, Garn, Zwirn, Nadeln, — ob die Perlows wohl ſo was haben? Teufel auch, daß ihr Laden ſo weit iſt."

Da wurde ein Stuhl geſchoben. Der fremde Muſchik ſtand plötzlich vor Müller und ſagte mit tiefem Bückling: „Wollen der Herr ſo gütig ſein und alles von mir kaufen? Ich bin Hauſierer und habe ſehr gute Ware. Einen Augenblick, bitte, ich hole meinen Korb.

Das ſchlimme Wetter hat mich heute ans Haus gefeſſelt."

Der Verwalter rief mürriſch: „Zeig deinen Kram." Dann ſah er dem Mann intereſſiert nach, als er durch die niedrige Tür im Nebenraum verſchwand. Der Hauſierer hielt ſeine hohe, ſchlanke Geſtalt gebeugt, und ſein Gang war langſam und ſchwerfällig. Nach wenigen Augenblicken kehrte er mit ſeinem gefüllten Korb zurück und breitete vor dem Verwalter ſeine Sachen aus.

„Da habe ich ein Knäulchen Stopfgarn für feine Damenſtrümpfe, das wird die Varinja gebrauchen können."

Müller ſuchte noch allerhand Zwirne, Nadeln und Knöpfe aus und ließ dabei das Briefchen in den Korb fallen. Der Hauſierer legte blitzſchnell die Hand darauf, ſo daß niemand den Vorgang bemerkte. Müller zahlte, ohne ein Wort weiter zu ſprechen. Der Hauſierer überzählte das Geld und ſah ihn danach ſo bittend an, daß er ihm deutlich die Frage ablas: wann ſehe ich dich wieder? Müller rief daher dem Wirt beim Fortgehen zu: „Dein Schnaps iſt gut, übermorgen, wenn ich ins Dorf komme, dann trinke ich wieder ein Glas bei dir. Auf Wiederſehen!"

Der Hauſierer verbeugte ſich und ging wieder an ſeinen Kartentiſch zurück. Den Korb ſtellte er neben ſeinen Stuhl.

Hans Müller zitterten die Kniee, als er ſein Pferd beſtieg. Er warf dem Burſchen ein paar Kupferſtücke zu und ritt in ſcharfem Trab davon.

Der ſtarke Schneefall hatte nachgelaſſen. Ein eiſiger Wind pfiff ihm um die Ohren. In ihm tobte ein Kampf.

Mußte das alles ſein? Ging die geliebte Frau nicht einer Gefahr entgegen, und er war vielleicht gar das willenloſe Werkzeug, dieſe heraufzubeſchwören? Was ſollte er tun? Er ſah ſie wieder vor ſich, wie an jenem Abend, wo ſie ſich, von Angſt und Sorge verzehrt, ihm offenbart hatte. Wer war es, um den ihre Seele zitterte? Wer war der Mann, den dieſes ſtolze Herz liebte? Eine wilde Eiferſucht packte ihn plötzlich, über die er ſelbſt erſchrak. War er denn verrückt? Wo war ſeine kühle Überlegenheit hin? Wo der ſcharfe, ſtets dominierende Verſtand, den man an ihm rühmte? Wußte er denn nicht ſchon längſt, daß er nichts zu hoffen hatte? Alle Jahre hindurch hatte er ſein Empfinden bekämpft, und es war ſein ſtilles Glück geweſen, wenn er Frau Liſa ein Lächeln der Zufriedenheit entlocken konnte. Ein Wort fiel ihm ein, das er einmal geleſen: die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht. Ja, ſo war's. Die Erinnerung ſprach zu ihm. Ein Stern, eine ewige Leuchte war ſeine Liebe ihm geweſen. Ein unantaſtbares Heiligtum, das den Alltag mit ſeinen Laſten und ſeiner Einförmigkeit verklärte. Frau Liſa hatte ihm das geſchenkt, unbewußt zwar, und doch war ſie die Spenderin dieſes Lebensreichtums geweſen. Sentimental war er nicht. Sein Verſtand gab ſtets die Richtung an. Aber er war noch jung geweſen, als er aufs Gut kam. Da gab der Herr ſeinen Untergebenen kein gutes Beiſpiel. Er war ein egoiſtiſcher Genießer, der nur ſeinen eigenen Begierden nachging. Neben dieſem Wüſtling lebte dieſe kluge, ſtarke Frau, dieſe Künſtlerſeele, die mutig und klaglos ihr Los trug und in treuer Pflichterfüllung ausharrte. Als die großen, klaren Augen ihn zum erſtenmal angeſehen

hatten, da wußte er, sein Leben mußte sich so gestalten, daß er immer diesem reinen Frauenblick begegnen durfte. Nicht viel hatte sie zu ihm gesprochen, aber was sie sagte, war immer von Wichtigkeit für ihn gewesen, regte sein Denken an. Zuerst hatte er für die Gutsherrin geschwärmt, in jugendlicher Begeisterung die eigenartige Frau angebetet. Dann schlich sich in die Einsamkeit seiner Tage nach und nach ein andres Empfinden. Die Leidenschaft des Mannes wurde wach. Er sah, wie sie alle, Frauen und Männer, es hier trieben. Wie die Gäste des Gutes sich oft nur in diesem gastfreien Hause trafen, um ihre Wünsche zu befriedigen und sich unentdeckte Zusammenkünfte zu geben. Er sah auch, daß der Standesunterschied aufhörte, wo die Begierde sprach. Es gab ein Locken und Gewähren, tolle Launen tobten sich aus, plötzlich auflodernde Brände wurden gelöscht, und die raffiniertesten Räusche durchkostet. Da erwachte das heiße Empfinden in ihm, und er begann um die Frau zu leiden. Aber an ihrer Harmlosigkeit und Reinheit ebbte sein Wünschen ab. Nur eine Scham blieb zurück, die ihn innerlich ganz zu ihrem Sklaven machte. Ob Frau Lisa jemals von all dem etwas geahnt hatte? Nur das nicht — nein — nein. Sein Mannesstolz bäumte sich dagegen wild auf. Schon der Gedanke daran verursachte ihm Pein. Er gab dem Pferd die Sporen und galoppierte auf die weiße Landstraße hinaus, die in verschiedenen Krümmungen nach Wesselki führte, dem Morosowschen Gut. Dort langte er zu Mittag an. Ein Diener führte ihn in ein behagliches Fremdenstübchen, damit er sich ein wenig säuberte und ausruhte, bis der Gong zu Tisch rief. Ob noch andre Gäste da waren?

Ja, ein verabſchiedeter General aus Petersburg, die Fürſtin Wertſchinskaja mit ihrer Tochter und Profeſſor Glinsky. So! Das war dem Verwalter nicht angenehm. Er mochte ſich in ſeinem Reitanzug kaum den Herrſchaften zeigen. In Kutinowo ließ die zwangloſe Art des Hausherrn alles zu, aber Moroſow kam ihm bedeutend förmlicher vor. Er rief den Diener, der ſchon die Tür in der Hand hielt, zurück: „Melde den Herrſchaften meine Ankunft. Ich ließe mich aber zum Eſſen entſchuldigen, weil ich im Reitanzug bin.“

„Sehr wohl, Barin.“

Hans Müller begann ſich zu waſchen und zu bürſten. Er fand alles, was er brauchte, um ſeinen äußeren Menſchen zurechtzumachen, auf dem großen Marmorwaſchtiſch. Nach einigen Minuten fühlte er ſich ganz erfriſcht, und jetzt erſt bemerkte er in einer Ecke des Zimmers auf einem Tiſchchen ein Tablett mit der üblichen Sakuska zum Schnaps, kalte Platten mit allerhand pikanten Sachen. Er ſpürte einen ehrlichen Hunger und ſprach den Schüſſeln eifrig zu. Nach einer Viertelſtunde erſchien der Hausherr, tadellos wie immer gekleidet. Hans Müller mußte daran denken, wie oft Frau Liſa ihren Gatten vor Tiſch daran erinnern mußte, ſich doch die Krawatte vorzubinden oder ſich die Nägel zu reinigen.

Moroſow reichte Müller liebenswürdig die Hand. Er lächelte befriedigt, als er bemerkte, daß dieſer ſo friſch und ſauber vor ihm ſtand.

„Sie kommen zu Mittag, damit baſta. Ihr Reitkoſtüm wird niemand ſtören. Sie wirken durchaus als Kavalier, das ſchätze ich überhaupt an Ihnen.

Immer ſauber. Dagegen Kutinow. — Na — wir wollen gleich das Geſchäftliche abmachen.“

Er entnahm ſeiner Brieftaſche mehrere Scheine.

„Zählen Sie nach und unterſchreiben Sie. — Gut. Erledigt. Nun zahlen Sie morgen ſofort Ihre Leute aus. Unſre Standesehre erfordert es, daß ſolche Unpünktlichkeiten nicht vorkommen. Sonſt ſchüren wir ja ſelbſt den Klaſſenhaß. Mit Sergei Michailowitſch werde ich noch in der nächſten Woche ſprechen. Wir treffen uns wohl alle bei Leszinsky. Dort ſoll ja ein feenhaftes Feſt vorbereitet werden. General Makarow erzählt, daß man in der Reſidenz nur davon ſpricht. Der Fürſt bringt ſein Geld unter die Leute. Der Reichtum verpflichtet ja auch dazu. Doch nun ruhen Sie einige Minuten aus. Dann ſpeiſen wir. Heute ſpäter als ſonſt. Profeſſor Glinsky kam erſt vor einer halben Stunde an —“

„Der berühmte Chirurg, der den japaniſchen Feldzug mitmachte?“

„Derſelbe. Ein charmanter Mann. Doch Sie werden ihn ja kennen lernen. Auf Wiederſehen.“

Müller warf ſich in den weichen Lehnſtuhl und ſchloß auf einen Augenblick die Augen. Er fühlte eine leichte Zerſchlagenheit in allen Gliedern. Plötzlich ſchreckte er auf. Der Gong ſchallte durchs Haus. Draußen klopfte es an ſeiner Tür. Der Diener wollte ihn in den Eßſaal geleiten, vorausſehend, daß dieſer Gaſt die Lage der Zimmer nicht kannte.

Hans Müller entſann ſich nicht, wann er zuletzt einen ſo anregenden Abend verbracht hatte. Dieſes ſchön eingerichtete Haus mit der hier herrſchenden Harmonie erweckte ein Gefühl warmer Behaglichkeit.

Die Dame des Hauſes war wie ein Bild anzuſehen. Sie wirkte mädchenhaft lieblich in ihrem ein wenig ausgeſchnittenen Kleide aus dunklem, weichem Seidenſtoff. Das volle, blonde Haar war zu einem einfachen Knoten geſchlungen und fiel tief in den Nacken hinab. Eine reizende Anmut war in allen ihren Bewegungen, und ihre natürliche Liebenswürdigkeit bezauberte die Gäſte. Profeſſor Glinsky führte zumeiſt das Wort. Er war ein lebhafter, alter Herr mit grauem Bart und kahlem Schädel. Hinter ſeinen Brillengläſern blitzten die klugen, gütigen Augen, aus denen oft etwas Schalkhaftes ſprühte, wenn er durch ſeine ſenſationelle Geſchichte die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer aufs höchſte ſpannte. Der lange, hagere General mit dem grauen Schnauzbart, deſſen Enden wie dicke Wattepfropfen zu beiden Seiten der etwas rötlichen Naſe abſtanden, begann jeden Satz mit: wie ſagt man — und beendete ihn ebenſo. Aber wenn er ſchließlich wußte, wie man etwas ſagte, dann fehlte ihm ſtets die Pointe ſeiner Geſchichte. Schließlich ſchien er ſich als ſtummer Zuhörer am wohlſten zu fühlen. Eine ganz eigenartige Erſcheinung war die Fürſtin Wertſchinskaja. Sie hatte etwas Zigeunerhaftes und war immer zerſtreut. Sie war von Geburt Franzöſin und ſprach gern in zwei, drei Sprachen zugleich. Auf ruſſiſch begann ſie ihren Satz, ſchob franzöſiſche Worte ein und endete auf deutſch, wenn ſie zur Hausfrau etwas ſagte. Das klang ſehr komiſch und erregte beſonders Hans Müllers Heiterkeit. Sie ſah noch ſehr jung aus, man konnte ſie kaum für die Mutter ihrer ernſten, ſtillen Tochter halten. Von dieſer ſagte ſie ſelbſt: „Xenia genießt ihre Jugend gar nicht. Sie

lebt nur ihrem Studium und hat ganz emanzipierte Ideen."

Merkwürdigerweiſe wurde gerade heute über dieſe emanzipierten Ideen geſprochen. Sie intereſſierten Hans Müller ganz beſonders nach der Begegnung in der Schenke. Es wurde viel über die ſoziale Frage geredet, über die Unaufgeklärtheit des Volkes, von den heimlichen Bemühungen der Anarchiſten, die im vorigen Jahrhundert, zu Alexander II. Regierung ſo viel Reformen einführen wollten, was ſie aber mit einem Aufenthalt in Sibirien oder in der Peter-Pauls-Feſtung büßen mußten. Der General nannte den Fürſten Krapotkin, der auch ein Verirrter war.

Das blaſſe Mädchen mit dem tiefen Leidenszug um den Mund entwickelte bei dieſem Geſpräch eine ganz erſtaunliche Klarheit und Reife. Alles lauſchte ihren Worten. Sie hatte eine beſonders weiche und ausdrucksvolle Stimme.

„Wie ſagt man, das ſind alles Themen, meine Herrſchaften, mit denen wir, die Diener des Zaren, uns gar nicht beſchäftigen ſollten. Gott hat Arme und Reiche gemacht, Hohe und Niedrige. — Wie ſagt man — jeder ſoll ſein Los zufrieden tragen."

„Verehrter General," entgegnete das junge Mädchen, „Jeſus hat aber geſagt: liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. Was iſt ein Chriſtentum ohne ſoziale Betätigung?"

Vor dem Blick dieſer kindlich frommen Augen kapitulierte der alte General. Er vertiefte ſich ſchweigend in den Genuß der auserleſenen Gerichte und brachte dann ſchließlich auf die Hausfrau einen Toaſt aus, der zum Glück ganz kurz war und nur zweimal ſein hilf-

loſes: „Wie ſagt man“ hören ließ. Nach Tiſch trank man im ſtilvollen Kabinett des Hausherrn den Mokka. Ein angeregtes Geſpräch über Kunſt und die neue ruſſiſche Literatur kam in Gang. Die junge Fürſtin war ſehr beleſen und trug ſchließlich ſelbſt einige Gedichte vor. Ihre Stimme war wie Muſik. Hans Müller war's, als ſtreichelte ſie ſeine Seele, die heute von Stürmen gerüttelt worden war. Es wurde ſo ſtill in ihm, ſo wunſchlos und friedlich. Und dieſe Stimmung hielt noch an, als er wieder auf ſeinem Gaul ſaß und durch die Sternennacht nach Hauſe ritt.

Achtes Kapitel

Oskar Walther hatte ſeine Unterrichtsſtunden gegeben. Er war übellaunig und wußte nicht recht, was beginnen. Das Gut war wie ausgeſtorben, nachdem die letzten Gäſte heute früh abgefahren waren. Gleich morgens hatte auch Frau Kutinow anſpannen laſſen und war mit Vera und Fräulein Roſe in die nächſte Kreisſtadt gefahren, um Einkäufe zu machen. Kutinow ſchlief aus, die letzte Nacht war auch noch recht angreifend geweſen. Nur die gräßliche Renand lief im Hauſe umher und ſuchte ſich ein Opfer für ihre Schwatzſucht. Vor ihr war Oskar ausgerückt. Sein Zögling ſaß wie immer im Stall und ſchimpfte mit den Knechten. Oskar hatte nicht die Verpflichtung, ſich außer den Schulſtunden viel um den Bengel zu kümmern. So nahm er ſeine norwegiſchen Schneeſchuhe und ſchritt groß und ſchlank, das lockige Haar von einer mächtigen Pelzmütze bedeckt, zum Hof hinaus. Vor ihm breitete ſich in leuchtendem Weiß die weite Schneefläche. Er mußte daran denken, wie er zum erſtenmal mit der Gräfin dahingeſauſt war. Und dort hinter den Kiefern, da war ſie lachend auf ihn zugeflogen und hatte ihn geküßt. Welche Seligkeit damals. Wie trunken war er geweſen, und in dieſem Rauſch hatte er gelebt bis zu jener Stunde im Muſikzimmer. Da war er zuerſt wütend geworden, dann kreuzunglücklich. Und heute? In ihm waren Bitterkeit und Ekel. Eine tiefe Falte war in ſeinem jungen Geſicht, die

ſprach von einem Erleben, das ihn wie ein Sturm geſchüttelt hatte. Aber dieſes Erleben hatte ihn nicht erhoben, ſondern hinabgezerrt. Er mußte an Hans Müller denken, der ihm damals geſagt hatte: Bei dieſer Frau iſt alles Sport.

Oskar ſchnallte ſich die Schneeſchuhe an und ſauſte über die endloſe Steppe hin. Um ihn herum nur Stille und Schnee. — Schnee mit funkelnden Kriſtallen beſtreut, wohin das Auge blickte. In ſein junges Herz, das für alle Eindrücke äußerſt empfänglich war, zog ein ſtiller Friede, der ſich über alle Zerriſſenheit und Verworrenheit ſeines Gemütes ſenkte. Andere, freundliche Bilder umſchwebten ihn. Er dachte an ſeine ſonnige Kindheit, an alles, was er der Liebe ſeiner Mutter zu verdanken hatte. Und plötzlich ſtand ſie vor ihm mit den gütigen, ſtrahlenden Augen. Da kam eine tiefe Sehnſucht über ihn, und leiſe flüſterte er vor ſich hin: Mutter, Mutter, — könnte ich bei dir ſein und dir alles ſagen. Alles? Er erſchrak. Nein, nein, — da war ja ſo vieles, was nie über ſeine Lippen kommen durfte, wovor ſich die Mutter entſetzen würde. Es war ja alles ſo ganz anders in ſeinem Leben geworden, ſo viel Neues, Unerwartetes war hinzugekommen, ſo viel, was ſeinem Denken eine neue Richtung gab. Würde er da noch zu ſeiner Mutter finden, wie früher immer? War da nicht von jetzt ab eine Kluft, die nichts ganz überbrücken konnte? Das viele Grübeln war nicht eine Sache, aber heute in dieſer Schneeeinſamkeit der weiten, weißen Steppe, da drängten ſich ihm die Gedanken förmlich auf und hielten ihn feſt. Nun kam wieder eine große, unerklärliche Traurigkeit über ihn, und er fühlte, daß ſeine Augen feucht wurden. Er

kam ſich ſo allein, ſo ganz verlaſſen vor. Da war keiner, dem er alles ſagen durfte, niemand, der mit weicher Hand ihn ſtreichelte. Und nun weinte er wirklich haltlos, laut, — wie ein Kind, das verirrt ſich bangt und den Heimweg nicht mehr findet. Dann löſte ſich die Spannung in ihm, dieſer unbeherrſchte Tränenausbruch hatte ihm wohlgetan. Die kalte, friſche Winterluft trocknete ſeine naſſen Wangen, und bald wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch neue Haſenſpuren auf das Sichtbare gelenkt, und der alte Jugendmut kehrte zurück.

Ein dunkler Punkt auf der Chauſſee, ganz fern noch, der ſich vor ihm herbewegte, erweckte ſeine Neugier und zugleich den Wunſch, ſeine Kräfte mit dem Reiter — denn nun ſah er, daß der Mann zu Pferde ſaß — zu meſſen. Er ſauſte mit Windeseile vorwärts, und bald hatte er ſein Ziel erreicht. Vor ihm trabte Hans Müller und ſah ſich erſtaunt auf den hinter ihm laut werdenden Pfiff um. Dann blieb Oskar an ſeiner Seite.

„Wohin?“ fragte er.

„Ich habe Gwosditſchka ein bißchen galoppieren laſſen, und nun will ich ins Dorf zurück, um Stepanitſch zu beſuchen.“

„Den Auswanderer —?“

„Sie wiſſen auch ſchon darum?“

„Foma ſprach davon. Darf ich Sie begleiten, Herr Müller? Ich weiß ſowieſo nicht recht, was heute beginnen.“

Müller nickte mit dem Kopfe.

„Kommen Sie nur mit.“

Dabei ruhte ſein ſcharfer Blick einen Moment auf dem jungen, von der Kälte geröteten Geſicht. Er dachte:

„Du findeſt dich eben noch nicht zurecht, Junge. Das tolle Weib hat dich ganz konfus gemacht.“

Zum erſtenmal ertappte er ſich darauf, daß er ein Frauenverächter geworden war.

Schweigen herrſchte zwiſchen ihnen beiden, bis ſie vor Stepanitſchs Hütte hielten. Die Familie ſaß gerade vor der dampfenden Suppe. Es gab Schtſchi, eine Sauerkohlſuppe, mit Grützbrei, das beliebte Volksеſſen. Alle ſprangen von ihren Holzſtühlen, als die beiden Herren in die niedrige, verräucherte Stube traten. Die Kinder, ein Junge und ein Mädchen, verſteckten ſich hinter der Mutter. Die Bäuerin ſchleppte ſchnell Stühle herbei, die ſie mit ihrem Rockzipfel umſtändlich abwiſchte, und nötigte die Gäſte zum Sitzen. Sie ſollten durchaus miteſſen. Ein paar bunte, lackierte Holzlöffel wurden ihnen in die Hand gedrückt. Oskar verſpürte großen Hunger und löffelte die Suppe mit Behagen, denn die Bäuerin, eine friſche, junge Perſon, machte einen reinlichen Eindruck.

Hans Müller dankte. Dann müſſe er aber ein Glas Tee haben, entſchied der Bauer, und ſchon ſchleppte er den großen Samowar an den Herd. Er begann mächtig zu puſten, um die Kohlen zu raſchem Brennen zu bringen. Dann lief er in den Laden und kaufte Zitronen und Stückzucker ein. In ſein rotes Sacktuch eingebunden, brachte er ſeine Einkäufe nach Hauſe. Endlich waren alle Vorbereitungen erledigt, und man konnte ſich in Ruhe beſprechen.

„Du haſt alſo im Ernſt daran gedacht auszuwandern?“ begann der Verwalter. „Wer hat euch denn auf dieſen Gedanken gebracht?“

„Die Regierung will Land zur Anſiedlung ver-

ſchenken," ſagte Stepanitſch, „aber, wer weiß, ob ſich alles ſo verhält?"

„Ich will euch was erzählen," ſagte der Verwalter, und ſein Geſicht wurde ſehr ernſt. „Meine armen Eltern gehörten auch zu dieſen Betrogenen, die ſich durch die Ausſicht, freies Land zu bekommen, verlocken ließen. Mein Vater hatte ein kleines Gut in der Nähe von Wologda, aber er kam nicht aus den Sorgen heraus. Er verſprach ſich von Sibirien goldene Berge. Eines Tages fand ſich ein Käufer, es wurde ſchnell gepackt, und meine Eltern machten ſich mit ihren zwei Kindern, meiner Schweſter und mir, auf den Weg zur neuen Heimat. Das erſte Saatkorn, das ſie in die fremde Erde verſenkten, war der weiße Sarg meiner kleinen Schweſter Liſelotte. Das brach gleich zu Anfang die Kraft meiner Mutter. Das Land, das die Regierung geſchenkt hatte, war eine Wildnis. Es lag von der nächſten Kreisſtadt dreihundert Werſt entfernt. Ärztliche Hilfe zu bekommen war unmöglich. So mußten ſie ihre einzige Tochter hinſterben ſehen. Nun begann der Daſeinskampf, alle Geräte mußten angeſchafft werden, ein Häuschen gebaut, denn die elende Hütte, die ſie proviſoriſch errichtet hatten, war kein Schutz gegen Wind und Wetter. Die ungeheure Arbeitslaſt machte meinen Vater vor der Zeit alt und matt. Meine Mutter ſiechte in der Einſamkeit und Öde dieſer unwirtlichen, menſchenleeren Gegend dahin. Bald nach ihrem allzufrühen Tode kam ein neues Unglück über meinen Vater. Der Blitz fuhr in unſer Haus, es brannte bis auf den Grund nieder. Er mußte es mit anſehen, wie die mühevolle Arbeit mehrerer Jahre in wenigen Minuten vernichtet wurde. Ein Herzſchlag

raffte ihn hin und behütete ihn vor einem neuen qualvollen Anfang. Ich kam zu Verwandten nach Mitau. Er ſelbſt hatte oft zu mir davon geſprochen, daß ich nach ſeinem Tode die weite Reiſe in die Heimatſtadt meiner Mutter antreten ſollte. Ich war damals erſt neun Jahre alt, als unſer Knecht mich zur Bahn fuhr. Ein Konduktor legte mich dem andern ans Herz, und ſo langte ich denn eines Tages bei meinem Onkel an, der treu für mich geſorgt hat, bis ich auf eigenen Füßen ſtand."

Der Verwalter ſchwieg. Düſter blickte ſein Auge in eine unbegrenzte Ferne. Die Erinnerung an ſeine trübe Kindheit ſchüttelte ihn mächtig. Der Bauer und die Bäuerin ſchnäuzten ſich laut. Sie hielt die bunte Schürze vors Geſicht und ſchluchzte in ſie hinein. Dann war es minutenlang ganz ſtill in der Hütte. Endlich ſagte der Bauer, immer noch mit ſeiner Rührung kämpfend: „Barin, Gott gab dir Schweres zu tragen. Er wolle dich von nun ab nur Gutes erleben laſſen. Ich will alle Sonntage ein Licht deinem Heiligen hinſtellen. Wenn du auch kein Rechtgläubiger biſt, aber die lieben Heiligen, ſo denke ich armer Tor, die ſehen das Herz des Menſchen an. Deine Erzählung hat mich viel gelehrt. Ich ſehe jetzt, daß nur ein lediger Mann auswandern ſollte, um ſich eine neue Heimat zu gründen. Unſre Weiber und Kinder gehen dort einem zu großen Elend entgegen. Ich will alles, was du uns geſagt haſt, den andern Bauern erzählen. Mögen ſie dann tun, was ihnen gut erſcheint. Ich werde aber nicht mehr an das Auswandern denken. Mir iſt die Luſt dazu vergangen. Lieber hier im Dorf ſterben, als dort, fern der Heimat, eingeſcharrt werden. Ich danke dir, Herr, daß du zu uns geſprochen haſt."

Auch die Bäuerin ſtammelte Dankesworte, dabei floſſen ihre Tränen immer noch vor Mitleid mit dem guten Herrn, der ſo viel als kleiner Junge durchgemacht hatte und eine Waiſe war.

Als die beiden Deutſchen ſich dann wieder auf den Weg machten, waren ſie recht ſchweigſam. Über ihnen lohte der Himmel im letzten Sonnenlicht, und die weiße Steppe glitzerte wie ein endloſes Diamantfeld.

„Die Natur iſt doch immer ſchön," ſagte der Verwalter aus ſeinem Sinnen heraus. „Selbſt Sibiriens Schneemaſſen, die wie eine Mauer unſer Häuschen von aller Welt abſperrten, hatten ihren eigenen Reiz."

„Die Steppe liebe ich. Dieſe endloſe Fläche wirkt beruhigend auf mich."

„Ja," ſagte Müller, „ſie iſt ſchön, aber ſie erweckt bei mir die Sehnſucht nach der weiten Welt."

„Ich bekomme manchmal Heimweh. Es iſt, als müßte ich immerzu reiten, um nach Hauſe zu kommen. Manchmal glaube ich Geſtalten zu ſehen, die mir entgegenſchweben. Beſonders bei eintretender Dämmerung hat die Steppe etwas Geſpenſtiſches für mich."

Müller lachte. „Ja, die Steppe ſchenkt der Phantaſie ſo manches Gebilde. Man möchte ein Dichter ſein, um alles das in Worte faſſen zu können, was einem auf einſamen Ritten die Seele bewegt."

Dann ſchwiegen ſie wieder, jeder mit ſeinen Gedanken und Träumen beſchäftigt. Die Farben erblaßten immer mehr. Die Dämmerung löſchte ſie aus. Matt leuchtete der Schnee unter dem dunkeln Himmel. Dann blitzten die Sterne auf, und der Mond ſchaute hinter den Wolken hervor. Sein mildes Licht gab der einſamen Weite einen neuen Reiz. Es war ſehr kalt

geworden. Aus den Nüſtern des Pferdes flog der Dampf. Seine Hufe ſtampften den gefrorenen Boden. Sonſt nur Stille, endloſe Einſamkeit und nur Schnee — Schnee.

Als die beiden Männer ſich dann auf dem Gutshof trennten, ſchüttelten ſie einander herzlich die Hände. Es war, als hätte dieſer gemeinſame Weg durch die ſchweigende Nacht ſie einander näher gebracht.

Hans Müller mußte an die Worte des Gutsbeſitzers Moroſow denken, er ſollte ſich des jungen Deutſchen doch ein wenig annehmen. Von heute an mußte es anders werden. Er wollte nicht immer abends allein bei ſeinen Büchern ſitzen und darüber ein menſchenſcheuer Einſiedler werden. Oskar Walther ſollte jetzt oft ſeine einſamen Abende teilen. Es war gewiß für den jungen Menſchen wertvoller, bei ihm zu ſitzen, als mit Kutinow Karten zu ſpielen und die unſauberen Geſchichten dieſes Lebemannes anzuhören. Und Hans Müller freute ſich ſchon auf ſeinen jungen Beſuch.

Neuntes Kapitel

Kira war unſchlüſſig, was ſie tun ſollte. Vor ihr lag ein wunderbarer Orchideenſtrauß, und in ihrer Hand hielt ſie des Fürſten Brief. Er enthielt in liebenswürdigen, äußerſt höflichen Worten eine Einladung zu ſeinem Geſellſchaftsabend mit der Bitte, durch irgend eine kleine Produktion ihrer herrlichen Kunſt im Verein mit andern Künſtlern den Abend zu verſchönen.

Was ſollte ſie tun? Der Brief war ſo gehalten, daß ſie in keiner Weiſe eine Beläſtigung zu fürchten hatte. Es reizte ſie auch, einmal aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten und die feine Petersburger Geſellſchaft kennen zu lernen. Schließlich wollte ſie aber noch bis zum Abend die Geſchichte bedenken. Als ſie aus dem Varieté nach Hauſe kam, ſchrieb ſie ſofort ihre Zuſage an den Fürſten. Der Tanz, den ſie zu ſeinem Feſt gewählt, ſei eine Überraſchung. Sie hoffte aber gewiß, daß er zufrieden ſein würde. Dann fügte ſie noch einen warmen Dank für die Blumenſpende hinzu. Von Kolja hatte ſie gehört, daß Jakumow auch geladen ſei, und jetzt freute ſie ſich auf den Abend. Nun gab es noch eine Menge Vorbereitungen. Kira war den ganzen folgenden Tag mit Warwara unterwegs. Ein ganz neuer Eifer war über ſie gekommen. Dazu eine ſprühende Laune, über die ſich ihre Getreue heimlich freute. Nun war ihre Kirotſchka doch wirklich einmal jung.

Am Abend des Feſtes hatte Kira zuerſt noch im Varieté aufzutreten. Es war ziemlich ſpät, als ſie ins Palais des Fürſten fuhr. Warwara erwartete ſie mit ihren Sachen im Veſtibül. Die alte Petrowa, die zu gern etwas von all dem Feſtglanz ſehen wollte, begleitete ſie. Ein Diener in der lila Hauslivree, die reich mit Goldſchnüren und Treſſen geziert war, führte ſie in ihre Garderobe, wo ſie ihren Koffer vorfand. Auf ihrem Toilettentiſch ſtanden hohe Gläſer mit roten Roſen gefüllt. Da lag auch das Programm des Abends. Bis zwölf Uhr war die Sakuska, allerhand kalte Vorgerichte, ſerviert worden. Während des Eſſens ſpielte ein Streichorcheſter und nachher ſang ein italieniſcher Operntenor, ein Liebling der Frauen, der raſenden Beifall erntete. Wie fernes Meeresbrauſen tönte der Applaus bis zu Kira hin. Die Tänzerin begann ſich eilig zurechtzumachen, denn jetzt ſtand ihr Name auf dem Programm. Der Libellentanz war von ihr ganz neu einſtudiert worden. Er ſollte erſt nach den großen Faſten aufgeführt werden. Die Tänzerin hatte dem Fürſten geſchrieben, daß ſie als Szenerie ein paar Gartenkuliſſen brauchte. Der Muſik wegen hatte ſie ſich mit dem Dirigenten des Orcheſters verſtändigt, der ihr bekannt war. Als ſie fertig angezogen war, betrat ſie zum erſtenmal die Bühne. Sie wollte ſich noch ſchnell über die Raumverhältniſſe orientieren, bevor ſie auftrat. Ein Ausruf des Staunens entfuhr ihr. Sie rief die beiden Frauen herbei, die vor Entzücken die Hände zuſammenſchlugen. Kira ſtand in einem blühenden, märchenhaften Garten. Ein betäubender Blumenduft umfing ſie. In grünen Niſchen leuchteten weiße Marmorſtatuen, von Lorbeerbäumen und Palmen um-

ſchattet. Blühende Blumenbeete breiteten ſich zu ihren Füßen, Roſenſtöcke mit herrlichen Blüten umſäumten den grünen Teppich, auf dem ſie tanzen ſollte. Alles war mit einem auserleſenen Geſchmack angeordnet und wirkte bezaubernd in ſeiner Schönheit und Farbenfülle. Kira hatte aber nicht viel Zeit zum Bewundern und Staunen, das Orcheſter intonierte die Träumerei von Schumann. Der rote Samtvorhang hob ſich. An einen Roſenbuſch gelehnt, ſchlief die Libelle, und über ſie hin dröhnte der Applaus der Zuſchauer. Dann erhob ſie ſich und flatterte ängſtlich umher, bis die Muſik einen Walzer ſpielte, nach deſſen Klängen der eigentliche Tanz begann. Sie ſah entzückend aus in ihren bunten Schleiern mit dem langen, gelöſten Haar, das von funkelnden Spangen gehalten wurde. Und ſie tanzte ſchöner, berauſchender, denn je. In der erſten Reihe ſaß der Fürſt. Er war bezaubert von der Schönheit und Lieblichkeit, an der ſein Auge ſich weiden durfte. Wie aus einem wonnevollen Traum erwachend, zuckte er zuſammen, als der Vorhang ſich ſenkte. Aber Kira mußte ihren Tanz noch ein zweites Mal wiederholen. Die Gäſte des Fürſten brachten ihr ſtürmiſche Huldigungen dar. Immer wieder mußte ſie ſich zeigen. Sie ſah, als der Vorhang ſich hob, in ein Lichtmeer hinein, ſah eine Fülle erhobener Hände, farbige Toiletten, Uniformen mit blitzenden Orden, dunkle und helle Köpfe und ganz vorn an der Rampe die hohe Geſtalt des Fürſten in der goldſtrotzenden Uniform des kaiſerlichen Kammerherrn, die dunkeln Augen ſchwärmeriſch auf ſie gerichtet. Endlich war das letzte Bravorufen verhallt. Im Saal ein Stimmengewirr, Lachen, Stühlerücken. Die Diener reichten

Erfriſchungen herum. Kira ruhte in ihrer Garderobe aus. Warwara verpackte das koſtbare Libellenkoſtüm ſorgſam. Die Petrowa half Kira das ſilberbeſtickte Ballkleid überziehen. Ein Diener brachte ein Tablett mit warmen Platten. In einer ſilbernen Schale, die mit feinem Konfekt gefüllt war, lag ein Kuvert mit dem Monogramm des Fürſten. Es enthielt mehrere Hundertrubelſcheine. Dazu auf der Karte des Gaſtgebers folgendes:

„Bitte dieſes Geld nach eigenem Ermeſſen denen zu ſchenken, die da darben und nicht lachen können —“

Kira ſchloß für einen Augenblick die Augen. Ein Glücksgefühl ſchwellte ihre Bruſt. Dieſes Geld durfte ſie behalten, damit konnte ſie viel Segen ſtiften. Gleich morgen wollte ſie mit Maſcha Bataſchkowa ſprechen, die würde ihr ſchon die richtigen Adreſſen nennen. Jetzt erſt zählte ſie die Scheine, es waren zehn. Sie ſprang auf und barg ihren Schatz in einem kleinen Täſchchen, das ſie Warwara in Verwahrung gab.

„Für die armen Studenten,“ ſagte ſie mit frohem Lachen, „und auch für die gefangenen Frauen.“

„Goldenes — Engel du,“ ſagte die Alte und küßte inbrünſtig Kiras Hand.

Die Tänzerin war kaum fertig geworden, da ließ ſich der Fürſt bei ihr melden. Er fand viel ſchöne und liebenswürdige Worte, ſo daß die beiden Frauen, die ſich in eine Ecke zurückgezogen hatten, plötzlich losheulten; aber ihre Gerührtheit erreichte noch ihren Höhepunkt, als der Fürſt der Künſtlerin ein Samtkäſtchen mit den Worten überreichte: „Sie würden mich ſehr glücklich machen, Kira Oſſipowna, wenn Sie dieſe Broſche, ein altes Familienerbſtück, tragen wollten.“

Kira errötete und ſuchte nach Worten. Sie fühlte ſich dieſem Mann gegenüber unſicher. So viel Zartheit und Takt war ihr noch nicht begegnet. Meiſt hatte ſie ſich gegen Häßlichkeiten zu wehren. Sie reichte dem Fürſten beide Hände und ihre leuchtenden Blicke ſprachen mehr als Worte. Er ſelbſt ſteckte den mit Brillanten beſetzten Pfeil an ihre Schulter, an der eine ſchwarze Samtſchleife befeſtigt war. Dann ein Grüßen und Winken zu den beiden Frauen hin, die immer noch eifrig in ihre Taſchentücher ſchnaubten, und Kira rauſchte wie eine junge Königin am Arm des Fürſten zur Tür hinaus.

Die Petrowa kam eilig aus ihrem Verſteck hervor. Da ſtand ja noch das gefüllte Tablett mit all den guten Sachen, und ſie hatte Hunger, bei Gott, einen furchtbaren Hunger.

Der Fürſt führte Kira zu ſeinen Gäſten mitten in einen großen Saal, wo man in Gruppen zuſammen ſaß oder plaudernd hin und her promenierte. Gleich würde die berühmte Primadonna ſingen, und darauf ging man zu Tiſch. Die Jugend war ſchon ungeduldig vor Tanzluſt. Die Künſtlerin fühlte ſich ſeltſam befangen inmitten dieſer eleganten Menge, die ſie neugierig betrachtete. Viele Namen ſchwirrten an ihrem Ohr vorüber, Seidengewänder kniſterten, Brillanten funkelten, Orden ſtrahlten, viele Hände drückten ihre Rechte und viel Schmeichelhaftes wurde ihr geſagt. Sie ſtand ſchüchtern da, nicht ahnend, daß dieſe beſcheidene Zurückhaltung eine neue, reizvolle Note ihres Weſens war. In all dem verwirrenden Wirrwarr ſah ſie den Studenten Jakumow auf ſich zukommen. Sie lächelte ihn erfreut an und fühlte ſich in ſeiner Nähe

geborgen. Alles flutete auf ſeine Plätze zurück, in den Saal, wo die Bühne aufgebaut war. Der Fürſt ſuchte Kira, ſie ſaß aber ganz hinten neben Jakumow. Sie erzählte ihm glückſtrahlend von dem vielen Geld, das ſie nun den armen Studenten geben konnte, von ihren Plänen, das Elend unter der ſtudierenden Jugend zu mildern. Er hörte ihr mit träumeriſchem Lächeln zu. Wie ſchön ſie heute war. Ihre Stimme hatte einen ſo ſüßen, zärtlichen Klang. Er fühlte, daß er auf dem beſten Wege war, ſich zu verlieben, und er wußte auch, daß er ſich treiben laſſen mußte. „Wir tanzen doch nachher zuſammen," ſagte er mit heißem Blick, und ſeine Hand taſtete nach ihrer Rechten, die er feſthielt.

Dann kam das glänzende Souper an blumengeſchmückter Tafel, auf der die Mengen alten Silbers und die edlen Kriſtalle im Schein der großen Kronleuchter ſtrahlten und glitzerten. Lautlos und gewandt ſervierten die Diener. Kira kam in eine ausgelaſſene Stimmung, angeſteckt durch die frohe Laune ihrer Tiſchherrn, zweier Gardeoffiziere, die ſich beide in luſtigen Einfällen übertrafen. Ihre Blicke flogen immer wieder blitzſchnell über die lange, hufeiſenförmige Tafel hin. Sie ſah bekannte Geſichter und ſolche, die ſie intereſſierten. Da ſaß ja auch der dicke Kutinow und lachte laut über ſeine eigenen Witze. Wie ein Froſch ſah er aus mit ſeinem breiten Munde und den hervorſtehenden Augen. In ſeiner Nähe ſaß eine elegante, ſehr aparte Frau, deren geiſtvolles Geſicht Kira auffiel. Sie hörte auf ihre Frage, daß dieſe Dame Frau Liſa Kutinow ſei. Wie mußte dieſes Weſen neben dieſem Tier leiden! Ihre eigene entſetzliche Ehe ſtand

in der Erinnerung vor ihr. Es war wie ein Dämpfer auf ihre freudige Stimmung. Aber die Freude brach doch wieder durch und blieb wie ein köſtliches Geſchenk dieſen ganzen Abend bei ihr. Ein Märchen war dieſer Abend in ihrem Leben. Man huldigte ihr und zeichnete ſie auf alle Art aus. Der Fürſt ſprach immer wieder mit ihr, trotz ſeiner vielen Hausherrnpflichten. Er tanzte mit ihr eine Quadrille und ſagte mit ſonnigem Lächeln, das ſeinem ſonſt ſo ſtarren Geſicht einen neuen Ausdruck gab: „Es kommt mir wie ein Phantaſiebild vor, wenn ich Sie ſo ſehe, eine wundervolle Menſchenblume auf meinem Feſt. Und morgen, da ſehe ich Sie wieder auf den Brettern, und hundert Augen dürfen Sie anſtarren, und das Volk beluſtigt ſich an Ihrer Kunſt. Häßliche Blicke —“

Er vollendete den Satz nicht und wurde plötzlich ernſt.

Kira ſagte ruhig: „Das Leben bringt ja ſtets verſchiedene Situationen mit ſich. Es kommt doch einzig nur auf uns ſelbſt an, wie wir uns verhalten, auf unſre Würde, unſre Geſinnung.“

„Ja, Sie — der Saum Ihres Kleides wird nicht einmal vom Staub der Straße befleckt. Sie ſind die Heilige vom Varieté. Nehmen Sie mir das Wort nicht übel, es wurde im Übermut ironiſch geſprochen, aber es enthält eine große Wahrheit.“

Viele Herren ließen ſich der Tänzerin vorſtellen, ſie flog aus einem Arm in den andern. Jeder wollte einmal mit dem berühmten Stern tanzen und davon ſprechen können; wie ſo ganz anders als alle dieſes Weib tanzte.

Dann ſchwebte Kira mit Pjetr dahin. Seine Eitelkeit feierte ihre Triumphe. Er hörte die Leute hinter

ihnen her tuſcheln. Jemand ſagte: Welch ein ſchönes Paar. Er wußte, daß er heute famos ausſah in ſeinem neuen Anzug. Sein Schneider hatte tadellos gearbeitet. Die Mutter hatte allerdings über die große Rechnung entſetzlich lamentiert. Aber ſchließlich tröſtete ſie die Hoffnung, daß der Sohn vielleicht eine intereſſante Bekanntſchaft machen würde. Sie ſagte zum Abſchied: „Denk daran, daß du eine reiche Frau heiraten willſt.“

Nun war er heute ganz im Bann der ſchönen Tänzerin. Wie weich ſchmiegte ſich der zarte Körper an ihn. Wie wunderbar war es, mit der ſüßen Libelle dahinzugleiten. Ein heißes Empfinden durchbrauſte ihn, jeder Nerv ſchien eine elektriſche Leitung. Seiner ſelbſt nicht mehr mächtig flüſterte er: „Geliebte! Angebetete Kira ...“

Sie hob den Blick zu ihm auf, und ein Strom von Liebe und Glück flutete ihm aus ihren tiefen Augen entgegen. —

Hans Müller ſtand an eine Säule gelehnt und beobachtete die beiden Glücklichen. Da redete ein junges Mädchen ihn an. Er wandte ſich erſtaunt um und wußte im Augenblick nicht, wo er dieſes Geſicht ſchon einmal geſehen hatte. Sie lächelte: „Sie erkennen mich nicht, Herr Müller, aber ich denke manchmal an einen Ausſpruch von Ihnen.“

Der Deutſche verbeugte ſich. Es war ihm fatal, daß er ſich nicht erinnern konnte.

„Welchen Ausſpruch? Ich entſinne mich nicht —“

„Sie ſagten: das Schönſte, was ich an der Frau bewundere, iſt ihr Mitleid. Aber nicht Rührſeligkeit, ein tätiges Mitfühlen und ein Lindernwollen.“

„So gut haben Sie das behalten, Fürſtin.“

Jetzt wußte er, daß er die junge Fürſtin Wertſchinsky vor ſich hatte. Damals, bei Moroſows, ſah ſie in ihrem ſchlichten, dunkeln Kleid faſt wie eine junge Kloſterſchweſter aus. Heute in ihrem duftigen roſa Gewand wirkte ſie ungemein lieblich.

„Sie tanzen nicht, Fürſtin?“

„Nur wenig. Erſtens macht es mir keinen Spaß, und dann bereite ich niemand ein Vergnügen damit. Ich bin dieſen jungen und alten Lebemännern hier viel zu ernſt.“

„Und doch ſelbſt ſo jung.“

Sie lächelte, aber es ſah faſt aus, als kämen ihr die Tränen.

„In manche Frühlingsnacht fiel ein kalter Reif und tötete die Blüten. Doch, warum ſage ich Ihnen all das? Sie wollen doch auch fröhlich heute ſein?“

„Ich bin recht fremd in der Geſellſchaft. Ich ſchließe mich auch ſchwer an. Brauche ich Ihnen zu ſagen, daß ein freundliches Wort dann wohl tut?“

„Wollen Sie ein wenig im Wintergarten mit mir auf und ab gehen?“ fragte ſie raſch. „Dann folgen Sie mir. Es iſt dort in den grünen Laubgängen angenehm kühl.“

Sie gingen beide aus dem Saal. Die Tanzmuſik klang ihnen bald ganz gedämpft im Ohr, als die friſche Luft des großen Wintergartens ſie umfing. In dem Dämmerlicht grüner, verſteckter Lauben hörte man ein Raunen und Flüſtern. Dazwiſchen lautes Lachen und das Knallen von Champagnerpfropfen. In den Gängen, wo die elektriſchen Lampen wie Glühwürmchen im Grün der Laubgewinde aufleuchteten, war es ſtill und

einſam. Vor einem Springbrunnen, deſſen Waſſer melancholiſch rauſchten, blieb das junge Mädchen ſtehen.

„Hier hört uns kein Lauſcher," flüſterte ſie, und ihr ſchmales, blaſſes Geſicht wurde noch weißer.

„Ich habe heute eine große Bitte an Sie. Geben Sie dem Hauſierer, der bald an dem Gutsgebäude von Kutinowo vorüberkommen wird, zehn Rubel. Sagen Sie dem Mann, wer Ihnen das Geld gegeben hat. Sollte der Hauſierer Dimitritſch Ihnen irgend etwas aushändigen, dann laſſen Sie mich's bald wiſſen."

„Aber wie — das dürfte Schwierigkeiten haben. Ich kann Ihnen doch nichts durch die Poſt ſenden —"

Müller war durch dieſen Auftrag unangenehm berührt. Aber die traurigen Mädchenaugen ſahen ihn ſo bittend an, ſo voll flehender Angſt, daß er alles, was ſie wollte, zu tun verſprach. Er ſollte in einigen Tagen zu Moroſows kommen, wo ſie als Logiergaſt weilen würde.

„Woher genieße ich wohl Ihr Vertrauen, Fürſtin, wo Sie mich ja kaum kennen?" fragte Müller.

„Das fühlt die Seele. Das iſt wohl das Geheimnis der Seele. Und dann — ich habe für die Deutſchen viel Sympathie. Doch nun muß ich Sie verlaſſen, und vielen vielen Dank. Ich fürchte, meine Mama ſucht mich ſchon."

Einen Augenblick ruhte die feine, weiße Hand in ſeiner derben Rechten. Dann verſchwand die zarte Geſtalt im grünen Dämmerlicht der vielfach gewundenen Gänge. Sinnend ſchritt Müller durch dieſes Labyrinth in die entgegengeſetzte Richtung. Faſt ſchon am Eingang zum Tanzſaal, bis wohin er auf ſeinem Rundgang gelangt war, begegnete ihm Liſa Kutinow. Oberſt Maximow führte ſie am Arm. Wie immer,

wenn er in Gesellschaft der angebeteten Frau sich befand, strahlte sein häßliches Gesicht vor Glück. Frau Lisa nickte Müller freundlich zu: „So allein?“ fragte sie im Vorüberschreiten, und die Schleppe ihres gelbseidenen Kleides rollte über seine Füße hin. Er stand einen Augenblick und schaute ihr nach. Wie schön sie heute war. Ein königliches Weib.

In diesem Moment beneidete er den kriegswütigen Maximow, diesen ruhmsüchtigen Kerl, der sie führen durfte. Trotz aller Güte und Leutseligkeit, er blieb doch nur der Diener und sie die Herrin. Warum reichte er ihr nicht den Arm und wandelte mit ihr durch verschwiegene Gänge oder führte sie in die blütenduftenden Lauben? Es würgte ihn was im Halse, und in miserabler Stimmung suchte er die Spielzimmer auf.

Hier rollte das Gold über das grüne Tuch, und nervöse Hände mischten die Karten. Kutinow fluchte wild, und seine dröhnende Stimme beherrschte den halben Raum. Er war voller Wut. Die reizende Kira, bei Gott, heute noch reizender denn je, die war für ihn unerreichbar. Hatte er sich wohl jemals ein Vergnügen versagen müssen? Für sein Geld hatte er alles erreicht. Heute beobachtete ihn noch seine Frau mit spöttischer Miene. Er hatte sich der Tänzerin genähert, und die war eilig von ihrem Platz aufgestanden. Sie ging ihm aus dem Wege und drehte ihm den Rücken zu. Vor ihr war er an den Kartentisch geflüchtet, damit seine Wut ihn nicht zum äußersten trieb. Und wer war der Auserwählte, wen zeichnete sie vor allen andern aus? Den dummen Jungen, den Pjetr Jakumow, seinen leiblichen Neffen. Diesen bettelarmen Jungen, der noch nicht einmal sein Studium beendet

hatte. Ehrenwort, das war eine Blamage. Kutinow erleichterte Walther gegenüber ſein Herz. Der junge Hauslehrer mußte mit ihm an einem Tiſch ſpielen. Kutinow fluchte und ſoff, miſchte mit bebenden Fingern die Karten und verlor immerzu. Müller war erſtaunt, als er den jungen Menſchen hier anſtatt im Tanzſaal fand.

Er trat hinter ſeinen Stuhl und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Walther zuckte zuſammen und wandte den dunkeln Kopf. Wirr klebte das lockige Haar auf der hohen Stirn. In den Augen war ein erſtarrtes Entſetzen.

„Ich verliere nur," ſtammelte er heiſer.

„Hören Sie doch auf zu ſpielen. Seien Sie nicht toll. Ihr Platz iſt im Tanzſaal bei der Jugend, aber nicht hier in dieſer Luft."

„Was reden Sie da, Müllerowitſch? Der Oskar Karlowitſch bleibt hier. Wir verlieren beide abwechſelnd. Ha, ha, ha! Das macht nichts. Glück in der Liebe — der Liebe. Bei Gott, dieſer Schuft, der Pjetr, na, der ſoll mir mal kommen —"

Angewidert wandte ſich Müller ab. Neben ihm erklang ein gereiztes: „Wie ſagt man, meine Herren — ich ſoll falſch angeſagt haben? Ich routinierter Spieler. Wie ſagt man —"

Müller ging in den Ballſaal zurück. Er wählte den kürzeren Weg durch den Korridor. Dort ſtand die Tür zum Künſtlerzimmer, das auf die Bühne führte, weit offen. Er ſah mehrere ſehr dekolletierte Damen in läſſiger Stellung um einen Tiſch ſitzen. Als ſie ihn bemerkten, wurde er angerufen: „Iſt der Rummel denn nicht bald aus? Weshalb hat man uns denn ſo

früh herbeſtellt? Es heißt, wir ſollen erſt um ſechs auftreten, wenn die Herren ihre Damen nach Hauſe gebracht haben. Wiſſen Sie etwas Näheres? Kommen Sie doch wenigſtens zu uns und unterhalten Sie uns."

Müller ſchüttelte den Kopf: „Warten Sie nur in Geduld."

Alſo dieſe Chanſonetten ſollten nachher die betrunkenen Gäſte unterhalten. Das würde der Schlußeffekt des Abends ſein. Ohne Gemeinheit gab es kein rechtes Vergnügen. Er ſah nach der Uhr. Bald fünf Uhr früh. Er machte kehrt und ließ ſich ſeinen Pelz geben. Dann fuhr er ins Hotel und mit dem erſten Zuge nach Kutinowo zurück.

⊕ ⊕ ⊕

Es war längſt heller Tag, als die letzten Gäſte das Palais verließen. Drinnen hatte man eine künſtliche Nacht geſchaffen, alle Fenſter dicht verhängt und das elektriſche Licht brennen laſſen.

Oskar Walther zog den Überzieher hoch, als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel. Ihn fröſtelte, und der lichte Tag verurſachte ihm ein faſt ſchmerzliches Unbehagen. Er fühlte ſich vollkommen erſchlafft, und ſeine Nerven vibrierten. Er verſuchte ſchnell zu gehen, damit niemand von den Herren ihn einholte. Beſonders nicht Kutinow, den der Fürſt im Auto nach Hauſe expedieren wollte. Oskar ſpürte, wie das Blut in den Schläfen hämmerte, er kam nur langſam vorwärts. Eine ſchreckliche Nacht. Er ſtöhnte laut auf. Wie im Fieber hatte er geſpielt und immer verloren. Schließlich hatte er fünfhundert Rubel Schulden. Dann hörte

er auf, weil er nicht mehr konnte. Er war umgefallen und erwachte auf der Ottomane im Schlafzimmer des Fürſten. Irgend jemand zerrte ihn dann wieder in den Spielſaal zurück. Von dort ging's bald an den langen Eßtiſch, wo die Herren mit den Chanſonetten noch einmal ſoupierten.

Oskar ſchüttelte ſich, als er an die letzten Stunden dachte. Er hatte ſich nicht betrunken, er wollte klaren Kopfes dieſe Leute beobachten, die ſich ihres Menſchentums kaum noch bewußt waren. Jetzt war er todmüde, mochte aber trotzdem nicht an Schlaf denken. Die Sorge ſaß ihm wie ein Geſpenſt auf dem Nacken. Wo ſollte er das Geld herbekommen? Kutinow würde keinen Finger für ihn rühren.

Sollte er den Fürſten bitten — oder den Verwalter? Er ſchämte ſich bis ins Herz hinein. Aber übermorgen ſpäteſtens mußte die Sache in Ordnung ſein. Er ſchwor tauſend Eide, nie mehr eine Karte anzurühren, aber was half das jetzt alles? Er ſaß feſt im Unglück und wußte keinen Ausweg. Eine wilde Verzweiflung packte ihn, er dachte ſchon daran, ſeinem Leben ein Ende zu machen. In ihm war eine namenloſe Angſt, und die Tränen ſchoſſen ihm in die Augen. Da hielt plötzlich ein Auto neben ihm. Durchs offene Fenſter winkte eine Frauenhand. Er blieb ſtehen und ſah eine der fragwürdigen Damen drin ſitzen, die zur Unterhaltung der Gäſte geladen worden war. Sie hatte zum Schluß ein grauenhaftes Gedicht über Tod und Gericht vorgetragen, das allen die Haare ſträuben machte. Man hatte ſie ſchließlich gewaltſam zum Schweigen gebracht. Sie war ein großes, ſtarkes Mädchen mit rotblondem Haar. Ihr Geſicht hatte

nicht den ſtumpfen, frechen Ausdruck der andern, ſondern verriet Intelligenz und wirkte ganz ſympathiſch.

„Steigen Sie doch ein," ſagte ſie freundlich.

Oskar folgte willenlos ihrer Einladung. Er empfand es in dieſem Augenblick als Troſt, einen Menſchen in ſeiner Nähe zu haben.

„Wie kann man nur ſo unſinnig ſpielen, bis man halbtot unter den Tiſch fällt? Haben Sie denn wenigſtens gewonnen?" fragte ſie in einem mütterlichen Ton.

Da hielt ſich Oskar nicht mehr, er wandte ſich ab und ſchluchzte auf. Die Verzweiflung packte ihn aufs neue.

„Alſo verloren. Dachte ich mir's doch. Viel? Sprechen Sie doch. Wer wird denn losheulen, wie ein hyſteriſches Weib. Hören Sie mal, haben Sie Vertrauen zu mir. Sie gefallen mir. In dieſer Nacht waren Sie der einzig anſtändige Kerl. Außerdem erinnern Sie mich an einen Menſchen — na — es gibt Ähnlichkeiten. Kurz, Sie Hammelchen," dabei tätſchelte ſie ihm die Wange.

„Du biſt ja viel zu ſchade für die Saubande da. Der ganze Fürſt iſt ſelbſt nichts weiter, wie eine Ruine. Ein ſchlapper Kerl, verlebt und beinahe halber Idiot. Als ich noch ein Herz hatte, da liebte ich mal — und er war jung — und — glich dir ... Nun aber, ſchieß los, wie viel Geld brauchſt du denn?"

„Fünfhundert Rubel," ſtotterte Oskar und ſchlug die Hände vors Geſicht. Er ſchämte ſich vor dieſem Weibe, dem das Wort Scham wohl längſt ein vergeſſener Begriff war.

„Du, ſei wieder fröhlich. Ich werde dir das Geld gleich bei mir aushändigen."

Oskar fuhr auf: „Niemals — das geht nicht.“

„Oho, ſolch ein ſtolzer Mann. Ich bin dir wohl nicht gut genug zum Pumpen, was? Willſt dich wohl lieber an ſo einen anſtändigen Herrn wenden wie — na, zum Beiſpiel Kutinow? Ein Ehrenmann! Aber es ſoll nur ein Geſchäft zwiſchen uns ſein. Du zahlſt mir hohe Zinſen.“

Oskar nahm ihre Hand und drückte ſie. Eine Zentnerlaſt fiel von ſeiner Seele. Und, als er bei Lena im Zimmer ſaß, denn ſie war es, Marjuſſas Freundin, da fühlte er ſich wieder wie neubelebt.

Lena wohnte jetzt allein bei der Petrowa. Marjuſſa war im Engagement.

Sie war mit einem alten Grafen nach Italien gefahren. Ihre Puppen lagen ſchön zugedeckt im Bettchen. Jetzt nahm Lena ſie manchmal in die Hand und dachte dabei an ihre kleine, ferne Freundin.

Oskar wunderte ſich über die geſchmackvolle Zimmereinrichtung. Lena hatte ihre eigenen Möbel. Alles in ihren Zimmern zeugte von einem guten Geſchmack. Sie ſah Oskars ſtaunenden Blick und lachte.

„Sie haben es ſich wohl anders bei mir gedacht. Nicht wahr, hier könnte jede fein gebildete Dame wohnen? Keine Lena Palſinsky. Ich will dir etwas ſagen, weil du meinem Waſſja gleichſt. Ich habe eine ſchöne Kindheit hinter mir. Meine Eltern ſtarben leider früh, und liebe Verwandte brachten mein kleines Vermögen durch. Dann ließen ſie mich in meinem Elend allein. So kam ich auf den Weg. Zuerſt aus Dummheit, ſpäter aus Haß. In mir lebt nur der Gedanke an Vergeltung. Ich haſſe den Mann, der mich begehrt. Ich mache ihn zu meinem Sklaven, wenn es

lohnt, oder ich behandle ihn brutal. In mir iſt ein namenloſer Ekel, aber ich will Opfer über Opfer. Hätteſt du geſehen, wie ich die Bande heute gerupft habe, wie ich ſie ausſaugte und meinen Fuß auf ihren Nacken ſetzte. Es iſt Kutinowſches Geld, das ich dir gebe. Mache dir keine Skrupel. Er wirft es doch in alle Winde. Schließlich hat er dich ja an den Kartentiſch geſchraubt. Du hätteſt lieber tanzen ſollen. Oder im Wintergarten promenieren —" Sie kicherte in ſich hinein. „Es war ſehr intereſſant, dort heimlich die feinen Damen zu beobachten. Ich habe da ſo ein Teilchen von der hohen geſellſchaftlichen Kultur erſpäht."

Es war ſchon Nachmittag, als Oskar im Hotel anlangte. Er hatte unterwegs auch gleich ſeine Spielſchulden bezahlt, und nun konnte er leichten Herzens ans Ausſchlafen denken. In der Frühe des kommenden Tages wollte Frau Kutinow wieder nach Hauſe reiſen. Da mußte Oskar mit, denn Alexander ſollte nicht zu lange ohne Aufſicht bleiben.

Kutinow kehrte mit ſeiner Gattin auf ſein Gut zurück. Er war fortgeſetzt ſchlechter Stimmung und ſprach von einer baldigen Abreiſe an die Riviera. Seine Frau ſuchte ihm dieſe Idee nach Möglichkeit auszureden, denn ſie wußte, daß Monte Carlo jedesmal Unſummen verſchlang.

Aber ſie hatte wenig Erfolg mit ihren Vorhaltungen. Kutinow begann doch heimlich ſeine Reiſevorbereitungen zu treffen. Eine holde Weiblichkeit ſollte ihn begleiten. Immer wieder dachte er an Kira. Er mochte die Hoffnung nicht aufgeben, ſie doch noch auf irgendeine Art zu gewinnen. Da kam eines Tages ein Brief ſeines

Neffen, der allen ſeinen kühnen Plänen ein jähes Ende bereitete. Pjetr teilte dem Onkel mit, daß er ſich mit der ſchönen Tänzerin verlobt hatte. Der Gutsbeſitzer tobte wild. Niemand wagte ſich in ſeine Nähe. Endlich trat in Kutinowo Ruhe ein. Sergei Michailowitſch fuhr in die nächſte Kreisſtadt, um ſeinen Ärger im Alkohol zu erſäufen.

Zehntes Kapitel

Draußen heulte der Frühlingssturm ums Haus und rüttelte an allem, was nicht feſt war. In den großen Kachelöfen krachten und kniſterten die dicken Birkenſcheite. Frau Liſa malte in ihrem Zimmer an einer Winterlandſchaft, die ſie ſchon längſt begonnen hatte. Sie beeilte ſich fertig zu werden, denn ſie wollte das Bild Frau Moroſow zum Namenstag ſchenken, der nahe bevorſtand. Aber ſie war heute ſeltſam nervös. Ihr Blick wanderte immer wieder zum Fenſter hinaus auf die weit ſich hinziehende ſchmutzige Landſtraße. Welch farbloſe, öde Einſamkeit. Sie hüllte ſich fröſtelnd in ihr weiches Wolltuch. Dabei fiel ihr ein Traum ein, den ſie in den Morgenſtunden gehabt hatte. Sie ſah Niki mit ſolcher Deutlichkeit, daß ſie zu wachen meinte. Er wanderte durch die Steppe. Langſam ſchritt er dahin, mühſam gegen den Sturm ankämpfend. Seine Schuhe waren zerriſſen, und ſeine wunden Füße hinterließen eine rote Spur. Gebückt ging er, ſeine dunkeln Locken flatterten im Winde, und ſein ſchönes, edles Geſicht war ſchmerzvoll verzerrt. Sie ſprach zu ihm, er hörte ſie aber nicht. Sie wollte ihn erreichen, doch er entſchwand ihr. Liſa ließ Malſtock und Pinſel aus der Hand gleiten und ſtarrte träumend vor ſich hin. Sie horchte auf das Lied des Feuers im Ofen und auf die Melodie des Sturmes draußen. Durch ihr Herz zog ein heißes Sehnen, das trieb ihr die Tränen in die Augen. Nur einmal ihn ſehen, ihn wieder

ſprechen dürfen, ihn, der wie Chriſtus Armut und Verfolgung auf ſich nahm, um die Menſchenſeelen aus ihrem Dunkel zu erlöſen. Weshalb aber das alles? Wozu dieſe Selbſtentäußerung, dieſe unermeßlichen Opfer? War das Volk nicht vielleicht doch glücklicher in der Finſternis? Brachte das Erwachen nicht doch nur blutige Kämpfe, die ſchließlich mit einer Niederlage endeten? Märtyrer ohne Zahl — und der Sieg? Der Starke, die Übermacht ſiegten. Mitten in ihre Gedanken hinein ertönten Stimmen im Korridor. Sie erhob ſich ſchnell. Alles in ihr war heute ein Warten und Lauſchen. Es war, als ſtände ſie vor einem Ereignis. Sie ſtieß die Tür auf und rief: „Was habt ihr denn da? Wer läuft da?“

„Ach, Mamaſcha,“ rief Vera, die gerade vorbei wollte, „ein Hauſierer iſt da. Anjuta ſagte, er hätte ſo ſchöne Sachen und reizende Halsketten. Darf ich in die Küche hinunter? Dort ſoll er eben ſitzen. Der Arme iſt ganz naß und friert ſo, ſagt Anjuta.“

Liſa lehnte bleich an der Tür. Ein Zittern fuhr über ſie hin.

„Geh, mein Kind,“ ſagte ſie mühſam, froh, daß ihre Tochter ſo raſch davonrannte. Sie ging in ihr Zimmer zurück und ſetzte ſich einen Augenblick an den Schreibtiſch, um ſich zu ſammeln. Er kam in ihr Haus — die Sehnſucht hatte ihn getrieben. Sie empfand nur den einen Gedanken, aus Furcht und Freude geboren. Dann raffte ſie ſich zuſammen und klingelte. Das Stubenmädchen erſchien. Die kleine, flinke Sonja, die man das Eidechschen im Hauſe nannte, ſtrahlte übers runde, friſche Geſicht. Man ſah dem Mädchen an, daß ihr etwas Außergewöhnliches begegnet war.

„In der Küche ſoll ein alter Hauſierer ſitzen? Wohl ein Jude?“

„Ach nein, Barinja, er iſt noch nicht ſo ſehr alt, und ein richtiger Ruſſe iſt er auch. Und ſchöne Sachen hat er, Kopftücher und Schürzen und Schmuck — ach, zu ſchöne Sachen.“

Das Mädchen war ganz aufgeregt. Frau Kutinow mußte lächeln.

„Hat der Koch ihm ein Glas Tee gegeben? Es iſt ſo kalt heute.“

„Ja — Barinja, wir gaben ihm auch von unſerm Frühſtück.“

„Es iſt gut. Übrigens, ich möchte heute auf meinem Zimmer das zweite Frühſtück einnehmen. Der Koch hat wohl ſchon alles fertig? Gut. Bringe es mir. Ich will mich nicht aufhalten laſſen. Und dann — rufe mir den Hauſierer her. Ich möchte doch ſeine Sachen ſehen. Aber zuerſt das Frühſtück. Die Kinder ſollen nicht hereinkommen. Vielleicht hat er etwas für ſie zu Oſtern.“

Das Mädchen eilte fort.

So! — Liſa war mit ſich zufrieden. Sie hatte ſich wieder vollkommen in der Gewalt. Als Sonja mit dem Frühſtückstablett wiederkehrte, ſaß ſie an der Staffelei und malte.

„Barinja, der Hauſierer kommt in einigen Minuten. Die Leute kaufen wie verrückt. Ach, er hat zu ſchöne Sachen, bei Gott, zu ſchöne Sachen.“

Liſa warf dem Mädchen ein paar Rubelſtücke zu.

„Da — kauft euch etwas, ihr Mädchen, aber zankt euch nicht dabei. Ich habe Zeit, macht erſt euren Handel in der Küche ab.“

Sonja küßte der Herrin die Hände und lief dann ſelig aus dem Zimmer. Nun konnte ſie die ſchöne Broſche kaufen und ſie am Sonntag ſchon tragen.

Eine halbe Stunde ſpäter wurde an die Tür geklopft. Liſa ſtockte der Atem. Tritte entfernten ſich. Der Diener hatte wohl den Hauſierer bis an die Tür geführt.

Sie rief: „Herein.“

Ihre Augen ſtarrten geradeaus, ihr Herz klopfte. Da öffnete ſich die Tür, und der Hauſierer, den großen Korb am Arm, trat ins Zimmer. Sein Blick fiel auf die Jünglingsſtatue. Er lächelte. Dann — ein raſcher Griff ſeiner Hand, und Bart und Perücke waren verſchwunden. Vor Liſa ſtand ein hochgewachſener Mann, mit einem feingeſchnittenen, bartloſen Geſicht und dichtem, dunklem Haar. Er glich der Marmorſtatue, nur, daß dieſe aus jüngeren Jahren zu ſtammen ſchien.

„Nicki,“ flüſterte Liſa, „welch ein unerwartetes Wiederſehen. Ich zittere um Sie, mein Freund, und meine Gebete begleiten Sie alle Stunden.“

„Ich weiß es, Liſa,“ ſagte der Mann ebenſo leiſe, „ich empfinde oft Ihre Nähe.“

Er ſetzte ſich neben ſie und ergriff ihre Hand, die er inbrünſtig küßte.

„Muß dies alles ſo ſein? Muß Ihr Leben durchaus dieſen Kurs nehmen? Nicki? Ich erhoffte ein ſo ganz andres Schickſal für Sie —“ ſagte ſie traurig.

„Das alte Thema, Liſa. Haben wir es nicht damals in Moskau ſtundenlang erörtert? Weshalb uns dieſe wenigen Augenblicke, die uns vergönnt ſind, trüben? — Wie ich ſehe, malen Sie. Die Kunſt gibt Ihrem Leben Inhalt, Licht. Sie macht Ihr eigent-

liches Leben aus. Jeder Menſch muß, um Frieden zu finden, ſeiner inneren Berufung folgen können, ſonſt wird er ein Zerrbild ſeines Selbſt und kommt nie zu einer inneren Entwicklung. Mancher hört die innere Stimme nie, die ihm ſeine Richtung weiſt, der tappt mit der großen Herde vorwärts und bleibt ſtumpf ſein ganzes Leben hindurch und ein Schlafwandler. Wohl dem, der erwacht iſt. Und wäre ſein Weg auch dornenreich und voller Gefahren, er iſt doch ein Glücklicher."

„Sind Sie glücklich, ſind Sie es wirklich, Nicki?" fragte Liſa, und ihre Augen ſahen ihn durch einen Tränenſchleier prüfend an. „Gäbe es nicht noch etwas für Sie, was Sie beglücken könnte?"

„Gewiß, Liſa, Sie wiſſen es ja, Ihr Beſitz. Aber, wie darf ich ein Weib an meine Seite feſſeln, wo mein Leben ſtündlich in Gefahr iſt? Wo ich vielleicht das Weſen, das mein Los teilte, ſelbſt tauſend Fährlichkeiten ausſetzen würde."

„Konnten Sie denn nicht leben, wie die andern, ein Edelmann, der aber zugleich Edelmenſch, ein Ideal ſeiner Klaſſe wäre?"

„Nein! Denn in mir war ein Stärkeres, etwas, das mich aus meinen Kreiſen hinausdrängte, das mich meiner Berufung gewiß ſein läßt. Höher als alle irdiſche Liebe ſteht mir noch die Idee meiner Sendung. Und doch biſt du meine himmliſche Liebe, Liſa, denn ich habe deine Seele in Wonne geſchaut, und ſie iſt eins mit mir."

Sein ſchönes Geſicht war wie verklärt von der Begeiſterung, die ihn erfüllte. Aus ſeinen dunkeln leuchtenden Augen brach ein Meer von Liebe, als er

Liſa anſah. Ganz zart legte er ſeinen Arm um ihre Geſtalt und zog ſie an ſich. Dann fanden ſich ihre Lippen zu einem langen Kuß.

„Und was haſt du, Lieber, alles erlitten, was für Strapazen liegen hinter dir?“ fragte ſie, und tiefe Schatten legten ſich über ihre Züge.

Er lachte leiſe auf: „Ich bin's gewöhnt, bin ſchon abgehärtet. Seit ſechs Jahren ziehe ich faſt ununterbrochen durch das Innere des Reiches, lebe als Bauer unter den Bauern. Ich heiße Dimitritſch, und ſie haben Vertrauen zu mir. Ich kann wohl ſagen, ich habe viel in dieſer Zeit geleiſtet. Meine Geſinnungsgenoſſen ſind aber ebenſo eifrig wie ich. Männer und Frauen, ſie widmen ſich in ſelbſtloſer Weiſe dieſen Pionierzwecken und ſäen unerſchrocken den Samen, der als köſtliche Frucht zur Ernte reif werden ſoll. Wie viele von dieſen ſtillen Helden ſchmachten ſchon im Kerker. Ich bin bisher wunderbar behütet worden. Schwer iſt unſre Arbeit, das arme Volk lebte zu lange im Dunkeln, aber ein Licht wird ſcheinen in der Finſternis —“

„Daß es der Alte in Jasnaja Poljana noch erlebt hätte —“

„Wer kann es wiſſen, ſein Geiſt inſpiriert vielleicht noch viele Seelen.“

„Gelobt ſei dein Schutzheiliger, daß du bis jetzt behütet wurdeſt.“

„Die Schwarze Kammer hetzte gar oft ihre Leute hinter mir her. Ich hörte ſchon manchmal die Ketten im Traume raſſeln.“

„Entſetzlich! Ich ſterbe, wenn dir was paſſiert.“ Liſa bedeckte erſchauernd das Geſicht mit den Händen.

Er zog ihre Rechte herab und küßte ihre Finger.

„Alles iſt uns Menſchen beſtimmt. Niemand entgeht ſeinem Schickſal. Das iſt mein Glaube. Ich fürchte nicht den Tod. Nur den langen, qualvollen Kerker. Aber ich trage ein Mittel bei mir, einen Erlöſer. Ein winziges Tröpfchen macht mich frei.“

Liſa erbebte. Sie ſtreichelte mit ihrer weichen Hand zärtlich ſeine ſchmalen Wangen: „Ich ſtehe ſo fern deinen Idealen. Ich verſtehe deine Ziele nicht. Aber ich liebe dich, Nicki. Meine Sehnſucht iſt immer bei dir. Ich zittere um dich und wünſchte, es wäre alles ganz anders in deinem und in meinem Leben. Und ſag, was denken deine Verwandten von dir? Deine Geſchwiſter? Dein Bruder, der Kommandant eines Kriegſchiffes?“

„Sie wähnen mich auf Reiſen. Sie halten mich für einen unſteten Menſchen mit zerrütteten Nerven. Sie dürfen nie etwas von der Wahrheit erfahren, ſonſt wären ſie gleichfalls von Gefahren umgeben. Kein Menſch von der andern Partei ahnt etwas von meinen Zielen, weiß, wo ich bin, nur du allein, Liſa.“

Sie mußte lächeln: „Von der andern Partei, wie du das ſagſt. Ich bin doch nicht deine Feindin —“

„Du ſtehſt aber am andern Ufer. Wir werden uns in dem einen, was in meiner Seele loht, nie finden. Doch, ſind wir hier auch ganz ſicher? Ich möchte nicht bei dir gefangen werden. Deinetwegen, damit dir keine Ungelegenheiten erwachſen, brennt mir hier der Boden unter den Füßen.“

Liſa horchte auf. Dann lief ſie ſchnell ins Nebenzimmer und verriegelte auch dort die Tür.

„Iß, ſtärke dich, Nicki,“ ſagte ſie haſtig, als ſie wieder ins Zimmer trat, „und brauchſt du Geld?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich brauche nichts. Deine Leute haben mich ſchon in der Küche gelabt. Hab Dank! Komm, Liſa, küſſe mich noch einmal. Gott weiß, wann wir uns wiederſehen.“

Sie hing an ſeinem Halſe. Plötzlich verließ ſie alle Faſſung. Sie weinte bitterlich.

Dann ſaßen ſie einen Augenblick ſchweigend Hand in Hand. Wie ein Traum erſchien ihnen die Gegenwart. Blitzſchnell zog die Erinnerung an ihnen vorüber. In Moskau, im Hauſe ſeines Bruders hatte er Liſa kennen gelernt. Sie war ſchon verheiratet. Ihre Jugend trug damals ſchwer an der unglücklichen Ehe. Sie kam im Winter oft nach Moskau, um dort ihre Malſtudien bei einem namhaften Künſtler zu vollenden. Er traf ſie überall in der Geſellſchaft. Ihre Herzen flogen einander zu, ſie wußten bald, daß ſie ſich liebten. Da begann eines Tages dieſer neue Weg für ihn. Er hatte bei Gelegenheit einer Ferienreiſe in die Schweiz den dorthin geflüchteten Fürſten P. kennen gelernt. Was bisher noch unklar, aber doch wie ein glimmendes Feuer in ihm gelebt hatte, das kam jetzt plötzlich zur vollen Entfaltung. Bei ſeiner Rückkehr in die Heimat gehörte er mit voller Begeiſterung der revolutionären Partei an. Von da ab ging er ſeine eigenen Wege. Seine Standesgenoſſen hörten nichts mehr von ihm, nur mit Liſa blieb er in heimlicher Verbindung. Aber es vergingen bei der Vorſicht, die geraten war, oft Monate, bevor ſie ſich ſprechen oder einander ſchreiben konnten.

„Meine Liſa,“ ſagte er weich, ſich das dunkle Haar, durch das ſich ein Silberſtreifen zog, aus der Stirn ſtreichend. „Liſa, ſei heute ſtark wie immer. Du haſt

dich zu einem ſichern, beherrſchten Weſen entwickelt. Ich weiß, dein Leben hat wenig Sonne. Vorhin ſah ich deinen Sohn. Arme Mutter! Er iſt nicht dein Kind, er gehört ihm. Deine Tochter Vera — ja, arbeite an ihr. Vielleicht ſteckt etwas in dem Mädchen."

„Ich habe faſt keine Kraft für meine Kinder. Ich ſchäme mich, aber es iſt ſo, ſie ſind mir fremd, ſie entgleiten mir immer mehr. Ich finde wohl niemals den Weg zu ihnen."

„Sie ſind die Kinder von einem ungeliebten Mann, das iſt ihr Verhängnis. Es wird zu Disharmonieen in deinem Leben und in ihrem."

Plötzlich griff er nach Perücke und Bart. Ein Fremder, in gebückter Haltung ſtand er vor ihr. Die Rechte auf den Korb geſtützt, den er auf den Stuhl gehoben hatte, ſo ſtand er horchend da. Liſa erbleichte. Im Korridor hörte ſie die Stimme ihres Gatten. Gleich darauf wurde laut an die Tür geklopft. Mit zitternden Fingern öffnete die Frau.

„Nur Ruhe," flüſterte Nicki.

„Was macht denn der Kerl bei dir? Elendes Bettelvolk. Ein verdammter Jude biſt du. Hinaus mit dir. Diebsgeſindel ſeid ihr, weiter nichts. Hinaus, ſage ich dir, oder ich hole bei Gott die Knute."

Kutinow brüllte ſich heiſer und hob drohend die Fäuſte.

Der Hauſierer bückte ſich tief: „Barin, ich bin ein Rechtgläubiger. Die Barinja kauft mir etwas ab —"

Er reichte der verſtummten Frau Schürzen und bunte Kopftücher hin, nannte geſchäftig die Preiſe, ohne weiter den immer noch Schimpfenden zu beachten. Seine Ruhe gab auch Liſa die Faſſung wieder. Sie

machte ein paar Schritte auf ihren Gatten zu und ſagte in jenem herriſchen Ton, den er fürchtete: „Laß mich mit dem Mann allein. Ich brauche allerhand Sachen zu Oſtern. Störe nicht weiter, ich will die Sache raſch erledigen. Ich bitte dich, gehe hinaus.“

Brummend und ſcheltend ging der Gutsherr hinaus. An der Tür wandte er ſich nochmals zum Hauſierer: „Die Hunde werde ich auf dich hetzen, wenn du dich nochmals blicken läßt.“

Unter tiefer Verbeugung ſchwor der Hauſierer, daß er ſich nie mehr ſehen laſſen würde, dabei die Art der Bauern in Wort und Gebärden genau nachahmend.

Draußen im Korridor hörte man Kutinow nach ſeinem Diener rufen.

„Er iſt imſtande dich noch auf ſeinem Hof durchzuprügeln,“ raunte Liſa, Nickis Arm faſſend. „Wie ſoll ich dich ſchützen?“

„Wollen wir uns jetzt trennen,“ ſagte ihr Freund.

Sie ſah, daß er bleich war, und ſeine Augen in einem düſtern Feuer flackerten.

„Nimm nun dieſe Sachen alle, damit man ſieht, daß du etwas gekauft haſt. Zu lange war ich ſchon bei dir.“

„Gib mir noch allerhand von dem, was du im Korbe haſt, Nicki, und da nimm dieſes Geld. Nicht zurückweiſen. Tu mir die Liebe, Nicki. Du kannſt doch manchem Bedürftigen helfen.“

„Es ſei darum Liſa. Und nun lebe wohl.‘

Da wurden nochmals hinter der Tür Stimmen laut.

„Der kommt wie gerufen. Der treueſte Menſch, unſer Verwalter,“ ſagte Liſa erfreut. Und mit ſchnellem Griff riß ſie die Tür auf.

„Müllerowitſch, Herr Müller," rief ſie in deutſcher Sprache. „Bitte kommen Sie doch zu mir."

Müller trat ins Zimmer. Mit ſchnellem Blick maß er den Hauſierer, der in demütiger Haltung vor ihm ſtand. Einen Augenblick trafen ſich die Augen der Männer.

„Begleiten Sie doch, bitte, dieſen Mann ein Stück Weges. Sergei Michailowitſch droht mit den Hunden und mit der Nagaika. Er weiß wieder mal nicht, an wem er ſeine ſchlechte Stimmung auslaſſen ſoll."

„Es iſt keine Gefahr. Herr Moroſow iſt eben gekommen. Die Herren haben eine wichtige Beſprechung miteinander. Aber immerhin, ich will mit dem Hauſierer bis ans Hoftor gehen. Habe ſowieſo in der Meierei zu tun," ſagte Herr Müller und dabei vermied er, Liſa anzuſehen. Er verbeugte ſich kurz und ſchritt voran zur Tür. Der Fremde haſchte noch einmal ſchnell nach der Hand der geliebten Frau und küßte ſie.

„Geh mit Gott," flüſterte ſie „und ſchreibe mir. Ich will alles ſofort wieder verbrennen. Laß mich nur nicht zu lange ohne Nachricht. Ich ertrage das nicht."

Er nickte ihr zu und folgte dann ſchnell dem Verwalter.

Liſa war wieder allein. Sie ſtand lange auf einem Fleck und ſtarrte zum Fenſter hinaus. Sie hoffte, noch einmal die geliebte Geſtalt zu ſehen, aber die Straße blieb leer. Er war wohl ins Dorf abgebogen. Die Dämmerung ſank aufs Land. Still und einſam lag die weite Landſtraße. Es war Zeit, ſich zum Mittageſſen zurechtzumachen. Sie hatte ja noch einen Gaſt zu Mittag und das war gut. Sie zog die Vorhänge

zu und kramte ihre Malſachen weg. Dann ging ſie in ihr Schlafzimmer und klingelte nach der Jungfer. Ihr Schritt war müde und ihr Mund ſchmerzlich herabgezogen. Sie mußte ſich zuſammennehmen. Der Tag mit ſeinen Forderungen, die Komödie ihres Lebens begann von neuem.

Draußen ſchleuderte ein Knabe heimlich einen Stein hinter dem Hauſierer her. Er traf den Mann, der gerade zum Hoftor hinausſchritt, an der Schulter, daß er vor Schmerz aufſtöhnte. Als er ſich umſchaute, lugte ein Junge mit ſchadenfrohem Geſicht über den Zaun.

„Liſas Kind," murmelte Nicki, „ſeines Vaters Sohn. Das iſt die verheißungsvolle Zukunft dieſer bevorzugten Kreiſe."

Er beflügelte ſeine Schritte, um Kutinowſches Gebiet ſchneller hinter ſich zu laſſen. In der Nacht mußte er im Zuge ſitzen. Er hatte Wichtiges in Petersburg zu tun. Dort war er nie ſicher, gefaßt zu werden. Daher hatte er Liſa noch einmal ſehen und ſprechen wollen. Seine Stimmung war trübe, als er durchs Dorf ging. Bettelnde Kinder und kläffende Hunde verfolgten ihn. Erſt als er den Waldweg erreichte, der zur Eiſenbahnſtation führte, wurde ihm freier ums Herz. Seine Gedanken weilten aber noch lange bei der teuren Frau, deren Anblick ſo viel Niedergerungenes wieder hatte erſtehen laſſen. Wer aber ein Ziel hatte, der durfte ſich durch nichts aufhalten laſſen ...

Elftes Kapitel

Während der großen Faſten waren die Vergnügungslokale in Petersburg geſchloſſen. Kira Torkaſſowa hatte jetzt freie Abende und konnte tun und laſſen, was ſie wollte. Pjetr war alle Tage bei ihr, und ſie waren beide froh und glücklich wie die Kinder. Die alte Warwara ſchüttelte wohl manchmal den Kopf und dachte: ob das wohl ein dauerndes Glück werden würde? Sie freute ſich, daß ihr Täubchen, ihre goldene Kirotſchka, ſo hell lachte und oft vor Seligkeit ganz ausgelaſſen war, aber ſie hätte ihrem Herzblatt doch einen andern Gefährten gewünſcht. Der Student war unbemittelt, und ſeine Zukunft noch ganz ungewiß. Was Kira ſich wohl dabei dachte? Wie wollte ſie denn ihr ferneres Leben einrichten? Aber Kira dachte überhaupt nicht, ſie genoß jede Stunde dieſes neuen Lebens. Alle Einſamkeit mit ihren Bitterniſſen war vorüber, die ſchreckliche Vergangenheit tot, und nur die Gegenwart hatte tauſend Blüten und Sonne. Sonne und Liebe, von der ſie einſt geträumt, die ſie erſehnt hatte. Auch Pjetr war glücklich. Er lebte wie in einem Rauſch und hatte alle ſeine ehrgeizigen Pläne vergeſſen. Seine Braut feſſelte ihn ganz mit ihrem Liebreiz und der anſchmiegenden Zärtlichkeit ihres Weſens. Eines Tages machte Kira den Vorſchlag, einige Tage fern der Großſtadt zu verbringen und in einem ſtillen Winkel ganz ihrem Glück zu leben. Pjetr war ſofort mit ihrem Plan ein-

verſtanden. Es wurde ſchon ſo viel über ihn und Kira geredet. Er wollte aber ſeine Verlobung noch eine Zeitlang geheim halten. Nur dem Onkel hatte er ſie mitgeteilt, damit dieſer ſich nicht wieder Kira zu nähern verſuchte. Er hatte von Kutinows Abſicht gehört, Kira ein Rundreiſebillett nach Italien zu ſenden. Selbſtverſtändlich wäre er wieder abgewieſen worden, er ſollte aber erſt gar nicht mit dem Anerbieten kommen dürfen.

Kira wollte gern in das finniſche Gouvernement Wiborg, an die Imatrafälle fahren. Der aus dem Saimaſee kommende Wuoxen bildet großartige Waſſerfälle, die vielfach von Reiſenden beſucht werden und ihrer Naturſchönheit wegen berühmt ſind.

Warwara begleitete ſie, trotz ihres energiſchen Proteſtes.

Es waren wundervolle Tage, die ſie am Imatra verbrachten. Sie wohnten nicht im großen, komfortablen Hotel, ſondern hatten ſich bei finniſchen Bauern zwei Stübchen gemietet. Es war alles äußerſt primitiv, aber ſie fühlten ſich doch ſehr zufrieden in dieſem Idyll. Tag und Nacht hörten ſie das Rauſchen des Waſſers, wie eine gewaltige Muſik beherrſchte es die ganze Gegend. Die Tage, ausgefüllt mit Spaziergängen, waren faſt zu kurz, aber die Abende erſchienen ihnen manchmal lang. Pjetr begann ſich nach mehr Geſelligkeit zu ſehnen. Hell erſtrahlten die Fenſter des Hotels, und magnetiſch zog es ihn dorthin. Kira ſeufzte wohl, wenn ſie Toilette machen mußte, um mit ihm das Abendeſſen an der Table d'hote einzunehmen. Er liebte, ſich hier mit ſeiner Braut ſehen zu laſſen, es befriedigte ſeine Eitelkeit. Hin und wieder kam es vor, daß irgend jemand Kira erkannte. Dann gab es ein

heimliches Raunen, die Köpfe wurden zuſammengeſteckt, man tuſchelte hinter ihr her, ſtaunte, bewunderte. Das gefiel Pjetr. Seine hohe, geſchmeidige Geſtalt reckte ſich dann noch mehr, und ſein hübſches, leichtſinniges Geſicht bekam einen hochmütigen Ausdruck.

Die Tage vergingen unter Tändeln und Küſſen. Tagsüber gab es Ausflüge zu Fuß oder in hochrädrigen Wagen, gezogen von den kleinen, flinken Pferden. Abends bot das Hotel mit ſeinen vielen Menſchen immerfort Abwechſlung. Man tanzte, muſizierte, ſpielte Billard und Karten. Zu einer innigen Ausſprache und Zukunftsplänen waren die beiden nicht gekommen. Dieſe bräutlichen Wochen entbehrten jeden Ernſtes, ſie waren wie eine Reihe froher Feſttage, die alles Nachdenken, alle Alltagsſorgen vollkommen ausſchalteten. Eines Tages blieb Kira allein. Der Bauer zog zum Fiſchfang aus. Pjetr wollte ſich die Sache zu gern anſehen.

Er kam aber nicht direkt mit der Sprache heraus, denn es tat ihm leid, Kira allein zu laſſen. Sie überredete ihn aber ſelbſt, mit dem Bauern zu fahren. Der Tag wurde ihr ſehr lang. Nachmittags hatte ſie ſchon ordentliche Sehnſucht nach ihrem Verlobten. Sie beſchloß einen Spaziergang zu den Waſſerfällen zu machen. Bei elektriſcher Beleuchtung wirkte der Strom wie ein Zaubermärchen. Sie mußte einige Schritte durch den dämmrigen Wald gehen. Zwiſchen dem dunkeln Nadelholz ſtanden die weißen Birkenſtämme mit ihren kahlen, ſchwarzen Zweigen. Und doch war ſchon ein Ahnen vom kommenden Frühling in der Natur. Vor ihr blinkte und blitzte das Waſſer. Groß-

artige Stromſchnellen ſtürzten in brauſendem Lauf, in haltloſem Jagen über hohes Steingeröll, zwiſchen zerbrochenen Granitblöcken hindurch. Weiße Schaummaſſen ſpritzten empor. Mit Donnern und Toſen fuhren ſie in die Tiefe. Es war ein gewaltiger Anblick, der die Menſchenſeele mit tiefem Erſchauern vor der mächtigen Natur erfüllte.

Kira ſtand lange regungslos auf ihrem Platz. Sie achtete nicht auf die Menſchen. Der elegante, lange Herr mußte ſeinen Gruß wiederholen, bis ſie aufſah. Ein überraſchter Ausruf entfloh ihren Lippen.

Fürſt Leszinsky ſtand vor ihr.

„Ich bin erſtaunt und glücklich, Sie anzutreffen.“

Man ſah ihm die Freude über dieſe unverhoffte Begegnung an. Es war faſt unmöglich, ſich hier beim Rauſchen und Brauſen der Waſſer zu verſtändigen. Der Fürſt forderte Kira auf, im Reſtaurant ein Glas ſchwediſchen Punſch zu trinken und ein Stündchen zu verplaudern. Kira nahm die Einladung dankend an. Was ſollte ſie mit dem langen Abend beginnen? Vor Mitternacht konnte Pjetr kaum zurück ſein. Der Fürſt hatte ſich ihr gegenüber ſtets als Kavalier benommen. Sie freute ſich beinahe, daß ſie ihn getroffen hatte. Ihr Weſen war während der Tage ihres jungen Glücks ganz verändert, gleichſam aufgeblüht. Sie gab ſich ſo friſch und natürlich, und entzückte durch ihr frohes Plaudern. So hatte Leszinsky ſie noch nie gekannt. Er war bezaubert und ſtaunte über die Sicherheit und Grazie, über ihre Kenntniſſe und die Art, wie ſie über Menſchen und Dinge urteilte. Sie merkte es nicht, daß er immer ſtiller und ernſter wurde.

Hinter ſeiner hohen Stirn arbeiteten die Gedanken,

in ſeine Augen kam etwas Leuchtendes, Weiches. Vor ihm erſtand ein Traumbild, deſſen Verwirklichung ihm heute als das einzige erſchien, was ſeinem Leben, das ihn oft anekelte, noch einen Wert, einen ſchönen Inhalt geben konnte. Und ganz plötzlich, Kira hatte ihm gerade von ihren Beſuchen bei den Studenten erzählt, da fragte er mit tiefernſtem Geſicht und leiſer Stimme, ob ſie ſeine Frau werden wollte. Kira verſtummte und ſah ihn mit erſchreckten Augen an. Scherzte er mit ihr? Von ſeinen abſurden Einfällen hatte ſie ſchon oft gehört, aber dies kam ihr doch zu toll vor. Sie wußte gar nicht, was ſie denken ſollte. Sie ſchwieg, und er ſah, daß ſie blaß wurde.

„Ich ſehe, daß ich Ihnen nicht ſympathiſch bin," ſagte der Fürſt tonlos, „ich dränge mich Ihnen auch nicht mit meiner Liebe auf. Nur lachen Sie mich nicht aus, das könnte ich, bei Gott, nicht vertragen. Sie ſind ſo jung und reizend, — und ich bin alt und vom Leben verbraucht."

Da ſah ſie, wie ernſt er es meinte. Sie ſuchte ſich ſchnell zu faſſen. Nur nicht ihm weh tun, der ſtets ſich ſo taktvoll benommen hatte.

Vor allem wollte ſie ihm die Wahrheit ſagen.

„Ihr Antrag, Fürſt, kam ſo ſehr überraſchend," begann ſie etwas zaghaft, aber er unterbrach ſie ſofort.

„Ich habe die Frage zu früh geſtellt, Sie kennen mich ja kaum. Ich bitte Sie, entſcheiden Sie noch nicht in dieſem Augenblick. Es hat mich nur heute ſo mächtig gepackt, wo ich Sie ſchon ſo lange verehre —"

Er kam nicht weiter. Vor ihm ſtand plötzlich ein langer Menſch in einem Bauernpelz und ſah ihn wutſchnaubend an.

„Alſo hier finde ich dich, Kira. In zärtlichem Tete-a-Tete. Pfui Teufel, Art läßt nicht von Art.“

Kira ſprang auf und packte Pjetr am Arm. Sie ſah, daß er vor Eiferſucht nicht wußte, was er tat.

„Erlauben Sie, Fürſt Leszinsky, daß ich Ihnen Pjetr Jakumow als meinen Verlobten vorſtelle —“

„Komm ſofort mit mir,“ herrſchte der Student ſeine Braut an. „Keine Sekunde bleibſt du mehr hier. Ich kenne die Abſichten des Fürſten —“

Leszinsky achtete nicht auf den Tobenden. Sein Geſicht verzerrte ſich und mit ſchneidendem Hohn ſagte er zu Kira: „Ich beglückwünſche Sie zu Ihrer Verlobung.“

Nach dieſen Worten verließ er ſchnell den Saal, denn die Menſchen drehten ſich ſchon neugierig nach dem erregten Jakumow um.

Kira ergriff ihren Mantel und ging gleichfalls raſchen Schrittes dem Ausgange zu. Sie zitterte am ganzen Körper. War das ihr ſonſt ſo liebenswürdiger Pjetr? Ein Fremder hatte da vor ihr geſtanden mit zornigem Geſicht und wildrollenden Augen. Eine maßloſe Enttäuſchung bemächtigte ſich ihrer, ſie empfand einen ſtechenden Schmerz im Herzen. Wo war ihr ſonniges Glück geblieben? Wie ſah ihre Zukunft an der Seite dieſes unbeherrſchten Menſchen aus? Sie gingen ſchweigend hintereinander. Die Waſſer donnerten und ziſchten in der dunkeln Tiefe. Einen Augenblick war es Kira, als zöge ſie ein unheimliches Etwas in jenen ſchrecklichen Abgrund hinab. Sie blieb ſtehen und horchte wie willenlos auf die Symphonieen, die wie ein verzweifeltes Aufheulen des Menſchenleides in ihrem Ohr klangen. Ein Sprung in den tan-

zenden Giſcht, und ſie hatte alles Weh überwunden. Da packte Pjetr ſie mit hartem Griff.

„Du willſt wohl hier eine Selbſtmörderpoſe inſzenieren? Komm nach Hauſe. Hier iſt kein Varieté. Verantworte dich, was hatteſt du mit dem Fürſten vor? Du wußteſt alſo von ſeinem heutigen Kommen?“

Kira erzählte ihm von ihrem Abendſpaziergang und ihrer zufälligen Begegnung mit dem Fürſten.

„Abgekartetes Spiel,“ grollte er. „Ich ſollte den Tag über fortbleiben, damit du deinen Liebhaber empfangen konnteſt.“

Da ſchrie Kira laut auf. Gellend klang es durch die Nacht. Und ehe er recht zur Beſinnung kam, lief ſie den Weg zurück, den ſie eben gekommen war. Er eilte ihr fluchend und laut rufend nach, aber er fand ſie nicht. Sie war auf einem Seitenpfad in den Wald gelaufen. In namenloſer Aufregung ſtürzte Kira vorwärts. Das Dunkel nahm ſie auf. Immer ferner klang das Rauſchen der Waſſerfälle. Ihr Fuß ſtolperte über Wurzeln und Steingeröll, ihr war es gleich, in der Erregung ſpürte ſie keine Schmerzen. Plötzlich konnte ſie nicht weiter. Eine große Mattigkeit überwältigte ſie, ſo daß ſie ſich einen Augenblick an einen Baumſtamm anlehnen mußte. Da kam ein verzweifelter Ruf durch die Nacht, und wieder, und wieder, Kira — Kira — Kirotſchka — — Immer näher, näher. Sie rührte ſich nicht, wie in einer tiefen Lethargie befangen, ſo ſtand ſie da, die Arme feſt um den Baumſtamm geſchlungen. Ein Licht blitzte auf. Wie ein leuchtendes Auge ſchimmerte es durch die Bäume. Kira wußte, es war Pjetrs elektriſche Taſchenlampe. Jetzt war er ihr ganz nahe. Der Schein traf ihr Geſicht. Sie zitterte, kein Laut

kam von ihren Lippen. Sie regte ſich nicht. Auch in ihr regte ſich nichts. Sie war wie erſtarrt, kalt und tot. Da fühlte ſie ſich plötzlich von ſeinem Arm umſchlungen. Er ſchluchzte auf und bat weinend: „Vergib mir, Kira, du Süße, Geliebte. Geh nicht fort von mir. Ich war unſinnig, ich wußte nicht, was ich tat. Ich weiß auch jetzt nicht mehr, was ich alles geſagt habe. Morgen ſuche ich den Fürſten auf. Sei nicht ſo ſtumm und kalt. Hörſt du, Kira, vergib mir doch und küſſe mich.“

Er riß ſie ungeſtüm an ſich und zog ſie mit ſich fort.

Am andern Tag ſagte ſie nur: „Und ſo weh konnteſt du mir tun?!“

Weiter ſprach ſie kein Wort über die Sache. Pjetr bemühte ſich, Kira nach Möglichkeit den unangenehmen Vorfall vergeſſen zu machen. Auch beim Fürſten war er geweſen, und die beiden Männer ſchieden verſöhnt voneinander. Den nächſten Tag beſtimmte Kira zur Abreiſe, ihr war die Freude am Aufenthalt in der düſtern Natur dieſes Landes vergangen. Sie ſehnte ſich jetzt danach, manchmal wieder allein ſein zu können.

In Petersburg erwartete Pjetr eine ſehr unerquickliche Szene mit ſeiner Mutter. Kutinow war auf zwei Tage in die Reſidenz gekommen, um für ſeine baldige Reiſe Beſorgungen zu machen. Er hatte diesmal ganz unerwartet ſeine Couſine aufgeſucht und ihr gegenüber ſeinem Ärger über ihres Sohnes Verlobung ausgiebig Luft gemacht. Die Frau war ſprachlos vor Schreck. Das konnte ja nicht ſein, das war ganz unmöglich. Ihr Pjetr war doch kein Idiot, er hatte doch ſeinen Verſtand, einen klaren Verſtand. Sie wurde ganz heftig und beide überſchrieen ſich gegenſeitig und

ſchieden dann ſchließlich als erbitterte Feinde voneinander. In dieſer Stimmung traf der Student ſeine Mutter an, die ihn vergebens in ſeiner Wohnung geſucht hatte. Exploſiv machte ſich ihr Ärger Luft, ſie überhäufte ihn mit Beſchuldigungen und Vorwürfen, ſchmähte und fluchte Kira. Es dauerte lange, bis Pjetr zu Wort kam.

„Das alles geht dich nichts an, Mutter," ſagte er trotzig, „Kira verdient ſo viel, daß wir uns ſofort heiraten könnten. Folglich iſt ſie ja die reiche Partie, die du mir ſtets gewünſcht haſt. Weshalb tobſt du nun ſo gewaltig?"

„Dein ſeliger Vater, der in Gott ruhende Hofrat, wird ſich im Grabe umdrehen, eine Dirne machſt du zu deiner Frau, eine Nackttänzerin, eine —"

„Genug, Mutter, beſchimpfe ſie nicht unnütz, die du nicht kennſt. Nicht umſonſt trägt ſie den Spitznamen: die Heilige vom Varieté. Sie iſt es auch. Kein Menſch kann ihr etwas nachſagen. Außerdem iſt ſie eine große Künſtlerin, die noch mal ihren Triumphzug durch die ganze Welt machen wird. Und nun kein Wort mehr, wenn ich dein Sohn bleiben ſoll. Würge deinen Ärger hinunter, und wenn du ganz vernünftig geworden biſt, dann bringe ich dir mal meine Kira, damit ihr euch kennen lernt."

Frau Jakumow hatte aber zu viel an Wut und Bitterkeit in ſich aufgeſpeichert; wie eine Lawine überſchüttete ihr Redeſtrom den Sohn. Da nahm er kurz entſchloſſen Reißaus von der ſchimpfenden Frau, um ſich wochenlang nicht mehr bei ihr ſehen zu laſſen. Infolgedeſſen blieb aber auch ſein Monatsgeld aus. Aber darum brauchte er ſich jetzt nicht mehr zu ſorgen, ſeine

Braut teilte alles mit ihm. Er nahm ſkrupellos alles von ihr an und richtete ſein Leben von nun ab ſeinen größeren Mitteln gemäß ein. In ſeinem egoiſtiſchen Selbſtbewußtſein kam er ſich nie wie der Beſchenkte vor, er hielt ſich ſtets für den Gebenden. Und war es denn nicht auch ſo? Bei ihm konnte das wiſſensdurſtige junge Weſen ihre vielen Bildungslücken nach und nach ausfüllen. Jetzt kam ein gewiſſes Syſtem in ihren Lerneifer, wo ſie bisher nur ſo hin und her getappt war. Er machte ſie durch ſeine Liebe und Gegenwart glücklich, füllte ihr einſames Leben aus und machte ihr Herz wieder erblühen. Mißtrauen und Bitterkeit hatten ſie wie in einen Eispanzer gehüllt. Ja, Kira war jetzt glücklich. Das ſagte ſie ſich immer wieder. Und doch gab es Augenblicke, wo dieſes Glück ihr wie ein gaukelnder Schmetterling erſchien, unbeſtändig und wechſelnd wie die Stimmungen ihres Verlobten. Erſt jetzt lernte ſie ihn ganz kennen, und ſie ahnte, daß ihre Ehe nicht ohne Stürme bleiben würde. Zwar hatte ſich ſein Empfinden für ſie nicht geändert. Aber ſein Charakter offenbarte ſich ihr, und manche ſeiner Eigenſchaften verletzte und erſchreckte ſie. Seine Unpünktlichkeit machte ſie oft nervös, ſeine Heftigkeit kränkte ſie. Seine Faulheit empörte ſie oft, ebenſo ſein Egoismus und ſeine Geldliebe. Aber über alles ſiegte immer wieder ihre tiefe Liebe, und ſie ſuchte ſich damit zu tröſten, daß ſie ihn mit der Zeit modeln würde.

Zwölftes Kapitel

Oskar Walther hatte von ſeiner Mutter einen Brief bekommen, über den er ſich ärgerte. Erſtens enthielt er eine Menge Vermahnungen, was ein junger Menſch gar nicht mag, und dann noch einen Auftrag von Tante Thereſe. Daß dieſe alte Schachtel auch immer wieder eine verwandtſchaftliche Beziehung zu irgendwelchen Leuten herausfand. Nun ſollte er in Penſa den Paſtor Boettcher beſuchen. Dieſer evangeliſche Pfarrer war wohl ein Vetter dreizehnten Grades von ſeinem verſtorbenen Vater. Sechzig Werſt lag die Stadt Penſa vom Gut entfernt. Er konnte die Eiſenbahn benutzen, aber ein forſcher Ritt über die weite Steppe hin hätte mehr Reiz für ihn gehabt. Schließlich, ſchrieb ſeine Mutter, es wäre auch ihr Wunſch, und zugleich eine große Beruhigung für ſie, wenn er zuweilen in einer baltiſchen Familie verkehren würde, wo doch ein echt deutſcher Geiſt herrſchte. Es machte ihr viel Sorgen, daß er immer nur mit Ruſſen zuſammen wäre, die doch ganz andre Anſichten und Lebensgewohnheiten hätten, als wie er ſie in ſeinen Kreiſen kennen gelernt habe. Oskar las den Brief noch einmal und faßte den Entſchluß, am nächſten Tage, der ein Sonnabend war, nach Penſa zu reiten. Er wollte in der Stadt nächtigen und dann am Montag wieder den Heimweg antreten. Er war einmal im Herbſt in Penſa geweſen und erinnerte ſich dieſes Tages voller Entſetzen. Es ſchien faſt, als diente dieſe Stadt als Sandreſervoir für die

Steppe, ſolche Unmengen Staub wehte der Wind durch die Straßen. Wie eine dicke Mehlſchicht lag er überall ausgebreitet. Jetzt war die Stadt von der Schneeſchmelze unglaublich naß und ſchmutzig. Von einer Anhöhe ſchaute eine impoſante Kathedrale mit ihren blauen Zwiebeltürmen über das Land. Unweit dieſer Anhöhe, an einem ſanften Aufſtieg der Straße, war das evangeliſche Pfarrhaus erbaut, an das ſich der Betſaal der Gemeinde unmittelbar anſchloß. Er war durch ein ſchlichtes Goldkreuz über der Tür gekennzeichnet.

Oskar hatte etwas über ſechs Stunden zu ſeinem Ritt gebraucht. Er langte ziemlich ermüdet vor dem Hotel an, wo er ſein Pferd unterſtellte und ſich ſelbſt ſäuberte und erquickte, bevor er ſeinen Beſuch antrat. Oskar Walther ſtand einen Augenblick hinter der Tür des kleinen Holzhauſes, in dem der Paſtor wohnte. Durch die Fugen der geſchloſſenen Fenſterläden fiel ein Lichtſtrahl auf die Straße. Das gab dem jungen Menſchen ein heimatliches Empfinden. Solch einen Lichtſchein hatte er immer geſehen, wenn er im Winter vom Eislauf nach Hauſe gekommen war. Die Fenſterläden waren gewöhnlich ſchon gleich nach eingetretener Dämmerung geſchloſſen worden. Drin im gemütlichen Wohnzimmer wartete Tante Thereſe mit dem heißen Kaffee und warmen Timpfwecken, Weißbrötchen in Sternform, aus grauem Mehl gebacken. Während Oskar die Hand aufs Läutwerk legte, zogen blitzſchnell allerhand freundliche Heimatbilder an ihm vorüber. Das alte Seewinkelchen Reval ſtand mit ſeinen Mauern und Türmen und dem weiten, blauen Meer ſo deutlich in ſeiner Erinnerung, daß er für einen

Augenblick die Gegenwart vergaß. Er fuhr zuſammen, als ſich die Tür öffnete. Eine ältliche Dame, die ihn in der Kleidung an ſeine Tante Thereſe erinnerte, befragte ihn in einem gebrochenen Ruſſiſch nach ſeinen Wünſchen. Sie lächelte erfreut, als der junge Menſch ſie deutſch anredete. Darauf gab es ein erſtauntes: „Ach wie nett, wie freut mich das," als Oskar ſeinen Namen nannte.

„Treten Sie doch, bitte, näher, lieber Herr Walther. Alſo meine liebe Thereſe hat Sie zu uns geſchickt? Wie ſollte ich wohl Thereſe Walther nicht kennen? Sie iſt ja meines ſeligen Stiefbruders Tochter Schwägerin. Wir haben uns früher oft in Reval geſehen. Man hat ja doch in ganz Eſtland Verwandte. Gott, die Jahre — damals waren Sie noch ein Knirps und man war noch jung. Aber nun will ich meine Couſine rufen und unſre Brigitta. Unſer lieber Paſtor arbeitet noch an ſeiner Sonntagspredigt."

Oskar ſaß nun allein im Empfangszimmer, und alles erinnerte ihn auch hier an ſein Zuhauſe. Im Nebenzimmer hörte er die hohe Stimme der alten Dame, und dazwiſchen ſagte jemand: „Was, wirklich der Sohn von Johannes Jakob Walther? Oh, den habe ich als Studenten ſo gut gekannt."

Gleich darauf wurden im Korridor Schritte laut, aber es kam niemand. So hatte er Muße, ſich in dem geräumigen Zimmer mit der behaglichen, altmodiſchen Einrichtung umzuſehen. Unwillkürlich lebten die alten Erinnerungen, von denen er heute nicht loskam, wieder auf.

Die grünen Ripsmöbel mit den blumenbeſtickten Kiſſen und den weißen, gehäkelten Schutzdeckchen, der

große Mahagonispiegel zwischen den Fenstern, vor denen zierliche Blumenkörbchen standen, das alles war auch in Tante Theresens Stube vorhanden, die zu Hause zugleich als Besuchszimmer diente. Seine Mutter hatte ihr kleines, modernes Winkelchen für sich. Dort saß sie so gern abends, wenn sie von ihrer Bureauarbeit heimkam. Seit seines Vaters Tod — der Doktor Walther starb sehr jung — mußte sein liebes Mütterchen sauer genug ihr Brot verdienen. Tante Therese war damals schon zu ihnen gezogen. Sie führte den kleinen Haushalt und sorgte für das arme, vaterlose Wurm, wie sie Oskar zu nennen pflegte. Während seine Gedanken in der fernen Vaterstadt weilten, kam ein längst nicht mehr gekanntes Heimweh über ihn. Da sagte jemand hinter ihm: „Willkommen, lieber Oskar Walther, bei uns.“

Die Stimme hatte einen so frischen, herzlichen Klang, daß dem jungen Gast ganz warm zumute wurde. Er drehte sich schnell um und sah sich der hochgewachsenen Frau Pastor Ida Boettcher gegenüber. Sie hatte schnell ein wenig Toilette gemacht, weil sie gerade am Backbrett gestanden hatte. Ihr blondes Haar war glatt zurückgekämmt, was ihr weißes Gesicht mit der hohen Stirn besonders lang erscheinen ließ. Ihre blauen Augen strahlten in Güte und Freundlichkeit. Ihr Mund mit der etwas zu kurzen Oberlippe zeigte zwei Reihen tadelloser Zähne. Sie sprach ganz unverändert ihren echt kurländischen Dialekt, obgleich sie schon viele Jahre in Pensa lebte.

„Das ist lieb von Ihnen, uns zu besuchen. Wir hörten schon mal, daß Kutinows einen deutschen Hauslehrer hätten. Mein Mann wollte Ihnen schreiben, aber

da kam wieder ſo allerlei dazwiſchen. Nun iſt meine Tochter, die in Riga die Schule beſuchte und ſich nach ihrem Examen noch eine Zeit bei Verwandten in Reval aufhielt, wieder nach Hauſe gekommen. Brigitta hat Ihre Frau Mutter kennen gelernt, und dieſe erzählte viel von Ihnen. Zu Oſtern wollten wir Sie zu uns einladen. Nun ſind Sie aber von ſelbſt gekommen und das war ſehr nett von Ihnen."

Jetzt mußte Oskar erzählen, und die lebhafte Tante Ida, ſo wollte ſie durchaus genannt ſein, denn man war doch ſchließlich verwandt, fragte in einem fort dazwiſchen.

Da kam Brigitta ins Zimmer.

Donnerwetter, hätte Oskar beinahe geſagt, aber er ſchluckte ſein beliebtes Kraftwort noch rechtzeitig hinunter und verbeugte ſich tief vor dem hübſchen Mädchen. Ihre einzige Ähnlichkeit mit der Mutter beſtand nur im gleichen lebhaften, liebenswürdigen Weſen. Sie war klein und zierlich, hatte braunes, reiches Haar, dunkle, große Augen und ein feingeſchnittenes, friſches Geſicht. Die Naſe war edelgeformt, und der kleine, rote Mund hatte reizende Grübchen, wenn ſie lachte. Die Paſtorin ging auf kurze Zeit aus dem Zimmer, um das Abendbrot zu beſorgen, denn die Tante Minna war als Lückenbüßerin an das Backbrett geeilt. Oskar und Brigitta waren ſofort in einer eifrigen Unterhaltung drin. Man war mit dem jungen Mädchen gleich bekannt, trotzdem bewahrte ſie bei aller Freundlichkeit ihres Weſens doch eine gewiſſe Zurückhaltung.

Ob ſie die und die Leute in Reval alle kannte? O ja, ſie hatte ja den Klubball mitgemacht und nach-

her noch verſchiedene Tanzgeſellſchaften in mehreren Patrizierfamilien.

Ach, der dicke Roſen — alſo der war ein Intimus von Oskar aus der Schulzeit her? Mit dem war ſie Schlittſchuh gelaufen. Jawohl, die Dombahn exiſtierte auch in dieſem Winter. Und Oskars hübſche, reizende Mutter hätte ſie kennen gelernt, zum Kammermuſikabend, beim gemütlichen Beiſammenſein nach dem muſikaliſchen Teil. Die hatte ihr von ihrem Sohn ſo viel erzählt. Und Sehnſucht hatte ſie nach ihrem Jungen. Dann lachten ſie beide herzlich, als Oskar ſich nach den drei Türmen: dem langen Hermann, der dicken Margarete und dem Kiek-in-die-Kök, erkundigte.

„In Riga hörte ich mal dieſe Namen und dachte, es wären Spitznamen von Bekannten," ſagte Brigitta.

Die Paſtorin kehrte jetzt mit ihrem Gatten zuſammen ins Zimmer zurück. Paſtor Boettcher war kleiner als ſeine Frau und ebenſo brünett wie ſeine Tochter, nur ſein dichter Vollbart war graumeliert. Die Ähnlichkeit zwiſchen Vater und Tochter war frappant. Er hatte aber eine ſehr ernſte und ruhige Art zu ſprechen, und ſein Weſen ermangelte der entgegenkommenden Herzlichkeit. Er gehörte zu den Menſchen, die erſt warm werden müſſen, dann aber unwiderſtehlich ſein können.

Als die Familie mit ihrem Gaſt, auch Tante Minna war mit einer großen Schüſſel kleiner Kohl- und Reispiroggen erſchienen, im Eßzimmer ſaß, da führte der Hausherr das Wort. Er hatte einen trockenen Humor, der häufig bei den beiden jungen Leuten Lachſalven erregte.

Tante Minna war in Reval aufgewachſen, während ihre Verwandten Kurländer und nicht wenig ſtolz auf ihr Gottesländchen waren. Paſtor Boettcher hatte in Dorpat ſtudiert, noch im alten deutſchen Dorpat, wo deutſche Profeſſoren in ihrer Mutterſprache an der alma mater lehrten. Von den Tagen der Freiheit, wo deutſcher Geiſt und deutſche Art in allen Städten des Baltenlandes herrſchten, liebten beide zu erzählen. Oskar gehörte ſchon der Generation an, die in der Schule ruſſiſchen Unterricht gehabt hatte und ihre deutſche Mutterſprache nur als fremde Sprache lernen durfte. Tante Minna, noch einer früheren Generation angehörend als der Paſtor, erzählte allerhand Selbſterlebtes aus dem alten Reval. Sie ſprach in dem komiſch klingenden Kauderwelſch von eſtniſchen und deutſchen Brocken, das man zuweilen von den Eſten hört, und ihre Zuhörer lachten Tränen. Dieſe freundliche Familientante lebte ſchon viele Jahre bei ihren Verwandten in Penſa und war in der Stadt eine beliebte Klavier- und Handarbeitslehrerin.

Die Stunden vergingen wie im Fluge, und der kommende Sonntag brachte viel Abwechſlung. Vormittags war Oskar mit der Familie zuſammen in der Kirche und folgte andächtig der ſchönen Predigt des Paſtors. Ihm war ſo feierlich zumute, wie zuletzt bei ſeiner Einſegnung, und den ganzen Tag über hielt dieſe Stimmung an. Nach dem Mittageſſen machte er mit Tante Minna und der reizenden Brigitta einen Spaziergang. Der Abend verging viel zu ſchnell. Oskar und Brigitta ſpielten Klavier, Paſtor Boettcher gab mit ſeiner gutkonſervierten Tenorſtimme einige Lieder zum beſten, und den Schluß des Abends krönte

noch ein froher Chorgeſang. Mitten in der Nacht ſchrieb Oskar ſeiner Mutter einen langen Brief, in dem der Name Brigitta recht häufig vorkam.

Am Montag trabte er dann wieder durch die Steppe, von vielen freundlichen Bildern umgaukelt. Ihm war ſo leicht und froh zumute, wie lange nicht, und er ſann darüber nach, wann er ſeinen Beſuch wiederholen könnte.

Dreizehntes Kapitel

Frau Liſa Kutinow konnte ſich diesmal mit der Anordnung ihrer Oſtertafel nicht genug tun. Ihre Schwiegermutter betrachtete den pompöſen Aufbau mit Kopfſchütteln.

„Euch iſt nichts üppig genug. Ihr jungen Leute ſeid alle Verſchwender und Genießer. Wir Alten haben gearbeitet und geſpart.“

Dann koſtete ſie von allen kalten Schüſſeln ein wenig, obgleich ſie ſehr ſtreng die Faſten einhielt. Sie ging auch bald darauf in ihr Zimmer, um den Heiligen damit zu verſöhnen, daß ſie eine große Kerze vor ſeinem Bilde entzündete, wobei ſie Gebete murmelte.

Der Gärtner brachte eine Unmenge Blumentöpfe aus den Treibhäuſern, und die Gutsherrin fand für alle Platz. Sie hatte den langausgezogenen Eßtiſch an die Wand rücken laſſen. Auf dieſem befand ſich ein treppenartiger Aufbau, deſſen oberſte Stufe mit grünen Pflanzen geſchmückt war. Dann folgten zwiſchen blühenden Blumen die vielen kunſtvoll garnierten Gerichte, bei deren Zubereitung der Koch ſein Beſtes geleiſtet hatte. Während ſie noch die letzte ordnende Hand anlegte, wurde eine Depeſche gebracht. Sie las: „Möchte mit Ihnen das heilige Feſt feiern. Bitte Pferde zur Station heute neun Uhr. — Nicki.“ — Sie mußte ſich halten, um nicht umzuſinken. Wie war das möglich, wie konnte das ſein? Sie dachte an ihr letztes Zuſammenſein mit ihm, als er in der bäuerlichen Ver-

kleidung vor ihr geſtanden. Und jetzt wollte er als Gaſt kommen. Nach Jahren wieder mal er ſelbſt ſein. Furcht und Freude beherrſchten ſie. Es dauerte längere Zeit, bis ſie ſich wieder geſammelt hatte, um ihre letzten Feſtvorbereitungen zu treffen. Dabei irrten ihre Gedanken umher. Sie erwog alle die Möglichkeiten, die Nicki ſo plötzlich wieder in der Geſellſchaft auftauchen ließen. Bange Sorgen erfüllten ſie. War man ihm auf der Spur? Hoffte er ſich durch dieſe Metamorphoſe noch retten zu können?

Wie die Stunden des Nachmittags dahinſchlichen, wo alles in ihr nur ein fieberhaftes Warten war! Abends würden noch viele Gäſte kommen. Kutinow ſelbſt hatte maſſenhaft Einladungen verſchickt, es ſollte diesmal ganz beſonders luſtig hergehen. Er ſprach von einer polniſchen Schauſpielerin, deren Namen Liſa noch nie gehört hatte. Aber ihr Mann hatte ſo manchesmal ihr unbekannte Künſtler eingeladen, ſo daß ſie dieſen unerwarteten Gäſten gegenüber ganz gleichgültig war. So teilte er auch im letzten Augenblick mit, daß er die Tänzerin Torkaſſowa erwarte und ſich ſchriftlich mit ſeinem Neffen Pjetr und ſeiner Couſine, deſſen Mutter, ausgeſöhnt habe. Kira ſollte mal in ſeinem Heim als Gaſt weilen und über den Reichtum des Hauſes ſtaunen. Das war die Genugtuung, die er ſich ſelbſt verſchaffen wollte.

Liſa freute ſich, daß Nicki ein ſo volles Haus antreffen würde. Schließlich wurde der einzelne am wenigſten in großer Geſellſchaft beachtet.

Kurz vor der Ankunft der Gäſte ſuchte ſie ihren Gatten auf, um ihm die unerwartete Ankunft von Nikolai Potjagin zu melden.

„Was, der Nicki will uns beſuchen?“ rief Kutinow erſtaunt und zugleich erfreut, denn jede neue Erſcheinung brachte doch etwas Intereſſantes mit. Zumal dieſer weitgereiſte Mann, der Jahre fern der Heimat verbracht hatte.

„Der iſt aber lange Zeit fort geweſen. Der wird wohl der richtige Lebemann geworden ſein. Reich war er ja eigentlich nicht, ſein Erbteil müßte wohl bald verbraucht ſein. Na, vielleicht war ihm mal das Glück hold in Monte, da ſoll er ja auch geweſen ſein, ſo ſagte mir ſein Bruder neulich. Übrigens wollte ich dir ſagen, daß ich gleich nach Oſtern zu verreiſen gedenke.“

„Das iſt ja jetzt wohl die beſte Reiſezeit,“ ſagte Liſa, dabei ſah ſie zum Fenſter hinaus. Ihr war, als müßte ihr jeder die Freude am Geſicht anſehen. Die Depeſche hatte ſie ganz aus ihrem Gleichgewicht gebracht. Es war, als hätte ſie Flügel, als wären Bleigewichte von ihr abgefallen, die ihren Gang müde und ihren Körper träge gemacht hatten. Was war denn ihr Leben geweſen? Eigentlich nur ein Dahinträumen, ein halbbewußtes Exiſtieren ohne richtigen Impuls, ohne Freude, ohne Hoffen. Sie wußte mit einem Male, daß ſie lebte — ſie hoffte, ſie wartete und ſie war voller Freude. Sie ging durch das ganze Haus, ſchaute in Räume hinein, die ihr Fuß ſeit Jahren nicht betreten hatte. Sie ſah ſich alle Fremdenzimmer an und ſtellte überall blühende Blumen hinein. Dann ſuchte ſie das ſchönſte Zimmer für Nicki aus, es ſollte abſeits von allen andern liegen und ganz beſonders behaglich eingerichtet ſein. Sie rief die Diener herbei und ließ alles umräumen, gab einiges von ihrer eigenen Ein-

richtung her, hängte Bilder, die ſie gemalt, an die Wände, füllte die Vaſen mit blühenden Blumen, die der Freund ſo liebte. Die Tür zum Korridor ſtand offen, da hörte ſie plötzlich eine Stimme: „Ach, wie entzückend es hier ausſieht.“

Erna Roſe ſtand da und ſchlug die Hände vor Erſtaunen zuſammen.

„Sie räumen ſelbſt hier, gnädige Frau. Ich hielt ein kleines Selbſtgeſpräch, denn der Anblick dieſes Zimmers erfreute mich. Es wirkt zu überraſchend, wenn man ſo plötzlich hineinſchaut. Künſtleriſch ſchön.“

Liſa lächelte erfreut und erzählte dem jungen Mädchen, daß ſie einen ſehr lieben Gaſt erwartete, der viele Jahre der Heimat fern geweſen war. Dabei ſah ſie heute zum erſtenmal, welch traurige Augen das junge Mädchen hatte. Das Glück macht einen doch gütiger, dachte ſie. Man achtet mehr auf fremdes Leid. Es fiel ihr ſchwer aufs Herz, daß ſie ſich bisher kaum um das Mädchen gekümmert hatte.

Es lag ein ganz neuer, warmer Ton in ihrer Stimme, als ſie ſagte: „Treten Sie ein, Fräulein Roſe, und ſehen Sie ſich alles genau an. Es liegt mir ganz beſonders viel daran, dieſes Zimmer gemütlich einzurichten. Mein Freund ſoll ſich hier ausruhen und heimiſch fühlen.“

Aus den Augen der jungen Erzieherin brach ſolch ein dankbares Leuchten, daß Liſa ſich beſchämt fühlte. Das arme Ding hat gewiß Heimweh, dachte ſie, und ich habe mich nie um ſie gekümmert. Sie fuhr fort freundlich zu ſprechen und freute ſich über das ſonnige Lächeln, das ihre Worte entlockten. Welch kluges, reizvolles Geſicht die Deutſche hatte — heute fiel ihr das

beſonders auf. Heute dachte ſie auch daran, daß ſich Erna Roſe ſtets in ihr Zimmer zurückzog, wenn in Kutinowo Beſuch war. Schließlich führte dieſes junge Menſchenkind doch ein recht trübes, vereinſamtes Leben. Sie legte ihre Hand auf den Arm der Erzieherin und ſagte: „Sie haben geſtern in Ihrem Zimmer geſungen. Leider konnte ich nicht alles genau unterſcheiden, aber Ihre Stimme hat einen ſüßen Klang. Bitte, ſingen Sie morgen in der Geſellſchaft, nehmen Sie diesmal an der Geſelligkeit teil. Wollen Sie mit zur Kirche kommen?“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, Sie ſind ſehr freundlich. Wenn Ihnen mein beſcheidenes Können genügt, ſo will ich gern ſingen. Aber ich ſinge nur deutſche Lieder. Von den kirchlichen Zeremonien bitte ich fern bleiben zu dürfen. Vielleicht geſtatten Sie mir am Sonntag nach Penſa zur Kirche zu fahren. Ich möchte gern nach dem Gottesdienſt einen Beſuch im Pfarrhaus machen. Mit dem Abendzuge kehre ich dann zurück.“

Die Gutsherrin lächelte.

„Kleine, fanatiſche Deutſche. Ja, ihr Balten, euch wird man nie ganz ruſſifizieren können. Aber Sie ſollen ganz frei über ſich verfügen dürfen. Dann ſingen Sie alſo am Montag, oder wenn Sie nach Ihrer Reiſe nicht gar zu ermüdet ſein ſollten, am Sonntag. Man geht ja in dieſen Feſttagen doch nicht vor drei, vier Uhr nachts auseinander.“

„Ach, Madame,“ rief plötzlich die kleine Franzöſin durch die Tür. „Sie werden gewünſcht. Der erſte Gaſt iſt angekommen. Herr Kutinow iſt nicht da —“

Liſa zitterte. Sie mußte ſich einen Augenblick ſetzen.

„Aber Mademoiſelle Renard, wie Sie einen durch Ihre Lebhaftigkeit erſchrecken können.“

Dann ſprang ſie auf und eilte durch den Korridor. Sie wußte es, er war da.

„Nikolai Dimitriewitſch, welche Freude,“ ſagte ſie mit leiſem Beben in der Stimme, als der hochgewachſene Mann im Reiſemantel vor ihr ſtand. Er küßte ihr wortlos die Hände, und ihre Lippen berührten ſeine Stirn. Auf ſeinem ſchöngeſchnittenen Geſicht lag eine tiefe Bewegung. Nach Jahren wieder er ſelbſt, was ſeinen äußeren Menſchen betraf. Nur die wenigen Minuten der Begrüßung blieben ihnen beiden, dann ſtrömten die andern Gäſte ins Haus. Nikolai Potjagin hatte den ſchnellſten Gaul gehabt, und Foma fuhr nach dem guten Trinkgeld wie der Satan. So war er vor den andern angelangt. Jetzt war er ſofort der Mittelpunkt, alles drängte ſich um ihn und beſtürmte ihn mit Fragen. Nur eine kleine Zahl der Gäſte kannte ihn nicht. Er flüchtete lachend: „Um Gottes willen, meine Herrſchaften, ich muß erſt den Reiſeſtaub abſchütteln.“

Ein Diener hob ſeinen Koffer auf und geleitete ihn durch den langen Korridor in ſein Zimmer. Endlich war er allein. Die letzten Tage waren eine ununterbrochene Hetze geweſen. Hundert Dinge waren zu bedenken, nichts durfte zum Verräter werden, er mußte ſeine Rolle tadellos durchführen. Dem Hauſierer war man in letzter Zeit auf der Spur geweſen. Der mußte für immer von der Bildfläche verſchwinden. Alle glaubten an ſeinen Tod. Nach einem furchtbaren Schneewehen hatte man ſeine Mütze und den Korb in der Steppe gefunden. Nicki hatte das Empfinden,

daß er an einem neuen Wendepunkt ſeines Lebens angelangt ſei. Er ahnte es, etwas Neues, Großes ſtand ihm bevor. Deshalb zog es ihn vor allen Dingen wieder zu Liſa hin. Wann würde er ſie aber allein ſprechen können, jetzt wo das Haus voller Menſchen war?

Die Gäſte wurden im großen Geſellſchaftszimmer mit Tee und kalten Faſtengerichten bewirtet, bevor der allgemeine Aufbruch in die Dorfkirche zur nächtlichen Meſſe ſtattfand. Es war ein ſternklarer Frühlingsabend, und alle legten den kurzen Weg zu Fuß zurück. Nur die alte Frau Kutinow ließ ſich hinfahren. Ihr Lehnſtuhl wurde mit auf den Wagen gepackt, denn ſie hielt das lange Stehen in der Kirche nicht aus.

Das in myſtiſches Halbdunkel gehüllte Gotteshaus faßte kaum die Menge Menſchen, die hier zuſammengeſtrömt war. Die Luft war zum Schneiden dick, und die Bauernſtiefel und Schafpelze lieferten kein ſchönes Parfüm. Wie eine Erlöſung wirkte nach langen Gebeten und eintönigem Geſang der Augenblick, wo durch Zündſchnüre die Lichter des Kronleuchters entflammt wurden. Dieſer Kronleuchter war ein Geſchenk des alten Kutinow, der ſehr viel für die Kirche geſtiftet hatte. Jetzt erſchallte der Jubelgeſang: Chriſt iſt erſtanden — er iſt gewißlich auferſtanden. Einer ſagte es dem andern und alle, hoch und niedrig, jung und alt grüßten einander mit dieſem Gruß. Man umarmte und küßte ſich dreimal, und eine große Freude war in aller Herzen. Dazu kam noch die Erwartung auf das gute Mahl jetzt mitten in der Nacht, das nach der langen Faſtenzeit in jeder Hütte und jedem Haus eingenommen wurde. Jeder hatte ſeinen Oſtertiſch, und man beſuchte

und beglückwünſchte ſich gegenſeitig. Man tauſchte Küſſe, wo man einen Menſchen traf, man ließ ſich die leckeren Speiſen gut ſchmecken und aß und trank, trank bis zur Beſinnungsloſigkeit. Das war das heilige Oſterfeſt, im ganzen heiligen Rußland das ſchönſte und wichtigſte Feſt im Jahr.

Im Speiſeſaal des Gutes Kutinowo aß jeder Gaſt zuerſt ein buntes Ei, bevor er ſich an die gefüllte Tafel heranmachte. Man nannte dieſe Sitte das Entfaſten, denn nun war der Zeitpunkt gekommen, wo man, befreit von den ſtrengen Faſtenregeln, alles eſſen durfte. Die allgemeine Stimmung war ſehr ausgelaſſen. Kutinow übertraf ſich heute ſelbſt an luſtigen Einfällen, die aber ſeiner Gattin meiſt ſtark auf die Nerven fielen.

„Ein hübſches Bild, die vielen eleganten Damen," ſagte Jakumow zu ſeiner Braut, die reizend in ihrem hellblauen Seidenkleid ausſah und allgemein Bewunderung erregte.

„Du mußt mir die Namen der Anweſenden nennen," ſagte Kira leiſe, „ich habe bei der Vorſtellung kaum einen behalten. Wer iſt das junge Mädchen mit den melancholiſchen Augen, das mit dem Herrn da ſpricht?"

„Du meinſt mit Potjagin — der iſt ja der Held des Abends. Sie iſt die junge Fürſtin Wertſchinskaja. Übrigens, wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſah ich ſie neulich mit Lapuchin zuſammen."

„Man ſagt, er ſei Anarchiſt."

„Was weiß man, wer alles zu der Partei gehört. So mancher führt ein Doppelleben." —

„Ja, ja, wie Gott will," ſeufzte Frau Sſofja Jakumow und ſtrich mit ihren knochigen Fingern über die

kniſternde Seide ihres Kleides, „nun iſt mein Junge glücklich und ich bin's zufrieden. Sie hat ja auch ein goldiges Herz.“

„So tu doch nicht ſo,“ ſagte die alte Frau Kutinow, „eine andre wäre dir doch lieber als Schwiegertochter geweſen. Haſt ja genug gezetert. Sergei hat mir alles erzählt. Sie kann ja auch nicht zeitlebens umherſpringen und die Beinchen werfen. Einmal muß der Pjetr ans Verdienen denken. Ob aber dann die Liebe noch vorhalten wird —“

„Gott wird helfen,“ ſeufzte Frau Jakumow, aber ihre Augen redeten eine andre Sprache, als ſie Kira ſuchten.

„Und nun machen ſie heute ſolch ein Weſen um den Nicki,“ brummte die alte Gutsherrin. „Was iſt der Menſch denn geworden? Weltenbummler, ſeines Vaters Sohn, der das Kapital verlebt. Liſas Verehrer war er einmal. Sie hat ihn noch nicht vergeſſen, ich beobachte ſie, wie ihre Wangen brennen, wenn ſie mit ihm ſpricht.“

„Ach, teure Großtante, ſehen Sie nur, wie die Deutſchen zuſammenhalten,“ ſagte Frau Sſofja mit hämiſchem Lächeln. „Da ſitzt der impertinente Hauslehrer mit der Gouvernante zuſammen, wohl auch ein Liebespaar, und der Verwalter plaudert mit Nadja Moroſow, die iſt ja auch eine halbe Deutſche. Wiſſen Sie, in Petersburg erzählen ſich die Leute: es wird Krieg geben. Es geht gegen die Deutſchen diesmal.“

„Um Gottes willen, Krieg? Ein Unſinn! Wir haben noch genug an den Folgen des japaniſchen Krieges zu tragen,“ ſagte die alte Dame unwirſch.

„Was Sie ſagen, Krieg!“ rief Frau Maximow,

die ſich ihnen näherte, und ihre runden Augen blitzten. „Hörſt du, mein Sohn,“ ſchrie ſie mit ihrer lauten Stimme, denn der Sohn ſtand am andern Ende des Zimmers. „Krieg ſoll's bald geben.“

Der Oberſt nickte ihr lachend zu, trank ſeinen zehnten Schnaps und disputierte mit Kutinow, der in ſtreitluſtiger Stimmung war, ſeit Kira ſein Haus betreten hatte. Kira, der unerreichbare Stern! Der Ärger mußte heute gewaltig hinuntergeſpült werden.

„Gott ſei gelobt, wenn es Krieg gibt,“ ſagte Frau Maximow, „der Viktor langweilt ſich ſchon. Er hat keinen Appetit mehr, bei Gott, ein Krieg wäre die beſte Kur für ihn.“ —

Unter Eſſen und Trinken verging die Nacht. Erſt als die letzten Gäſte gegangen waren, konnte Frau Liſa ungeſtört einige Worte mit Nikolai Potjagin wechſeln.

Auch er hatte ſich gleichzeitig mit den andern Gäſten verabſchiedet, aber ſie wußte, er würde ſie noch einmal aufſuchen. Sie erwartete ihn in ihrem Zimmer. Draußen dämmerte der Morgen herauf, die Leute gingen über den Hof in die Ställe, ſie hörte des Verwalters Stimme dicht unter ihrem Fenſter. Im Hauſe war es ſtill geworden. Da — ein leiſer Tritt durch den Korridor. Sie eilte zur Tür und Potjagin ſtand vor ihr. Liſa zog ihn ins Zimmer und ſagte leiſe: „Ich wußte es, daß du kommen würdeſt. Mit Ungeduld habe ich dieſe Stunde erwartet.“

„Und doch eigentlich, Liſa, brauchten wir nicht miteinander zu ſprechen. Unſre Seelen ſagen einander alles.“

„Meine ſehnt ſich nach dir —“

„Und ſie iſt ja doch immer bei mir.“

„Ich empfinde aber meine Einſamkeit, ich ſuche dich und rufe nach dir.“

„Ich bin bei dir, Liſa, für mich gibt es keine Trennung.“

„In dir arbeiten andre Gedanken, du haſt ein Ziel, dein Leben iſt ein Kampf. Eine Gefährtin wäre dir nur ein Hemmſchuh. Ich aber bin ein ſchwaches Weib, und mein Herz ſehnt ſich nach dem Mann, den ich liebe. Seit heute weiß ich, daß ich nur lebe, wenn du da biſt.“

Er ſah ſie lange an. Sein Blick war voller Liebe, aber auch voll tiefen Leides. Dann nahm er ihre Hand in ſeine und ſagte: „Das Schickſal geht ſeinen Weg, wir halten's nicht auf. Für uns beide gibt's kein Glück in landläufigem Sinne. Sagen wir: kein Herdenglück. Aber Wonnen gibt es für uns, Hochflut des Empfindens.“

Er ſchwieg und lehnte den dunkeln Kopf an ihre Bruſt. Sie ſtrich ihm ſanft über das volle Haar und die hohe, edle Stirn. So ſaßen ſie lange. Schlürfende Schritte ſchreckten ſie aus ihrer Verſunkenheit. Durch die Vorhänge hindurch grüßte ſie der helle Morgen.

„Die Leute beginnen aufzuräumen,“ ſagte Liſa. „Du wirſt müde ſein, Nicki, ganz bleich ſiehſt du aus. Schlafe ein paar Stunden. Vor drei Uhr nachmittags wird kaum jemand von den Gäſten ſich zum Frühſtück einfinden. Vielleicht bleibt uns noch ein Stündchen zum Plaudern. Wie lange wirſt du denn bei mir ſein können, Nicki? Ach, hoffentlich lange, lange.“

Er lächelte, als er die Angſt auf ihrem Geſicht ſah.

„Armes Weib, du fürchteſt die Trennung, und ich ſagte dir doch, daß ich immer bei dir bin.“

„Wie du ſprichſt, Nicki," ſagte ſie faſt ungeduldig, „was habe ich denn von deinen Gedanken? Ebenſowenig, ja noch weniger, als von deinem kalten, toten Marmorbildnis dort in jener Ecke. Dich will ich haben, deine Nähe fühlen, deine Hand in meiner halten, deine teure Stimme hören. Ach, wenn du da biſt, dann weiß ich's wieder ſo recht, wie einſam ich bin, wie mein Daſein nur ein Vegetieren iſt."

„Ich ſah geſtern ein liebliches Kind, das noch eine Blumenſeele hat, die gepflegt und entwickelt werden muß. Liſa, dieſes Kind müßte deinem Leben Inhalt geben. Es iſt geboren in der Zeit, da dein Herz voller Liebe war und all deine Gedanken nur Liebe atmeten. Sein Wachſen im Mutterſchoß ſtand unter einem guten Stern. Sorge, daß dieſe Seele einſt groß wird."

„Ach, Nicki, ich kann nichts. Ich habe keine Kraft, Seelen zu formen. Wie habe ich in den erſten Jahren meiner Ehe an meinem Mann zu arbeiten verſucht. Keinen Schritt bin ich vorwärts gekommen, nur ſelbſt faſt dabei zu Grunde gegangen."

„Es gibt Menſchen, die nichts ſind und nie etwas werden. Menſchen, zu träge zum Denken, zu träge zum Streben. Es iſt etwas Schreckliches um ſolche Menſchen. Dabei ſind ſie überzeugt, gute und ſehr brauchbare Leute zu ſein."

„Oft frage ich mich, wozu ſind ſie da?"

„Vielleicht manche, um durch ihre Arbeit, oder durch ihren Reichtum, wenn ein ſolcher vorhanden iſt, andre Menſchen, höhere Individuen damit zu fördern, ihnen zu helfen und ihre Exiſtenz zu ermöglichen. Dieſe Leute ſoll man nicht modeln wollen, denn es iſt ganz vergebens. Sie gehen ihren Weg bis zu Ende und

erfüllen damit in ihrer Art ihre Berufung. Ohne daß ſie es ahnen, ſind ſie um der andern willen da.“

„Und meine andern zwei Kinder, von denen ſprichſt du gar nicht? Sahſt du auch den Jungen?“ fragte Liſa erwartungsvoll, denn es lag ihr daran, ſein Urteil über Alexander und Vera zu vernehmen.

Er ſah ſie traurig an: „Sie ſind alle drei ſehr verſchieden. Dein Sohn wird ſich nie von dir leiten laſſen, ebenſo wird Vera ihren Weg allein gehen. Dein Sohn hat viel, ja vielleicht alles von ſeinem Vater geerbt —“

Er dachte an den Steinwurf damals, der ihn hätte töten können und an Kutinows Schimpfen, als er dem armen Hauſierer die Tür wies.

„Denke an meine Worte, Liſa, arbeite an Tatjana. Und dann verſchließe dich nicht deinen Bauern gegenüber. Wie viel Armut, wie viel Not in den Dörfern. Werde dem Volke eine Helferin. Sei nicht nur die unerreichbare Herrin — werde ihre Mutter. Es iſt Egoismus, ſich ganz abzuſchließen.“ Er küßte Liſa die Hände und ging dann auf ſein Zimmer. Die Müdigkeit übermannte ihn plötzlich, er mußte ſich zur Ruhe begeben.

Liſa ſaß noch lange ſinnend da. Seine Worte rüttelten an ihrem Herzen. Sie überſchaute ihr bisheriges Leben und fand da ſo viel, was anders werden mußte. Sie wollte verſuchen, ihres edlen Freundes würdig zu werden.

⊕ ⊕ ⊕

Am zweiten Oſterfeiertag wurde viel muſiziert. Man ſpielte Klavier, Geige, Balalaika. Erna Roſe trug ihre deutſchen Lieder vor und erntete ſtürmiſchen

Beifall. Als das junge Mädchen den Blick hob, ſah ſie in Hans Müllers blaue Augen. Sie errötete, denn der ernſte, tüchtige Menſch beſaß ſchon lange ihre Sympathie. Es war aber das erſtemal, daß er ihr Beachtung ſchenkte. Das brachte ſie in eine freudige Stimmung, von der ihre folgenden Lieder beeinflußt wurden. Es waren heitere und neckiſche Weiſen, die ſie jetzt ſang. Oskar Walther begleitete. Er ſah heute ganz verſonnen aus, das machte ein Brief, den er in der Taſche trug. Die Gräfin Lola ärgerte ſich über ihn. Sie lächelte ihn vielſagend an, es war ein Locken und Winken. Er bemerkte es nicht. Es war nicht die Art der ſchönen Frau, ſich einen Verehrer erobern zu wollen, aber dieſer dumme, deutſche Junge ſollte ihr nicht imponieren dürfen. Schließlich wurde er ihr langweilig, und ſie begann dasſelbe Manöver mit Pjetr Jakumow. Sie ſetzte ſich neben ihn, während Kira ein paar Nationaltänze zum beſten gab. Sie hatte zu dem Zweck verſchiedene Koſtüme mitgebracht.

„Haben Sie, Glücklicher, auch noch für andre Sterbliche Zeit?“ fragte Lola neckiſch.

Sie ſah ſchön aus in ihrem roten Samtkleid, das eng ihren ſchlanken Körper umſpannte. Heute wollte ſie kokettieren, heute war es Sport bei ihr, allen Männern gefährlich zu werden.

Jakumow fühlte ſich durch ihre Anrede geſchmeichelt. Er antwortete mit ein paar galanten Phraſen. Sie behielten beide den neckiſchen Ton bei. Während Kira tanzte, unterhielten ſie ſich eifrig. Es machte der Gräfin Spaß, andre Frauen zu quälen. Dieſen gefeierten Varietéſtern zu demütigen, war noch ein ganz beſonderes Vergnügen.

„Und Sie wollen ſich ſo jung ſchon in Feſſeln legen laſſen?“ ſagte die Gräfin ironiſch. „Armer Mann, Sie wiſſen nicht, was Sie tun.“

Die Bemerkung ärgerte Pjetr. Er hörte den Spott heraus.

„Ich laſſe mir nie Feſſeln anlegen, in keinem Fall,“ ſagte er heftig. „Meine Freiheit werde ich mir ſtets wahren.“

Sie lachte, und ihre Blicke durchbohrten ihn. Dann flüſterte ſie: „Beweiſen Sie doch Ihre Worte.“

Damit ging ſie. In ihm blieb eine prickelnde Unruhe zurück. Das Weib reizte ihn. Sie war wie Feuer und Eis. Ewig wechſelnd. Der Kampf um ſie mußte eine Luſt ſein. Er war zerſtreut, als Kira zu ihm zurückkehrte. „Wie war es? Gefiel es dir?“ fragte ſie, und in ihrem Blick lag etwas, was ihn beſchämte.

„Wunderbar, Liebling, entzückend warſt du, wie immer,“ ſagte er ſchnell. Dabei vermied er, ſie anzuſehen. Er fühlte es, daß ſie ihn durchſchaute. Sie ging, um mit Nadja Moroſow zu plaudern, zu der ſie ſich am meiſten hingezogen fühlte. Sie ſah, daß ihr Verlobter die Gräfin aufſuchte. Da kam über ſie ein hoffnungsloſes: es iſt doch alles nichts wert. —— Hans Müller hatte ſich Erna genähert. Er wunderte ſich, daß er Intereſſe für ein weibliches Weſen verſpürte. Er fühlte ſich aber ſeit einiger Zeit ſo namenlos einſam, als hätte er etwas ſehr Liebes verloren. Und doch hatte er ja nichts beſeſſen. Er liebte Muſik über alles, obgleich er ſelbſt unmuſikaliſch war. Ernas Stimme hatte es ihm angetan. Sie ſprach zu ſeiner Seele und löſte in ihr Diſharmonieen auf. Er mochte nicht darüber nachſinnen, was ihn ſo aus dem Gleichgewicht gebracht

hatte. Es war eine große Leere in ihm, aber zugleich empfand er dieſe wie die Befreiung von einer Laſt, die er umhergeſchleppt hatte. Heute, wo er Frau Liſa in ihrer heimlichen Glückſeligkeit beobachtete, da wußte er, daß ſein Idealbild ihm innerlich fern gerückt war. Sie gehörte einem andern Mann, ſie war nur noch ein liebendes Weib, und ihr ganzes Weſen erſchien ihm mit einem Schlage fremd. Auch er war ſich plötzlich fremd geworden und wußte nicht, wie er mit ſich zurecht kommen ſollte. In dieſe Stimmung hinein wirkte Ernas Geſang wie eine Befreiung. Es zog ihn zu dem Mädchen hin, das er bisher nie beachtet hatte. Heute gerieten ſie beide ſofort in ein angeregtes Plaudern. In ihren Augen las jeder die erſtaunte Frage: So biſt du? So gut verſtehen wir einander? So zart und lieb biſt du, trotz deines ſtrengen, ernſten Geſichtes? Und dein kaltes, energiſches Auge kann ſo leuchten und ſo viel von deiner Seele offenbaren? ...

Die beiden verlieben ſich noch heute in einander, todſicher, — dachte Oskar und lächelte wieder ſein verträumtes Lächeln. Er griff nach dem Briefchen in ſeiner Taſche. Dann ſchlenderte er durch den kleinen Salon, wo Unmengen von Konfitüren auf ſilbernen Tabletten aufgeſtapelt lagen. Er futterte mit großem Behagen. Süßigkeiten waren ſeine ſchwache Seite. Seine Gedanken gingen dabei in wunderbaren Märchengärten ſpazieren. Das Schönſte, was das Oſterfeſt ihm brachte, erwartete ihn in den nächſten Tagen. Er würde wieder nach Penſa reiten. Eine freundliche Einladung hatte er in der Taſche. Brigitta hatte im Auftrage ihrer ſehr beſchäftigten Eltern ſelbſt geſchrieben. Brigitta — der Name enthielt Muſik für ihn. Er ſtopfte ſich noch

alle Taſchen voll und ging dann wieder in den Muſikſaal, wo er auf Wunſch der Hausfrau den „Bajazzo“ ſpielen ſollte. —

„Sie ſind unvorſichtig, ich muß Sie durchaus warnen,“ raunte Potjagin der Fürſtin Xenia zu.

„Sie wiſſen es am beſten, das Leben hat keinen Wert für mich,“ ſagte das junge Mädchen ebenſo leiſe.

„Wir haben die Pflicht, über uns zu ſiegen —“

„Bin ich denn unterlegen?“ Ihr leidvoller Blick ſenkte ſich tief in ſeine Augen. Ihn packte ein heißes Mitleid. Er wußte, ſie litt um ihn. Sie liebte ihn innig und hoffnungslos. Immer wieder, wenn er ſie in Petersburg bei den Genoſſen getroffen hatte, da offenbarte ihm ihr ganzes Weſen ihre Liebe.

„Wollen wir uns unauffällig in einigen Minuten im kleinen, roten Salon treffen,“ ſagte er ſchnell, dann verließ er ſie.

Sie ſtanden dann beide unter der rotverhängten Lampe, während gedämpft durch die Plüſchportieren der Prolog aus dem Bajazzo im Saal erklang.

Potjagin griff nach Xenias Hand und ſagte leiſe: „Ich wünſchte, Sie wären glücklich.“

„Ich will Ihr Mitleid nicht,“ flüſterte ſie.

„Gut, laſſen wir Perſönliches beiſeite. Zeigen Sie mir das Notizbüchlein, das Sie bei ſich tragen. Es iſt doch in unſrer Geheimſchrift geſchrieben?“

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopf. Dann reichte ſie ihm ein kleines Büchlein, das ſie in ihrem Unterkleid verſteckt hatte. Er blätterte drin mit ziemlicher Haſt und ſagte dann: „Es iſt viel geſchafft worden. Lapuchin hat wohl alles veranlaßt? Die Bücher ſind über die Grenze? Die einzelnen Bezirke beſetzt?“

„Ja — aber ich möchte mehr tun dürfen. Ich wiederhole, mein Leben hat keinen Wert für mich. Ich würde es gern einer großen Sache opfern.“

Ihr bleiches Geſicht wurde flammend rot unter ſeinem verſtehenden Blick. Er führte ihre kleine Hand an ſeine Lippen.

„Kind — Sie liebes Kind,“ ſagte er weich. „Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen. Leben Sie für unſre Sache. Bleiben Sie freudig auf Ihrem Poſten. Er verlangt Ihre ganze Kraft. Wir brauchen Ihren hellen Verſtand, Ihren Takt und Ihre Güte. Noch einmal, bannen Sie die Melancholie, geben Sie Raum der Freude in Ihrem Herzen. Sie ſind als Kämpfende in unſre Reihen getreten. Kämpfen Sie zuerſt gegen die dunkeln Mächte in Ihrer Seele an. Xenia, verſprechen Sie mir, leben zu wollen. Ich bin Ihr Freund, wir haben ein Ziel — iſt dies nicht auch etwas Schönes?“

„Ja —“ hauchte ſie, aber dabei füllten ſich ihre Augen mit Tränen. Seit heute wußte ſie, daß er Liſa Kutinow liebte. Die letzte leiſe Hoffnung ſtarb in ihrem Herzen. Sie hatte ſich noch nicht in der Gewalt, es war noch alles zu wund in ihr. Sie wandte ſich von ihm und trat ans Fenſter. Draußen war ſchwarze Nacht. Ein Fröſteln lief über ſie hin. Es war, als beobachte ſie jemand.

„Wir wollen nicht hier bleiben,“ ſagte ſie, „das Zimmer iſt wie ein Verräter, kommen Sie.“

Sie wollte zur Tür hinaus. Mit einem Schrei prallte ſie zurück. Hinter der Portiere ſtand eine große, elegante Frau mit rötlichem Haar.

„Nicht ſo ſtürmiſch,“ rief ſie lachend, als Xenia ihr

in die Arme lief. „Ich glaubte hier Sergei Michailowitſch anzutreffen. Pardon —“

Das junge Mädchen ſuchte ihr Zimmer auf, ſie mußte ſich ungeſtört ausweinen können. Das Wiederſehen mit Potjagin hatte ſie zu ſehr erſchüttert, ſie hatte keine Ahnung gehabt, ihn hier in der Geſellſchaft zu treffen. Und dann hatte ſie ihn mit den Augen der Liebe beobachtet. Sie wußte, wer ſein Herz ausfüllte. Sie litt Qualen. In ihrem Zimmer brach ſie zuſammen. Vieles blieb ihr rätſelhaft. War Liſa in alles eingeweiht? Seit wann liebten ſich die beiden? Die Gedanken kreiſten in ihrem Hirn. Wie die Stille ihr wohltat. Sie fühlte, daß ſie ruhiger wurde. Da wurde die Tür plötzlich aufgeriſſen und die Fürſtin polterte ins Zimmer.

„Aber, ma chérie, ſag, wo ſteckſt du denn? Heute ſahſt du gerade ſo intereſſant aus. Ich ſage dir, der ältere Murawjew war ganz futſch — vraiment, ma fille — und Leszinsky war entzückt. Ja, ſo rede doch! Mach doch Licht, ciel, ich ſtoße mich ja wund. Wo biſt du, Täubchen?“

„Ach, Mamä, ich habe Kopfweh, laſſen Sie mich allein, ich erhole mich dann am beſten,“ bat Xenia auf franzöſiſch. Die Mutter war dann am nachgiebigſten, wenn ſie in dieſer Sprache angeredet wurde. Aber heute half alle Überredung nichts. Die Fürſtin ging nicht aus dem Zimmer. Sie klingelte, befahl alle Lampen anzuzünden, hantierte mit naſſen Tüchern und Riechfläſchchen, bis ihre Tochter endlich, um ſich vor dieſer lärmenden Fürſorge zu retten, aufſtand und zu den Gäſten zurückkehrte.

Im großen Saal lehnte die rothaarige Frau am

Klavier und deklamierte mit ſtarker Stimme und viel Pathos. Die Zuhörer waren teilweiſe ergriffen. Andre gähnten und fanden die Sache viel zu ernſt und unpaſſend für ein frohes Oſterfeſt. Potjagin lauſchte mit flammenden Augen. Wie kam dieſe Sprache hier unter die Genießenden, die Gedankenloſen, die Alltagsmenſchen, denen die Tiefen des Lebens verſchloſſen blieben? Wer war dieſe unbekannte Frau, die alle dieſe Worte ſprach, als hätte ſie ſelbſt ſie geformt? Die eine Kraft und Wucht des Ausdruckes fand, als hätte ſie all dieſes Menſchenleid und Elend ſelbſt erlebt?

Ihre Toilette war apart und ſehr koſtbar. Schillernde Seide mit perlgeſtickter Gaze umfloß langſchleppend ihre hohe Geſtalt. Ihre unregelmäßigen, etwas plumpen Züge wirkten reizvoll durch den Ausdruck, der ein ſtarkes, inneres Leben verriet. Ihre Augen ſprachen von der Begeiſterung, die dieſe Dichtung in ihr ſelbſt auslöſte. Ein düſteres Feuer lohte in ihnen, wenn ſie ſich auf die Zuhörer richteten.

„Das iſt mir alles ſo bekannt," ſagte Kira zu Leszinsky, der neben ihr ſaß. Der Zufall hatte ſie zuſammengeführt. Der Fürſt mied ſonſt ihre Nähe.

Plötzlich kam ihr die Erinnerung. Es waren ja Stellen aus Nikitins Drama, die dieſe Madame Kontkowsky, eine polniſche Schauſpielerin, gewählt hatte. Wie kam ſie zu dem Werk? Da wußte ſie auch, wo ſie dieſes Geſicht ſchon geſehen hatte. War's möglich, die Perſon hier als Gaſt in Kutinowo? Ganz erſchreckt ſah ſie zum Fürſten hin. Der lächelte etwas ſarkaſtiſch.

„Ja, die rote Lena ſpielte ihre Rolle ganz brillant. Ein talentvolles Geſchöpf. Nach und nach zwang ihn

die leidenſchaftliche Stimme zuzuhören. Er wurde aufmerkſam auf die Worte, die wie eherne Glocken an ſein Ohr klangen, eherne Glocken, die alle Herzen aufrütteln ſollten und die ſchlafenden Gewiſſen mit ihrem Donnerklang erwecken. Dieſe gewaltigen Stimmen, die wie der Ruf eines Propheten waren, der den Erdball erſchüttern wollte, dieſe Stimmen kamen aus dem Munde dieſer Frau. Sie ſelbſt war im Augenblick ein ganz andres Weſen. Etwas Strahlendes, Bezwingendes ging von ihr aus und hielt die Zuhörer faſt willenlos in ihrem Bann. Der Fürſt vergaß, wer die Vortragende war, der Dichter ſprach zu ſeiner Seele und erſchütterte und bezwang ſie. Er empfand wieder die gleiche Steigerung des Lebens in ſich, die ihm köſtliche Augenblicke ſchenkte, wie damals, als er Kira tanzen ſah und von der Schönheit und dem Rhythmus ihrer Glieder gepackt wurde. Wie aus einer andern Welt kommend, zuckte er beim lauten Applaus zuſammen. Nicht alle hatten die Tiefe und Echtheit der vorgeleſenen Szenen gleich ſtark empfunden, vielleicht wenige nur waren wirklich erſchüttert, aber über alle waren ſchließlich die Worte des Dichters wie ein mächtiger Flügelſchlag dahingerauſcht. Selbſt Kutinow liefen die Tränen über die feiſten Wangen. Lena hatte ihn mit ihrer ausdrucksvollen Stimme, ihrem feurigen Pathos gerührt. Er war Stimmungsmenſch. Wenige Minuten nachher hatte er die ganze Sache wieder vergeſſen.

„Wer hat das geſchrieben," fragte Potjagin mit lauter Stimme. „Sie leſen aus dem Manuſkript, alſo iſt es ein neues, ungedrucktes Werk. Es iſt wunderbar. Das iſt der Schrei unſrer Zeit, der Schrei der geknech-

teten Seelen, der Gebundenen und Schmachtenden. Dieſer Mann iſt von Gott inſpiriert, die Not ſeines Vaterlandes zu ſchildern, das Leid der Beſten und Edelſten ſeines Volkes —“

„Halt ein, um Gottes willen —“ flüſterte Liſa neben ihm.

Da kam er zu ſich. Er trat auf die Vorleſerin zu und fragte mit ruhiger Stimme noch einmal, wer der Dichter ſei.

„Ja, wir wollen ihn kennen lernen,“ rief Kutinow, „ich depeſchiere ſofort nach ihm, bitte die Adreſſe, die Adreſſe —“

„Wer iſt der Dichter?“ fragten jetzt alle.

„Ein armer, junger Student. Mehr darf ich wohl kaum verraten,“ ſagte die Schauſpielerin.

Da drängte ſich Jakumow zu ihr hin: „Ach, was tut's. Hier ſind keine Poliziſten. Kolja Nikitin, ein guter Bekannter von mir, hat dieſes Drama geſchrieben. Es iſt ſein Erſtlingswerk. Ich verſtehe nur nicht, wie er ſein Manuſkript aus der Hand gegeben hat?“

„So will ich Ihnen alles erklären, meine Herrſchaften, da der Name nun doch genannt worden iſt. Nikitin iſt Sonnabend verhaftet worden. Ich war gerade vor dem Hauſe, als zwei Poliziſten ihn wegführten. Er ließ blitzſchnell im Vorübergehen einen Zettel in meine Hand gleiten. Ich nickte ihm zu und eilte auf ſein Zimmer, deſſen Tür weit offen ſtand. Die Wirtin rannte händeringend durch den Korridor und heulte laut.

Ich las den Zettel. Da ſtand folgendes: ‚Die Tapete hinter dem Kopfende meines Bettes löſen. Dort Drama. Sehr gut verſtecken, bis ich wiederkomme.‘“

„Und wo iſt der Arme geblieben? Haben Sie ſchon von ihm gehört?“ rief Kira, und die Tränen des Mitleids liefen ihr über die Wangen.

„Nichts, gar nichts,“ ſagte die Schauſpielerin. „Sein Werk habe ich Ihnen vorgeleſen, damit mir irgend jemand raten kann, wo ich's verſtecken ſoll. Es muß erhalten bleiben, denn es iſt zu ſchön geſchrieben. Ich habe über Koljas Schickſal etwas zu erfahren geſucht, aber niemand konnte mir was ſagen.“

„Und was iſt wohl ſeine Schuld?“ fragte Xenia.

„‚Politiſch ſtark verdächtig‘, raunte mir ein Spitzel zu, dem ich zwei Rubel gab.“

„Aber, wie können Sie nun das Werk dieſes Menſchen leſen?“ ſagte in ſehr wichtigem Ton der Landrichter. „Die Ideen dieſes Verbrechers gehören doch nicht in unſre Kreiſe. Hier ſind keine Anarchiſten anweſend.“

„Hoffentlich auch keine Spione. Aber Sie irren ſich, heute ſprach kein Verbrecher zu uns, ſondern ein großer Dichter, einer, auf den unſer heiliges Rußland ſtolz ſein ſollte.“

„Aber ich bitte Sie, wenn nun Ihnen etwas Unangenehmes paſſierte, weil Sie dieſes Werk vorleſen. Was dann?“ fragte der Landrichter, und in ſeinen Augen blitzte es auf.

„Mir? Na, ich glaubte hier in dieſer Geſellſchaft ſicher zu ſein. Oder wollen Sie mich vielleicht in Ketten legen laſſen? Übrigens, glaube ich Ihnen ſchon mal begegnet zu ſein.“

Sie fixierte ihn ſcharf durch ihre Lorgnette.

Da wurde dem Mann, der ſo manche heimliche Schuld auf dem Kerbholz hatte, unheimlich zumute.

Er lachte nervös und ſagte in ſüßlichem Ton: „Ich werde mich hüten, eine ſchöne Frau einſperren zu laſſen. Aber ich fürchte nur, das Werk könnte konfiſziert werden.“

„Es iſt unzerſtörbar. Selbſt wenn ſich ein Verräter finden ſollte, der mich bei der ſchwarzen Kammer verklagt. Seit es in meine Hand kam, habe ich dafür geſorgt, daß es in vielen Exemplaren beſteht. Außerdem hoffe ich, daß es heute noch in vielen Herzen fortleben wird, ja, daß es eine Flammenſchrift wurde, die nie erliſcht.“

Nach dieſen Worten klatſchte man ihr wild Beifall, ſie verließ aber mit kurzem Kopfnicken den Saal. Dem Landrichter traute ſie nicht. Der ſchien ihr zu allem fähig. Sie beſchloß, noch in der Nacht abzureiſen. Niemand, außer drei, vier Perſonen kannte ſie hier. Dieſe würden aus Rückſicht zur Hausfrau ſchweigen, ſo hoffte ſie. Da lief jemand ſchnellen Schrittes hinter ihr her. Sie blieb ſtehen. Potjagin ſagte ſchnell: „Ich muß Sie allein ſprechen. Kommen Sie in mein Zimmer. Es liegt hier auf dem Wege.“

„Kommen Sie zu mir, da iſt ſchon meine Stube,“ ſagte die Fremde.

Sie traten ein. Lena machte kein Licht an. Nur die rote Lampe vor dem Muttergottesbilde brannte.

„Wer ſind Sie? Niemand kennt Sie. Die Frau des Hauſes ſieht Sie zum erſtenmal. Wie ein Rätſel ſind Sie —“

Die Schauſpielerin lachte: „Das Sie nun löſen wollen. Alſo: ich bin Lena Kontkowsky, wenn Ihnen was am Namen liegt, der doch nichts ſagt. Sie denken vielleicht auch, ich ſei Anarchiſtin — des Stückes wegen.

Nein, das bin ich nicht. Ich gehe nur mit offenen Augen durchs Leben. Ich kämpfe auf meine Art. Mehr von mir will ich Ihnen nicht ſagen. Sie gefallen mir, ſo ſollen Sie noch manches erfahren. Dieſes Werk will ich nicht verloren gehen laſſen. Selbſt, wenn der Autor demnächſt gehängt werden ſollte. Ich habe es mit der Maſchine vielfach abſchreiben laſſen. Bei verſchloſſenen Türen in meiner Wohnung. Die Abſchriften werde ich Nikitins befreundeten Studenten ſchenken. Das Werk ſoll recht bekannt werden. Dann habe ich die Abſicht, in den nächſten Tagen eine Reiſe anzutreten. Ich will das Drama ins Deutſche, Franzöſiſche und Engliſche überſetzen laſſen und es dann dem Druck übergeben."

„Das wird viel Geld koſten —"

„Mag es, das Werk iſt es wert —"

„Sie ſind eine große Seele —"

Er küßte ihr die Hand.

„Und nun noch eine Bitte. Wenn Sie reiſen, dann ſenden Sie bitte ein Manuſkript in die Schweiz, dort iſt es ſicher. Hier iſt die Adreſſe."

Sie ſah ihn einen Augenblick erſtaunt an. Dann ſagte ſie: „Jetzt weiß ich, weshalb Sie dieſes Werk intereſſiert. Aber Sie können mir vertrauen, ich werde Ihren Wunſch erfüllen."

Potjagin hatte ihr aber die Adreſſe eines Paſtors aufgeſchrieben, der zufällig nichts von ſeinen Beſtrebungen wußte. Er war ſehr mißtrauiſch geworden.

Da wurde plötzlich die Tür aufgeriſſen: „Aber wo ſteckſt du denn, Lena?" rief Kutinow mit ſeiner dröhnenden Stimme.

Lena ſtürzte auf den Korridor hinaus und zog den

Gutsbeſitzer mit ſich fort. Die Tür hatte ſie hinter ſich zugeſchmettert. Wehe, wenn Kutinow den fremden Mann in ihrem Zimmer entdeckt hätte. Alle ihre Pläne wären mit einem Schlage zerſtört geweſen. Ihre ſchöne Reiſe ins Waſſer gefallen, und Nikitins Werk hätte ſie nicht verbreiten können. Ein Zittern fuhr über ſie hin, während ſie mit dem Gutsbeſitzer ſcherzte und ihn um ein Glas Champagner erſuchte. Der Hals ſei ihr ganz trocken beim Leſen geworden.

In dieſen Augenblicken wurde Potjagin alles klar. Kutinow hatte für ſich eine Reiſegeſellſchaft beſorgt und dieſe unter irgendeinem Namen hier eingeführt. Aber wer war ſie? Rätſelhaft blieb ſie ihm doch.

Vierzehntes Kapitel

Kira ſaß allein in dem netten Fremdenſtübchen, das man ihr eingerichtet hatte, und weinte. Pjetr war mit der Sportgräfin ausgeritten. Seit Stunden waren ſie ſchon fort. Mit einem kurzen, haſtigen: „Adieu, ich will ein wenig ausreiten," war er davongeſtürmt. Seine Mutter hatte ihr nachher mit ſüßlichem Lächeln und verſteckter Schadenfreude erzählt, wie ungeduldig die Gräfin ſchon geworden ſei, daß der verliebte Pjetr ſo lange von ſeiner Kira Abſchied nahm. Wie Kira die Frau haßte, die alle Tage wie eine Schlange an ihren Verlobten herankam und den leichtſinnigen Jungen immer mehr zu ſich zog, vielleicht ohne daß er es ſelbſt recht merkte. Wo war nun all ihr ſonniges Glück geblieben? Die ſchwärzeſten Gedanken quälten ſie heute. In ihr waren nur Haß und Ekel. Um ſich zu betäuben, hatte ſie geſtern mit Leszinsky geflirtet, aber nachher ſchämte ſie ſich vor ihm und vor ſich ſelbſt. Sie hatte ſich, Kopfweh vorſchützend, früh zurückgezogen. Niemand kümmerte ſich um ſie. Pjetr ſpielte Karten und hatte ihr Fortgehen gar nicht bemerkt. Die halbe Nacht über hatte ſie geweint, und heute noch waren die Augen ganz rot und verſchwollen. Kira konnte keinen klaren Gedanken faſſen, alles war plötzlich ſo dunkel, kein Hoffnungsſtern winkte ihr. Sie glaubte an nichts mehr, und nur der Tod erſchien ihr als einzige Erlöſung.

Mitten in dieſe jammervolle Stimmung hinein kam

Madame Kontkowsky. Sie ſchickte das Stubenmädchen zu Kira und folgte dem Mädchen auf dem Fuß, um nicht abgewieſen zu werden.

„Guten Tag," ſagte ſie laut an der Tür und trat dann ſchnell auf Kira zu, die zuſammengekauert in einer Sofaecke ſaß.

„Ich ſehe, Sie wollen am liebſten allein ſein, Madame, aber ich reiſe abends ab und muß Sie noch vorher ſprechen. Ich weiß es, Sie haben mich erkannt. Wir begegneten einander ja oft und wiſſen voneinander. Sie werden mich hier nicht verraten, ſchon dieſer lieben Hausfrau wegen nicht. Leszinsky wird auch den Mund halten. Dann kenne ich noch einen hier. Nun, mit dem guten Jungen hatte ich eben erſt eine Unterredung. Vielleicht ahnen Sie auch, weshalb ich hier bin. Sie ſehen mich ſo entſetzt an, Sie — Sie Heilige vom Varieté, aber ich habe auch meine Pläne. Nicht immer iſt es gemeine Geldgier, die mich treibt. Sie verachten mich wohl? Ihre hochmütige Miene ſagt es mir. Iſt mir auch gleich. Jedenfalls ſoll dieſes dicke Tier, das ich in den ſchönen Süden geleiten werde, diesmal ſein Geld nicht nur auf die Straße werfen. Nikitin hat mir durch ſeine wundervolle Dichtung ein neues Ziel gezeigt. Aber ich will darüber noch ſchweigen. Nur eins bitte ich Sie, laſſen Sie doch nichts unverſucht, um den armen Menſchen zu retten und dieſes Genie dem Vaterland zu erhalten. Ich habe eben mit dem Fürſten geſprochen, er verſprach mir, ſeine hohen Verbindungen nutzbar zu machen. Was nun mich anbetrifft, ſo bleibe ich eine Zeit die Schauſpielerin Lena Kontkowsky. Ich habe geſtern meine Begabung entdeckt, die ſoll nun weiter ausgebildet werden. Ja,

Madame Kira, auch in meiner Bruſt lebt noch etwas, das allen Schlamm und Dreck weit überragt. Der kleine begnadete Dichter hat das heilige Feuer, das unter einem Aſchenhaufen dürftig glimmte, zur Flamme entfacht. Dieſe meine letzte Irrfahrt iſt mir Mittel zu einem großen Ziel. Einmal ſoll das Geld der Säufer und Freſſer gut angewandt werden. Ich brauche Geld, Geld und wieder Geld. Und das werde ich haben. Seit kurzem gibt es etwas andres für mich, als die männliche Herde auszubeuten, zu quälen und zu verachten."

Sie lachte laut und rückte dann nahe an Kira heran. Die hatte ihr ſchweigend, aber mit wachſendem Intereſſe zugehört. Jetzt fühlte ſie, daß ſie etwas ſagen mußte, denn ſie wollte dieſes eigenartige Weſen nicht kränken.

„Ich freue mich, daß Sie ſo viel Verſtändnis für Nikitins Werk haben," begann ſie. „Ihrer Energie wird es gewiß gelingen, alles, was Sie ſich vornehmen, auch durchzuführen."

„Ja, ich hoffe es. Aber nun noch ein Wort zu Ihnen. Nehmen Sie meinen Freimut nicht krumm. Ich rate Ihnen, laſſen Sie von Jakumow, er iſt Ihrer nicht wert. Bei Gott, ich will Sie nicht kränken, aber er iſt ein gar zu leichtſinniger Burſche. Sie werden nie glücklich mit ihm werden. Ich war nicht immer das, was ich jetzt bin. Auch ich habe einmal eine reine, ſchöne Liebe kennen gelernt. Meine Jugend war hell und ſchuldlos. Hören Sie auf mich, Sie gehen einſtmals an ihm zugrunde."

Lena haſchte nach Kiras Hand und ſtreichelte ſie: „Armes Frauenherz," ſagte ſie weich, dann ſtand ſie

auf: „Auf Wiederſehen, Madame. Alles Gute auf Ihren Weg.“

„Leben Sie wohl,“ ſagte Kira ernſt, „und ſchreiben Sie mal, welche Aufnahme Nikitins Werk in der weiten Welt gefunden hat.“

Dann war ſie wieder allein, und ihre Tränen erleichterten ſie. Lena hatte Recht, und doch konnte ſie ſich nicht von ihm befreien, ſie hatte ihn viel zu lieb dazu. Aber wohin führte alles Grübeln? Was nützten alle Tränen? Handeln mußte ſie und vor allem mit Pjetr ſprechen.

Als hätten ihre Gedanken ihn gerufen, ſo ſtand er plötzlich im Zimmer. Friſch und in ſtrahlender Laune begrüßte er ſeine Braut. Als ſie ihm aber ihr blaſſes, verweintes Geſicht zuwandte, da war die gute Stimmung verflogen. Ungeduldig ſagte er: „Was iſt denn wieder los? Weshalb haſt du geweint, Kira? Und wie ſiehſt du denn aus? Eiferſucht, kleinliche Eiferſucht wohl, du törichtes Kind.“

Er machte jetzt lachend einige Schritte auf ſie zu, aber ſie wich vor ihm zurück.

„Das Gefühl der Eiferſucht mußt du ja wohl verſtehen können. Aber bei mir iſt es mehr, eine Angſt iſt es, ein furchtbares Erkennen deiner Natur. Du biſt unbeſtändig, du gibſt dich ſtets dem lockenden Augenblick hin und haſt nur dein eigenes Vergnügen im Auge. An mich denkſt du dabei nicht, du willſt genießen, auch wenn ich Todesqualen leide.“

„Wieviel Pathos, Madame Kira,“ ſagte er mit erzwungenem Lachen. „Aber ich verbitte mir ein für allemal ſolche Predigten. Ich laſſe mir keine Feſſel anlegen, nie und nimmermehr.“

Er begann erregt hin und her zu gehen. Sie ſah ſchweigend zum Fenſter hinaus, dann ſagte ſie mit ganz veränderter Stimme: „Ich fahre heute nach Petersburg zurück. Kommſt du mit?“

„Nein, Ich befehle dir aber auch, hier zu bleiben,“ ſchrie er in großer Heftigkeit.

Kira ſchwieg, jede Brutalität war ihr entſetzlich. Pjetr lief aus dem Zimmer und ſchmetterte die Tür hinter ſich zu. Im Korridor erklang das harte Lachen der Gräfin Lola. Pjetrs Stimme war weich und einſchmeichelnd. Die Schritte entfernten ſich. In Kira erwachte der Stolz. Sie begann ſorgfältig Toilette zu machen. Sie wollte heute ſtrahlend ſchön ſein. Sie entfernte die Tränenſpuren von ihrem Geſicht und verſchmähte heute die kosmetiſchen Mitteln nicht, die ſie ſonſt außer der Bühne nie anwandte. Es läutete ſchon zu Mittag, als ſie fertig war. Stunden hatte ſie heute gebraucht, um ſich zurechtzumachen. Sie war reizend. Der Spiegel ſagte es ihr immer wieder. Erhobenen Hauptes ging ſie in den Eßſaal. Pjetr kam ihr entgegen. Ein Lächeln der Befriedigung umſpielte ſeinen Mund. Aller Augen richteten ſich auf die ſchöne Künſtlerin. Man machte ihr von allen Seiten Komplimente.

Kira ſpielte heute zum erſtenmal außer der Bühne Komödie. Wie ſie das haßte, aber es mußte ſein. Ihr Nachbar Maximow machte ihr den Hof. Sie merkte aber ſehr bald, daß er auch Komödie mit wundem Herzen ſpielte. Seine blitzenden Augen wanderten immer zu Liſa und Potjagin hin.

Schließlich mußte er ſich ſeiner ſchönen Nachbarin gegenüber Luft machen. Er begann über Potjagin zu

ſchimpfen. Einen ſüßlichen, ſentimentalen Waſchlappen nannte er ihn, der allen Frauen die Köpfe verdrehen wollte, und in dieſem Ton ging es weiter. Unter Lachen und Scherzen, Flirten und Knabbern von Süßigkeiten, Mokkaſchlürfen und Likörnippen verging der Nachmittag.

Abends fuhren der Hausherr und ein Teil der Gäſte zur Bahn.

Kira hatte jetzt, durch die Verhältniſſe gezwungen, ihren Plan abzureiſen, ausführen müſſen. Sie erhielt eine Depeſche, die ihr Warwaras heftige Erkrankung meldete. Überall ſuchte ſie ihren Verlobten, aber er war nach dem Mittag verſchwunden. Selbſt die Gräfin wußte nicht, wohin er gegangen war. Seine Mutter ſuchte ihn händeringend im ganzen Hauſe, ſie lamentierte und jammerte zu jedermann. Aber Pjetr blieb fort. Nur einer wußte, wo der Student ſich aufhielt, das war der Stallknecht Foma. Er hatte ihn mit der bildhübſchen Akulina durchs Hoftor gehen ſehen, aber ein gutes Trinkgeld verſtopfte ihm den Mund. Kira packte und fuhr allein zur Bahn. Es regnete heftig, und die Wege waren ſchlecht. Sie fuhr mit Maximows zuſammen, und die alte Dame kreiſchte den ganzen Weg über, denn der Wagen ſchwankte hin und her. Als ſie durchs Dorf fuhren, da glaubte Kira ihren Verlobten zu erkennen. Er ſprach mit einem Mädchen, das vor einer Hütte ſtand und ſich in ein großes Tuch gehüllt hatte, ſo daß man faſt nichts von ihrem Geſicht erkennen konnte. Pjetr trug einen weiten Mantel mit Kapuze, der ihm nicht gehörte. Nur einen Augenblick ſtreifte der Schein der Laterne ſeine Geſtalt, dann ratterte der Wagen weiter durch die ſchwarze Nacht.

Kira zitterte an allen Gliedern, ſie mußte an Lenas Worte denken. Wenn ſie jetzt nur allein ſein dürfte, aber Frau Maximow ſprach faſt ohne Aufhören. Sie rettete ſich von dieſer redſeligen Geſellſchaft nur dadurch, daß ſie ſich ein Schlafcoupé bis Petersburg beſorgte.

Fünfzehntes Kapitel

Fürſt Leszinsky ſaß in ſeiner Loge und ſtarrte wie hypnotiſiert auf die Bühne. Ihm ſchien, als hätte er ſo viel Schönheit noch nie geſchaut. Irgend jemand ſagte neben ihm: „Heute hat ſie ſich ſelbſt übertroffen.“

„Es iſt alles überirdiſch, wie ein Traum,“ ſprach darauf eine andre Stimme. „Sie entwickelt ihre Kunſt zur höchſten Höhe.“

Seine Seele träumte. Süß und einſchmeichelnd tönte die Muſik, und weiche Melodieen entführten ihn der Wirklichkeit. Er war allein, und die holde Menſchenblume dort blühte für ihn allein. Nur er verſtand ſie, er wußte jede Bewegung ihres ſchönen Körpers zu deuten. In einem Roſengarten ſchlief die Elfe. Plötzlich erwachte ſie, denn vor ihr ſtand der Königsſohn, der ſie lieb hatte. Und jetzt kam der wundervolle Solotanz der Elfe, in dem ſich ihr ganzes Sein offenbarte. Der Fürſt ſah ſie wie die verkörperte Poeſie, als leſe er in einem tiefſinnigem Gedicht, das menſchliches Fühlen, ſein Lieben und Hoffen wiederſpiegelte und von Seligkeiten und Schmerzen ſprach. Immer rauſchender und leidenſchaftlicher wurde die Muſik. Da fielen ihm die Worte ein, die Kiras Verlobter einſt geſprochen hatte: Eva und Maria. Sünde und Heil. Und das zarte, überirdiſche Weſen dort vor ihm, das wurde ihm zur Maria, der Geſegneten, die alles Glück und alle Schmerzen durchkoſtet hatte. Wie die Offenbarung ihres Weibtums erſchien ihm Kira jetzt in ihrem

Tanz. Er meinte ſie zu erleben in all ihren Phaſen, die ſie in ihrer Liebe durchgemacht. Ihm war, als ſei ſie eben mitten drin in den großen Schmerzen, die ihre Seele weinen machten. Er ſah das Leid in ihren traurigen Augen, auf ihren durchgeiſtigten Zügen, in allen Bewegungen ihrer Glieder ſchien ihr Leiden zum Ausdruck zu kommen. Da ergriff ihn eine maßloſe Traurigkeit, er fühlte, daß ihm die Augen feucht wurden.

Dann kam die letzte Poſe, effektvoll in Beleuchtung und Szenerie. Mitten unter den durch den Zauberſtab der Fee zum Leben erwachten Roſen thronte Kira auf goldener Muſchel, die kleine Götterknaben hielten. Ihre Hände ſtreuten Blumen und hoben ſich wie ſegnend empor. Das war Maria, die Erlöſende — du wunderbare Frau — du Genebedeite unter den Weibern. Der Fürſt flüſterte die Worte vor ſich hin, dann verließ er die Loge, denn der Beifall tat ihm nach dieſer Andacht ſeiner Seele ſtets weh. Er ging bis vor die Tür zu Kiras Garderobe und erwartete ſie dort. Als ſie ihn begrüßte, da küßte er ihr wortlos und bewegt die Hand. Sie kannte das ſchon bei ihm. In letzter Zeit tat er das oft, und ſeine zarte Huldigung erfreute ſie. Heute ganz beſonders. Sie hatte mit Pjetr eine unangenehme Szene gehabt, und alles zitterte noch in ihr nach.

„Bitte, treten Sie heute auf einen Augenblick bei mir ein," bat ſie. Sie mochte nicht allein bleiben. Er ſetzte ſich neben ſie.

„Heute ſind Sie traurig, Kira Oſſippowna?"

„Ja, es muß ja auch trübe Tage geben. Immer nur Sonnenſchein hält der Menſch nicht aus."

Sie verſuchte zu lächeln, aber die Tränen kamen

ihr. Er faßte nach ihrer Hand: „Ich kenne einen, der wollte Sie mit Roſen überſchütten und die Hände unter Ihre kleinen Füße breiten. Aber dieſer Menſch hat wie ein Unſinniger ſeine Kräfte vergeudet und nie recht gewußt, daß er ein Herz hatte. Es iſt ein Märchen von einem ſchlimmen Prinzen, der eines Tages ein andrer Menſch werden wollte, aber es war wohl viel zu ſpät für ihn.“

Leszinsky ſchwieg. Er ſtarrte vor ſich hin und ſein Geſicht verzog ſich ſchmerzlich. Dann lachte er höhniſch: „Ach, was iſt denn dabei. Der ſchlimme Prinz war und iſt und bleibt ein armer Narr. Er dachte ſich immer eine Tollheit aus, um ſich nicht zu langweilen. Wie ich höre, ſo will er jetzt nach Amerika reiſen.“

„Ich höre Sie heute ſo gern ſprechen, Fürſt. Ich bin ſo feige, allein zu bleiben.“

Kira ſah ihn lächelnd an: „Erzählen Sie noch etwas vom ſchlimmen Prinzen, der doch ein ſo gutes Herz hat. Neulich hat er entdeckt, daß eine große Güte in ihm ſteckt.“

„Bitte nichts mehr von mir. Wo iſt Ihr Verlobter?“

„Ich weiß nicht, ob er im Varieté war.“

„Aber heute, wo Sie dem Publikum ſo viel Schönes boten.“

„Ach, es iſt meine Schuld, daß er verſtimmt iſt. Er iſt jung und liebt den Frohſinn, will lachen und ſich unterhalten. Ich bin aber ſeit Warwaras Tod oft ſo melancholiſch. Dann muß ich viel weinen. Das iſt ihm zuwider. Mich kränkt ſein Nichtverſtehen. Weshalb kann er mich nur lieb haben, wenn ich luſtig bin? Vor meiner trüben Stimmung läuft er aber davon. In meinen Schmerzen bin ich immer allein; muß ſehen,

wie ich mit mir fertig werden kann. Sagen Sie mir doch, ſeid ihr Männer alle ſo? Nur Kameraden, wenn wir euch frohe Stunden ſchenken?"

„Wir ſind wohl meiſt Egoiſten."

„Das tut aber ſo ſehr weh. Wenn wir lieben, dann wollen wir auch, daß unſer Ideal zur Wirklichkeit werde. Mit allem, was unſre Seele bewegt, wollen wir zu dem Geliebten kommen."

„Vielleicht ſchafft ihr Frauen euch ſelbſt in eurer Phantaſie die Seele des Mannes, wie ihr ſie haben wollt. Aber dieſe Seele iſt eine ganz andre, und das iſt dann eure große Enttäuſchung."

„Wie Sie das alles ſo gut verſtehen," ſagte Kira überraſcht. „Eigentlich ſucht man das nicht bei Ihnen."

„Sie tragen die Schuld, daß ich zu philoſophieren angefangen habe. Früher mochte ich kaum denken, ſo faul war ich. Sie haben ſo allerhand ſchlafende Geiſter bei mir erweckt. Manchmal fürchte ich mich faſt vor dieſen Geiſterchen, die mich allzu oft beſuchen."

Er ſtand auf und reichte ihr lächelnd die Hand.

„Aber leider muß ich Sie jetzt verlaſſen. Ein geiſtloſer Kartenabend erwartet mich bei Leuten, die ſo reich ſind, daß ſie Geiſt nicht nötig haben. Es ſind glückliche Menſchen, denn ſie leben ohne den Ballaſt der Reflexion."

Kaum war der Fürſt gegangen, ſo trat Jakumow bei Kira ein.

„Noch immer nicht umgekleidet?" ſagte er ungeduldig. „Mach ſchnell, wir wollen ſoupieren. Einige luſtige Damen und Herren wollen ſich uns anſchließen. Wenn du aber wieder eine Tränenweide ſein willſt, dann fahre lieber nach Hauſe."

Sein Ton kränkte ſie. Am liebſten hätte ſie geſagt: „Gut, fahre allein,“ aber ſie wollte ihn nicht reizen. Zu oft ſchon hatte es Mißverſtändniſſe zwiſchen ihnen gegeben. Die führten aber zu einer Kluft, deren Vorhandenſein ſie ſchon ſpürte. So bezwang ſie ſich und ſagte freundlich: „Du ſollſt mit mir zufrieden ſein, Pjetr. Ich werde jetzt ſchnell Toilette machen.“

„Alſo, wir ſind vernünftig,“ lachte er. „Ich will dich mit den andern Herrſchaften im Foyer erwarten.“

Kira kleidete ſich mit bebenden Händen an. Sie war ſehr erregt. Sie konnte das peinigende Empfinden nicht los werden, daß ſie ſich zu viel gefallen ließ. Sie opferte ganz ihre Eigenart dem Mann, der ſie mehr und mehr zu ſeiner Sklavin herabwürdigte. Ihr Künſtlerſtolz erwachte. Sie dachte an die Huldigungen, die ihr alle Abend zuteil wurden, und an ſein Verhalten zu ihr. Eine große Mattigkeit kam über ſie. Wie gern wäre ſie jetzt nach Hauſe gefahren. Seit ihrer Verlobung kam ſie aber ſelten nach der Vorſtellung zur Ruhe. Jakumow liebte es, abends mit ihr im Reſtaurant zu ſitzen. Er verkehrte in letzter Zeit viel mit der Petersburger Geldariſtokratie. Kira merkte es, wie ihre Einnahmen dahinſchmolzen. Aber ſie mochte ihm gegenüber auch nicht kleinlich erſcheinen und ſparte an ihrer Garderobe und ſonſt, wo ſie nur konnte. Pjetr überredete ſie, eine elegantere Wohnung zu beziehen. Er ſchämte ſich ihres armſeligen Logis. Sie weigerte ſich aber ganz energiſch, die alte Petrowa zu verlaſſen.

„Ich will keinen Luxus treiben, wo ſo viel Elend in der Welt iſt,“ ſagte ſie immer wieder, wenn Pjetr in ſie drang.

Er nannte ſie dann ſtets eine unverbeſſerliche

Phantaſtin und ſagte: „Na, in ſolch ein elendes Loch ziehe ich nicht mit dir. Unſre Wohnung ſoll ein kleines Wunder an Geſchmack und Behaglichkeit ſein. Wir wollen bald heiraten, damit ich dir alle Marotten austreiben kann. Zuerſt kommen wir, und dann wieder nur wir. Merke dir das. Wenn etwas übrig bleibt, dann kann man andern aushelfen.“

Warum ſie nun heute an all das wieder denken mußte? Sie ſollte doch luſtig ſein und lachen, lachen. Und ſie lachte jetzt ſchon zur Probe, um ihrem Geſicht einen lachenden Ausdruck zu geben. Lachte — bis ſie aufſchluchzte. Dann ermannte ſie ſich wieder mit aller Energie und trat doch wieder lächelnd auf ihren Verlobten zu, der ſie prüfend anſchaute. Dann fuhren ſie beide allein im Auto ins Reſtaurant. Er war ſchlechter Laune. Er hatte vormittags eine Szene mit ſeiner Mutter gehabt. Dieſe malte ihm ſeine einſtige Ehe mit der Tänzerin in den ſchwärzeſten Farben. Ob er wollte oder nicht, in vielen Dingen mußte ſein Verſtand ihr doch Recht geben. Kira war nur ein Goldfiſch, ſolange ſie im Engagement ſein konnte. Setzte ſie mal eine Zeitlang aus, ſo lagen alle Exiſtenzſorgen auf ſeinen Schultern. Gelang es ihm nicht, in abſehbarer Zeit eine gute Poſition zu finden, dann war Schmalhans Küchenmeiſter. Zwar konnte er nach beendigtem Studium auf Protektion rechnen, aber das war immerhin noch kein raſcher Aufſtieg zur Höhe. Obgleich er ſeiner Mutter ziemlich ſchroff entgegengetreten war, ſo ließen ihm ihre Vorwürfe doch keine Ruhe. Er begann ſein Verhältnis zu Kira mit ganz neuen Augen anzuſehen. Er grollte ihr im Herzen, daß ſie nicht mehr Erſparniſſe gemacht hatte, und mit ihrem Gelde ſtets

ſo freigebig geweſen war. Es war ein Kampf in ihm. Ihre Gegenwart feſſelte ihn immer wieder an ſie, er unterlag ihrem Zauber. Sie war liebreizend, gütig, unverdorben und ohne Falſch. Er drückte leicht ihren Arm, als ſie ins elegante Reſtaurant eintraten. Jetzt war er wieder ſtolz auf ſie und froh ihres Beſitzes. In einer von hohen Palmen gebildeten Niſche war die Abendtafel ſchön gedeckt. Seine Bekannten, die Kira noch fremd waren, erwarteten ihn ſchon. Es waren zwei junge Lebemänner mit ihren Damen, die unter feiner, äußerer Eleganz ihren wahren Charakter zu verbergen ſuchten, weil ihnen ſonſt dieſes Lokal verſchloſſen geblieben wäre. Es wurde viel Sekt getrunken, reichlich gegeſſen, geſcherzt und gelacht. Kira gab ſich alle Mühe, keine Spielverderberin zu ſein. Aber ſie fühlte ſich recht unnütz in dieſer lauten Fröhlichkeit.

In der Nähe dieſer ziemlich geräuſchvollen Luſtigkeit ſaßen drei Perſonen, die hin und wieder dieſe Gruppe beobachteten.

„Vraiment, ich irre mich nicht, das iſt ja der Neffe von Kutinow und ſeine Braut, die Tänzerin Kira Torkaſſowa," ſagte die Fürſtin Wertſchinsky zu ihrer Tochter. Der Herr neben ihr war Potjagin. Er ſaß hier und trank Sekt. Er mußte über ſich ſelbſt lächeln. Welche Rollen hatte das Schickſal noch für ihn zukünftig in Bereitſchaft?

Die Fürſtin hatte ſich in den Kopf geſetzt, ihre Xenia recht bald zu verheiraten. Die ſtark emanzipierten Ideen des jungen Mädchens beunruhigten ſie immer mehr. Schließlich würden die ſie zu einer Ehe untauglich machen. Sie beſchloß in ein Bad zu reiſen und wählte Majorenhof am Rigaſchen Strande. Dort hoffte ſie

viel Bekannte aus ihren Kreiſen anzutreffen, und vielleicht fand ſich der erſehnte Schwiegerſohn. Sie hoffte ſtark auf Leszinsky und hatte in Erfahrung gebracht, daß der Fürſt ſich ebenfalls dort einige Wochen erholen wolle. Eines Tages entdeckte ſie, daß Xenia eine heimliche Korreſpondenz hatte. Sie ließ die Tochter von einem ihr ſehr ergebenen Diener beobachten und erfuhr, daß ſie ſich eines Abends mit Potjagin getroffen hatte. Auch dieſer Mann war ihr recht, ihre Tochter ſollte frei wählen dürfen. Ohne ein Wort über ihre Entdeckung zu verlieren, ſchob ſie ihre Reiſe um ein paar Tage auf und lud Potjagin zu einem Abſchiedseſſen bei Erneſt ein. In ihrer Wohnung war ſchon alles gepackt und eingemottet. Xenia war ſehr erſtaunt, als die Mutter ihr mitteilte, daß ſie abends im Reſtaurant ſpeiſen wollte und auf einer eleganten Toilette beſtand. Noch erſtaunter war Potjagin, aber er ſagte freudig zu, weil er etwas Wichtiges mit Xenia zu beſprechen hatte. Das junge Mädchen hätte faſt einen Schrei ausgeſtoßen, als ſie den geliebten Mann plötzlich vor ſich ſah. Sie glaubte an eine zufällige Begegnung. Die Fürſtin ſtörte wohl durch ihre Gegenwart, aber der Zufall kam ihnen zu Hilfe. Der lange, hagere General Makarow ſchritt langſam und wie ſuchend durchs Lokal. Die Fürſtin winkte ihm lebhaft zu, und mit einem freudigen: „Welche Überraſchung, nein, wie ſagt man, das hätte ich nicht erwartet, ſo liebe Geſellſchaft zu finden," ſetzte er ſich neben die Fürſtin, die ſofort eifrig auf ihn einſprach. Sie beanſpruchte nicht viel Unterhaltung, hatte ſie ſelbſt ein Thema angeſchlagen, ſo war ſie angenehm beſchäftigt, und ihr Nachbar konnte ungeſtört ſeinen Durſt ſtillen. So war

allen Teilen geholfen. Xenia und Potjagin unterhielten ſich faſt flüſternd miteinander. Die Fürſtin konſtatierte das mit großer Befriedigung. Ihre gute Stimmung ſteckte ihren ſchweigſamen Nachbar an. Er begann in ſeiner unbeholfenen Art alte Kriegserlebniſſe zu erzählen. Die Fürſtin ſchaute intereſſiert zum Nebentiſch hin. Kira ſaß mit dem Rücken gegen ſie, ſie hätte ſonſt gewiß hinübergegrüßt. Jakumow ſchien ſie nicht zu erkennen. Sie dachte, die beiden Tiſche müßten zuſammengerückt werden, dann hätte ſie auch teil an der Luſtigkeit dieſer Geſellſchaft. Der alte General, deſſen rote Naſe ſie heute nervös machte, begann ſie zu langweilen. Sie liebte hübſche Menſchen, alles Häßliche fiel ihr auf die Nerven. Jakumow war doch ein Prachtkerl, wie ein Bild anzuſchauen. Sie hielt die Lorgnette vor die Augen und begann ihn zu fixieren. Da ſchwieg plötzlich die Muſik. Ein halbwüchſiger Burſche lief durch den Saal und verteilte Extrablätter. Irgend jemand erhob ſich von ſeinem Sitz und las laut den Inhalt vor. Stimmengewirr, Stühlerücken, jeder ſuchte ſo ſchnell wie möglich ein Blatt zu erhaſchen. Potjagin las: „‚Der öſterreichiſch-ungariſche Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und ſeine Gemahlin ſind in Sarajewo ermordet worden ...‘ Eine verruchte Tat. Meiner Meinung nach kann ſie den Auftakt zu großen Ereigniſſen bilden.“

Er ſah Xenia bedeutungsvoll an und ſagte leiſe zu ihr: „Unſer armes Vaterland braucht jetzt große Ereigniſſe. Vielleicht wird dieſer Krieg Rußlands geknechtetes Volk befreien. Wir werden ein Stück Weltgeſchichte erleben.“

„Und Sie, würden Sie als Offizier mitkämpfen?“

„Ja, wenn das Vaterland ruft. Aber ſtets getreu meiner Überzeugung. Die Gelegenheit zu wirken, würde ſich auch im Kriege finden.“

„Schrecklich, entſetzlich,“ jammerte die Fürſtin laut.

Jetzt hielt ſie den Augenblick für gekommen, ſich Kira zu nähern. Allgemeine Begrüßung, und bald ſaß die ganze Geſellſchaft zuſammen.

Die Extrablätter lagen zerknüllt umher, man ging bald zur Tagesordnung über. Noch ahnte kaum jemand, an welcher Schickſalswende das heilige Rußland ſtand...

Als die Fürſtin mit ihrer Geſellſchaft aufbrach, ging Kira ebenfalls aus dem Saal. Ihre Nerven drohten zu zerreißen, ſie hielt all das inhaltsloſe Geplapper nicht mehr aus. Beſonders nicht, nachdem ſich die Schreckensnachricht über die beiden unſchuldigen Opfer verbreitet hatte. Sie verlangte nach Ruhe. Abſchied mochte ſie nicht nehmen, um Pjetr nicht zu ärgern. Er unterhielt ſich zu gut. Sie beauftragte einen Kellner, den Herrſchaften mitzuteilen, daß ſie mit der Fürſtin nach Hauſe gefahren ſei, weil ſie ſich zu müde gefühlt hätte. Im Augenblick war es ihr gleichgültig, wie ihr Verlobter ihr Fortgehen aufnehmen würde.

⊕ ⊕ ⊕

In den folgenden Tagen wartete Kira vergebens auf Pjetr. Sie nahm an, daß er ſich über ihr plötzliches Fortgehen geärgert hatte. Auch auf alle ihre Briefe kam keine Antwort. Kira mochte nicht in ſeine Wohnung gehen. Ihr Stolz ließ es nicht zu, ſie hoffte immer noch, er würde ſich von ſelbſt wieder ſehen laſſen. Wäre Kolja Nikitin noch im Hauſe geweſen, dann hätte ſie dieſen bitten können, nach Pjetr zu forſchen. Aber der

kleine Student ſchmachtete wohl irgendwo im Gefängnis und konnte jetzt ſeine Gedichte an die kahle Kerkerwand ſchreiben. Den beiden Studentinnen, die bei der Petrowa lebten, wollte ſie ſich nicht anvertrauen. Sie ſchämte ſich, über ihren Kummer zu ſprechen. Wie vermißte ſie in dieſen Tagen des vergeblichen Hoffens und Wartens, die an ihren Nerven riſſen, die gute, treue Warwara. Als ſie damals auf die Depeſche hin Kutinowo verlaſſen hatte, fand ſie die Alte ſchon ſehr ſchwach vor. Eine ſchwere Lungenentzündung hatte ſie aufs Krankenlager geworfen. Trotz der aufopfernden Pflege ſtarb ſie drei Tage nach Kiras Ankunft. Seitdem kam ſich die Tänzerin ganz verlaſſen vor. Beſonders in der letzten Zeit, wo Pjetr ſie mit ſeinen Launen ſo oft geplagt hatte.

Eines Abends wurde Kira auf der Bühne ohnmächtig. Sie erwachte in ihrer Garderobe, umgeben von den herbeigeeilten Ärzten und dem ganzen Bühnenperſonal. Da öffnete ſich die Tür, und der Fürſt trat ein. Er erſuchte ſofort ſehr energiſch die Artiſten, die Kranke allein zu laſſen. Er kniete vor Kira nieder und ſtreichelte ihr die Hände.

„Es geht vorüber," ſagte ein älterer Arzt, „ich werde mich jetzt zurückziehen. Mein Kollege wird noch das Nötige veranlaſſen."

„Es war die große Hitze im Saal," ſagte der junge Doktor, der im Varieté geweſen war. Er eilte ſofort auf die Bühne, als die Tänzerin umfiel. „Ruhe, das iſt die Hauptſache, und dann ein wenig liebevolle Pflege."

„Ich werde ſelbſt Madame nach Hauſe bringen," ſagte der Fürſt, „und für alles Sorge tragen."

Der zweite Arzt entfernte ſich, und Leszinsky blieb allein bei Kira. Sie war ſehr matt. Der Fürſt hielt ein Glas Sekt an ihre Lippen, das ſie durſtig leerte. Dann ſagte ſie: „Ich will mich jetzt ankleiden, bitte, klingeln Sie nach der Garderobefrau, ſie muß mir ein wenig helfen. Und Ihnen noch herzlichen Dank.“

„Ich erwarte Sie im Foyer,“ ſagte der Fürſt. „Heute müſſen Sie mir ſchon geſtatten, Sie in meinem Auto nach Hauſe zu bringen.“

Er küßte Kira die Hand und ging.

Als ſie beide im Auto ſaßen und durch den ſchwülen Sommerabend fuhren, da ſagte der Fürſt: „Sie haben Kummer, Kira Oſſippowna, ich bin Ihr Freund. Wollen Sie ſich nicht mir anvertrauen?“

Da brach ſie in Tränen aus. Alle Selbſtbeherrſchung hatte ſie verlaſſen. In ſtammelnden Worten erzählte ſie ihm alles. In ihm kochte es. Dieſer Eſel, dieſer dumme Junge. Wenn er ihm unter vier Augen entgegentreten könnte und ihm die Wahrheit ins freche, leichtſinnige Geſicht ſchleudern. Nicht wert war er, dieſem jungen, hübſchen Menſchenkind die Füße zu küſſen. Er hielt Kiras kleine Hand in ſeiner Rechten. Kein Wort kam über ſeine Lippen, während es in ſeinem Innern ſtürmte. Welch andres, welch glückliches Los hätte er dieſer Frau bereitet! Und während ſie mit tränenerſtickter Stimme ihm ihren Kummer offenbarte, mußte er immer wieder daran denken, wie die Liebe zu Kira ſein ganzes Sein gewandelt hatte. Wie gleichgültig, ja faſt ekelhaft ihm alle Vergnügen der Großſtadt, jeder Verkehr mit ſeinen Freunden geworden war. Sein Feſt damals war wie der Schlußeffekt ſeines ganzen bisherigen Daſeins geworden. Seitdem lebte

er ſtill und zurückgezogen in ſeinem Palais, lag ſtundenlang rauchend und träumend auf der Ottomane in ſeinem Kabinett, und erſt abends, wenn er ins Varieté fuhr, was er nie verſäumte, da belebten ſich ſeine Nerven wieder, und er ſchwelgte eine kurze Zeit in der Vorfreude des kommenden Genuſſes. Seine heiße Leidenſchaft, die ihn wie ein Orkan geſchüttelt hatte, war geſtorben. Eine gewiſſe Lethargie war zurückgeblieben und nur ein zärtliches Empfinden, und der Wunſch zu beglücken und zu ſchützen, wenn er in Kiras Nähe war. Manchmal ſagte er ironiſch zu irgend einem alten Bekannten, der ihn an frühere, tolle Zeiten erinnerte: „Ja, ja, der wilde Leszinsky iſt tot. Ich gehe manchmal noch zu ſeiner Leiche, um ſie mir anzuſehen.“ Wie ein Toter kam er ſich vor. War er ſchon früher blaſiert geweſen, und gab es nur wenige raffinierte Amüſements, die ſeine erſchlafften und überſättigten Nerven erregen konnten, ſo war er doch ſeit ſeiner Neigung zu Kira vollkommen lebensüberdrüſſig und intereſſelos. Er war ſich ſelbſt oft ein Rätſel, daß ihn ein Weib noch derart hatte feſſeln können, daß ſein Herz noch einer heißen Liebe fähig war. Oft ſagte er ſich: es iſt alles ein Traum, Einbildung der eigenen Phantaſie, aber dann fühlte er plötzlich einen Schmerz, ein Weh, das ihm die Tränen aus den Augen preßte. Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr, er war ſich ein Fremder geworden. Heute glaubte er faſt alles überwunden zu haben. Er ſaß ruhig und wunſchlos neben der weinenden Frau, die ſich ihr trübes Los ſelbſt erwählt hatte. In ihm war nur Mitleid, kein Gefühl des Triumphes, keine Hoffnung, ſie doch noch zu gewinnen. Er war zu allem zu müde, zu gleichgültig. Es war, als ſei dieſer mitgenommene

Körper noch ein letztes Mal aufgepeitſcht worden, als wären es auch die letzten Zuckungen einer Seele geweſen, die ſchlafend in dieſem Leib ruhte, und durch allerhand ſcharfe Narkotika in einem beſtändigen Rauſchzuſtand erhalten worden war, um ſchließlich wieder einzudämmern.

Kira hatte aufgehört zu ſprechen, er fühlte, daß ſie von ihm Hilfe erwartete.

„Waren Sie ſchon bei Jakumows Mutter?“ fragte Leszinsky. „Sprechen Sie ſich doch mit der alten Dame aus. Ich denke, ſie als erfahrene Frau muß doch Verſtändnis für Ihre Lage haben.“

„Ach nein, ich habe das Gefühl, daß die Frau mich haßt. Zwar war ſie freundlich zu mir, als ich ſie einmal mit Pjetr beſuchte, aber ſie hat mich nachher nie mehr eingeladen. Und doch, was bleibt mir übrig, ich muß zu ihr. Morgen will ich ſie aufſuchen, ich halte dieſe Ungewißheit nicht mehr länger aus. “

Sie waren vor Kiras Wohnung angelangt. Leszinsky geleitete ſie bis in ihr Zimmer. Er ſah ſich erſtaunt in dem beſcheidenen Raum um, während Kira die Lampe auf den runden Sofatiſch ſtellte.

„Alſo hier leben Sie, Kira Oſſippowna. Ich habe mir Ihr Heim anders vorgeſtellt.“

Kira lächelte und ſchenkte dem Fürſten ein Glas Tee ein. Sie ließ ſich ſtets abends den kochenden Samowar von der Petrowa ins Zimmer ſtellen, weil ſie gern nach der Vorſtellung noch ein Stündchen mit Leſen verbrachte.

„Es iſt ſehr einſam bei mir geworden,“ ſagte Kira traurig.

„Sie ſollten nicht ſo allein wohnen. Können Sie

ſich denn keine Jungfer engagieren? Und vor allem ſollten Sie komfortabler wohnen. Vermiſſen Sie denn nichts?"

„Ich bin gar nicht verwöhnt. Und dann vermeide ich gern unnütze Ausgaben. So viel Arme müſſen darben —"

Er ſah ſie fragend an.

„Ja, aber Sie werden ſich's doch nicht am Munde abſparen, um Ihr ſchwer erworbenes Geld vielleicht Unwürdigen zu ſchenken?"

„Ich kann ja leider nur ein ganz beſcheidenes Scherflein dazu beitragen, daß mancher Hungernde gelabt wird. Aber mein Leben erſchiene mir zwecklos, wenn ich nicht helfen ſollte. Einmal konnte ich mit vollen Händen geben, das dankte ich Ihnen."

Der Fürſt küßte ihr die Hand.

„So viel Güte lebt in Ihnen," ſagte er bewundernd.

Plötzlich ſchlug er die Hände vors Geſicht und verharrte einige Sekunden ſo regungslos im Lehnſtuhl. Dann ſagte er, als ſpräche er zu ſich ſelbſt: „Weshalb habe ich in meinem ganzen Leben nicht ſo gedacht, wie Sie? Alle Stimmen des Mitleids ſchwiegen in mir. Gott, ja, man hat Summen gezeichnet, Wohltätigkeitsbaſare beſucht, aber die Welt der Armut lag ſo ganz fern. Was ging das ſchmutzige Volk einen an?"

„Die Güte ſchlief in Ihnen, Fürſt Leszinsky, wie in ſo vielen Menſchen. Aber die Güte erwacht einmal in der Menſchenbruſt. Glauben Sie, man muß viel leiden, dann bekommt man Verſtändnis für ſeine Mitmenſchen. Es iſt ja nie zu ſpät, man kann immer beginnen. Ach, die Not iſt ſo groß, man braucht Millionen Hände, um zu helfen."

„Sie wunderbares Weſen,“ ſagte der Fürſt, von ihrem Eifer gerührt. „Wer gab Ihnen Ihr goldenes Herz? Wo haben Sie Ihren Kinderſinn her und die Reinheit Ihres Gemütes?“

„Gott ſchenkte mir offene Augen, einen geſunden Verſtand und den feſten Glauben an ihn und ſeine lieben Heiligen. Ich hatte als Kind, nach meines Vaters Tod, keinen Menſchen, der mich liebte. Ein einfältiges Weib lehrte mich beten und Gott ſuchen. Ich ſah ihn überall und ſprach immer mit ihm. Er wurde dem einſamen Kinde der allgütige Vater. Dieſer Kinderglaube iſt mir geblieben. Daraus ſchöpfte ich die Kraft, mein Los zu ertragen.“

Leszinsky ſah ihr tief in die Augen, dann ſtrich er ſich mit der gepflegten Hand einige Male über die Stirn. Ihm war, als träumte er. Da ſaß die gefeierte Tänzerin, der Varietéſtern, das Weib, das er liebte. Sie wohnt in einem puritaniſch eingerichteten Zimmer und ſpricht über Gott und die Güte in der Menſchheit. Ein ſonderbares Thema, eine eigenartige Situation. Ihm war, als ſei er ein kleiner Junge und ſtehe vor ſeinem Prieſter, der ihn zum Guten ermahnte, wenn er unrecht getan hatte. Da kam plötzlich ſein alter Zynismus über ihn und er lachte laut auf: „Wahrlich, Kira Oſſippowna, man glaubt ſich bei Ihnen in einer Kloſterzelle. Sie ſind die heilige Frau, die den verruchten Sünder bekehren will. Aber ich wünſchte, Sie wären lieber die Frau Venus ſelber. Schön wie die Sünde, biſt du, ſonderbares Weib, du, Heilige vom Varieté.“

Er verachtete ſich ſelbſt, während er die Worte ſprach. In ihm wütete ein grimmiger Schmerz. Wie

Verzweiflung übermannte es ihn. Kira wich vor ihm zurück. Er kam ihr in dieſem Augenblick nicht normal vor. Sie wußte nicht, wie ſie ihm begegnen ſollte. Er ſtand auf.

„Heute werde ich noch im Klub erwartet," ſagte er kühl. „Ich hoffe, Sie ſind jetzt wohl genug, um allein bleiben zu können. Ich erkundige mich morgen nach Ihnen."

Damit ging er, ohne Kira anzuſehen, zur Tür hinaus.

Im Auto drückte er ſein Geſicht in die ſeidenen Polſter und weinte bitterlich. Sein ganzes Leben kam ihm verfehlt vor, ein Ekel ſchüttelte ihn. Er meinte nicht mehr leben zu können. Er hörte Kira ſprechen, er ſah ihr bleiches, ſchönes Geſicht vor ſich, ihre feuchten Augen und ihren kleinen, ſüßen Mund. Er weinte immer ſchmerzlicher, immer heftiger. Als Knabe, am Totenbett ſeiner Mutter, hatte er zuletzt ſo geweint. Er wußte es, zu Hauſe würde er erſt Ruhe finden, wenn er ein paar Flaſchen Sekt hinunterzwang. Aber ihm graute heute vor der Einſamkeit ſeines Zimmers. Er befahl dem Chauffeur, in ein bekanntes Nachtlokal zu fahren. Heute brauchte er Räuſche, denn in ihm tobten alle eingeſargten Gewalten und drohten ihn zu zermalmen.

Der wilde Leszinsky mußte in dieſer Nacht von den Toten erwachen. — —

Sechzehntes Kapitel

Am andern Morgen fuhr Kira zu Frau Jakumow. Ihr Herz klopfte wild vor Furcht und Scham, als ſie hinter der Tür ſtand und läutete. Eine kleine, verhutzelte Perſon, ſchlampig und ſchmutzig angezogen, öffnete ihr. Das war das alte Hausfaktotum Maſcha. Kira wurde ins Kabinett des ſeligen Hofrats geführt. Sie mußte lange warten, und ihre Aufregung wurde immer größer. Überall ſtand Pjetrs Bild auf Schränkchen und Konſolen, ja ſogar ein großes Kinderbildnis hing an der Wand über dem Schreibtiſch. Sein hübſches, leichtſinniges Geſicht ſchaute ſie immer wieder an, und zum erſtenmal entdeckte ſie in ſeinen Zügen etwas, was ihr ſeinen unſteten Charakter offenbarte. Aber noch füllte ſie die Liebe zu ihm ganz aus, und ſie fand tauſend Entſchuldigungen, um ſein Fernbleiben vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich kam Frau Jakumow. Sie begrüßte Kira mit übertriebener Freude und Höflichkeit und ſprach in einem fort über allerhand belangloſe Dinge, ſo daß die Künſtlerin kaum zu Wort kam. Endlich hielt es Kira nicht mehr aus. Sie fühlte inſtinktiv die Unaufrichtigkeit dieſer Frau.

„Um Gottes willen, ſagen Sie mir nur eins, wo iſt Pjetr?“ unterbrach ſie plötzlich die Sprechende, ſo daß dieſe mit gut geſpieltem Entſetzen die Hände zuſammenſchlug.

„Pjetr? Wie? Ich denke, Sie ſehen ihn alle Tage. Was, er hat ſich mehrere Tage nicht gezeigt? Unmög-

lich! Sollte ihm etwas zugeſtoßen ſein? Herr des Himmels, ich will dann doch ſofort in ſeine Wohnung fahren. Sie haben wohl wenig Zeit? Pjetr ſprach von Proben, die Sie vormittags in Anſpruch nehmen. Ich ſende Ihnen Nachricht oder den Jungen ſelbſt, ſofort."

Sie ſprang plötzlich auf.

„Ach, liebſte Kira Oſſippowna, verzeihen Sie mir, ich muß jetzt eine unaufſchiebbare Beſorgung machen, dann gehe ich zu Pjetr."

Kira erhob ſich. Alle Farbe war aus ihrem Geſicht gewichen. Sie hatte das beſtimmte Empfinden, daß ſie hier gehänſelt wurde. Frau Jakumow wußte genau, wo ihr Sohn ſteckte. Die alte Dame ſpielte Komödie. Die junge Frau konnte kein Wort hervorbringen. Mit großen, traurigen Augen ſtarrte ſie in das hagere, braune Geſicht mit den vielen Fältchen und dem großen Munde, deſſen Winkel immer feucht waren, wenn die eintönige, quienende Stimme hörbar wurde.

„Alſo beſtimmt um drei Uhr haben Sie Nachricht. Ich ſchicke den Sohn vom Dwornik mit einem Briefchen oder — der Pjetr kommt ſelbſt, der dumme Eigenſinn. Nein, ſo was."

Kira drückte der alten Maſcha, die ſo dürftig und halb verhungert ausſah, einen Rubel in die ſchmierige Hand. Die Alte fiel faſt auf die Kniee vor freudigem Schreck und küßte ihr mit überſchwenglichen Dankesworten den Ärmel. Dann flüſterte ſie: „Geben Sie ihr Geld, ohne Geld ſagt ſie nichts. Für Geld tut ſie alles. Gott ſtrafe mich — aber ſie iſt ein Teufel."

Kira ſah der Alten voll Entſetzen ins hexenhafte Geſicht. Ehe ſie aber noch ein Wort der Entgegnung

fand, war das Weib ſchon hinter der geräuſchloſen Tür verſchwunden. Eine ſchrille Stimme rief: „Maſcha, was trödelſt du wieder? Schwatzſüchtige Perſon, marſch an die Arbeit ...“

Kira flog die Treppen hinunter. Sie ſprang in die erſte Droſchke, die ihr begegnete und fuhr in Pjetrs Wohnung. Dort wurde ihr von der Wirtin der Beſcheid, daß der Student Jakumow verreiſt ſei, und ſeine Mutter alle ſeine Sachen abgeholt hätte.

Kira wußte nicht, wie ſie auf die Straße kam. Ihr Herz ſprang faſt vor Weh und Empörung. So war ſie betrogen worden von dem Mann, den ſie ſo über alles liebte. Im Einverſtändnis mit ſeiner Mutter hatte er gehandelt, vielleicht von ihr dazu angeſtachelt, denn Kira hatte es wohl gefühlt, daß die Frau mit Pjetrs Wahl nicht einverſtanden war. Aber daß er je ſo niederträchtig an ihr handeln konnte, das hätte ſie wohl nicht gedacht. Sie ſtand lange Zeit unſchlüſſig auf der Straße, unfähig einen Schritt zu machen, einen Gedanken zu faſſen. Was ſollte ſie beginnen? an wen ſich wenden? Sie raffte ſich auf und fuhr zum Adreßbureau, um ſich nach Pjetr zu erkundigen. Er war nirgends gemeldet. Verzweifelt kehrte ſie nach Hauſe zurück, es war bald Zeit ins Varieté zu fahren. Sie nahm ſich mit aller Gewalt zuſammen. Die Petrowa ſollte nichts merken. An dieſem Abend hatte ſie ihren zweiten Ohnmachtsanfall, aber zum Glück erſt nach der Vorſtellung in der Garderobe. Niemand war bei ihr. Sie kam ſelbſt wieder zu ſich und ſchlüpfte, nachdem ſie ſich umgekleidet hatte, was ſie in fliegender Eile tat, durch eine Nebentür aus dem Haus, um von niemand geſehen zu werden. Der Fürſt ſuchte ſie vergebens in

ihrer Garderobe. Er ließ den Orchideenſtrauß auf ihrem Toilettentiſch liegen und fuhr mißgeſtimmt nach Hauſe.

Kira hatte eine ſchlafloſe Nacht. Sie mußte immerfort an den Rat des alten Faktotums denken: Pjetrs Mutter Geld anzubieten. Sie ſchämte ſich dies zu tun. Aber ihre Verzweiflung drohte ſie um den Verſtand zu bringen. Sie mußte Gewißheit haben. Immer noch glaubte ſie an Pjetrs Schuldloſigkeit. Vielleicht hatte die ſchwarze Kammer ihn fortführen laſſen? Aber er kümmerte ſich ja gar nicht um die Politik, wie er ihr ſo oft verſichert hatte. Und dann wußte ja ſeine Mutter, wo er war. Jedenfalls trug die Frau an allem die Schuld. Es mußte ſich ja doch alles aufklären. Pjetr würde ſchreiben — oder ſelbſt kommen. Sie wartete noch zwei Tage. Die Angſt und Unruhe zehrten an ihr. Der Kopf war ſo wüſt, ſie wurde ſo hinfällig, daß ſie ſich ſchließlich der Petrowa offenbaren mußte. Die fuhr ſofort zu Jakumowa. Sie hoffte durch Liſt und Geldmittel die Frau zum Reden zu bringen. Aber alle ihr Bemühungen ſcheiterten an der aalglatten Gewandtheit dieſer Frau. Ein Hundertrubelſchein blieb ſchließlich in ihrer Hand. Sie verſprach mit Hilfe dieſes Geldes alle Schritte zu tun, um den Sohn zu finden. Dabei tat ſie ſehr beſorgt, weinte wiederholt und rang die Hände.

„Sie iſt eine gefährliche Komödiantin,“ ſagte die Petrowa, als ſie nach Stunden ganz ermattet nach Hauſe kam.

Am folgenden Morgen fuhr Kira ſelbſt zu Pjetrs Mutter. Sie warf ſich vor ihr auf die Kniee, weinte und flehte ſie an, ihr doch den Aufenthalt ihres Ver-

lobten zu verraten. Da ließ die Frau zum erſtenmal die Maske fallen. Sie lachte auf, als ſie das junge, verzweifelte Weib vor ſich liegen ſah und ſagte hart: „Glauben Sie wirklich, daß Pjetr Sie noch liebt? Damen Ihres Schlages verehrt man eine Zeit, man amüſiert ſich mit ihnen, aber kein vernünftiger Mann denkt da an eine Ehe. Ich wundere mich, daß Sie nicht klüger ſind.“

Kira war, als hätte ſie einen Fauſtſchlag ins Geſicht bekommen. Sie ſprang auf die Füße und lief zur Tür. Da hielt die Alte ſie gewaltſam zurück. Die junge Perſon ſah wie eine Wahnſinnige aus, wie eine Verzweifelte, die ſich ein Leid antun wollte. Nur keinen Skandal, davor hatte ſich die Hofratswitwe ſtets geſcheut. Mit verzerrtem Lächeln ſuchte ſie Kira zu beruhigen. Die befreite ſich aber gewaltſam aus der Umklammerung der knochigen Arme und ſchrie: „Laſſen Sie mich, Sie haben kein Erbarmen, Sie haben einen Stein in der Bruſt.“

Dann nahm ſie ſich noch einmal gewaltſam zuſammen, riß ſich die dicke Goldkette mit der brillantengeſchmückten Uhr vom Halſe, ein anonymes Geſchenk mehrerer Verehrer zu ihrem Ehrenabend, und gab ſie der Jakumowa.

„Das gebe ich Ihnen, wenn Sie mir ſofort Pjetrs Adreſſe nennen — fünfhundert Rubel ſollen Ihnen gehören, nachmittags ſchicke ich ſie Ihnen.“

Die Alte hatte wieder ihr pfiffiges Lächeln um die ſchmalen, feuchten Lippen.

„Will nochmals alles verſuchen, aber ich kann nichts verſprechen, kommen Sie morgen wieder.“

Als Kira auf der Straße war, da merkte ſie erſt,

daß die Jakumowa ihre Uhr und Kette behalten hatte. Sie lachte bitter auf. Das war ſeine Mutter, des geliebten Mannes Mutter, dachte ſie bitter, und der ſüße Muttername hatte für ſie einen furchtbaren Klang.

Sie machte ſich zu Fuß auf den Weg. Die Sonne flutete durch die dumpfen Straßen. Es hatte lange Zeit nicht geregnet, die Luft war ſtickig, und Menſchen und Tiere ſahen ermattet aus. Mechaniſch fuhren Kiras Blicke an den Fenſtern der Läden entlang. Plötzlich blieb ſie wie gebannt ſtehen. Da waren Waffen aller Art ausgeſtellt. Ein kleiner Revolver feſſelte immer wieder ihre Aufmerkſamkeit. Wie ein Erlöſer aus Nacht und Verzweiflung kam ihr das kleine, blanke Ding vor. Ohne zu überlegen, ging ſie in den Laden und kaufte ſich den Revolver. Es gelang ihr, dieſe wenigen Augenblicke Komödie zu ſpielen. Sie ſcherzte und lachte, ließ ſich den Mechanismus genau erklären, und ſagte ſchließlich, daß ſie die Waffe brauche, um ein Preisſchießen mitzumachen. Draußen verließ ſie die Selbſtbeherrſchung, ſie befand ſich wie in einem Dämmerzuſtand. Dabei trugen ſie ihre Füße kaum mehr. Auch kam ihr die Gegend plötzlich ganz unbekannt vor. Sie konnte ſich an nichts recht erinnern. Ein Auto fuhr vorüber. Sie rief es an, ſtieg ein und nannte — die Adreſſe der Frau Jakumowa. Unterwegs lud ſie ihren Revolver, den ſie mit bebenden Händen auspackte. Dann ſteckte ſie die Waffe in die Taſche ihres leichten Seidenmantels. Das Auto hielt. Wenige Augenblicke, und ſie ſtand plötzlich wieder vor Pjetrs Mutter, die ihr ſelbſt die Tür öffnete. Erſtaunt prallte die Alte zurück, als ſie Kira vor ſich ſah. Leichenblaß war die Tänzerin, ihre Augen flammten. Sie trat

ins Zimmer und ſagte ſehr ruhig: „Sſofja Nikolajewna, zum allerletztenmal frage ich Sie jetzt, wiſſen Sie, wohin ſich mein Verlobter gewandt hat? Ich bitte Sie, belügen Sie mich nicht. In wenigen Augenblicken ſtehe ich vielleicht vor Gottes Thron. Das Leben hat keinen Wert mehr für mich. Hier iſt mein Erlöſer.“ Sie hob den Revolver.

Die Jakumowa kreiſchte auf. Mit heiſerer Stimme ſchrie ſie: „Gott und alle Heiligen ſollen mich ſtrafen, wenn ich was verſchweige — Aber Sie ſind nicht wert, meines Sohnes Frau zu werden, armſelige Dirne —“

Da krachte ein Schuß. Ein blaues Wölkchen ſtand im Raum. Durch dieſes hindurch ſah Kira die alte Frau umſinken. Die Magd kam herbeigelaufen, und ein alter Jude war auch plötzlich da. Kira ſteckte die Waffe in die Taſche und ſchritt zur Tür hinaus. Niemand hielt ſie zurück. Unten wartete noch das Auto.

„Zum nächſten Polizeirevier,“ ſagte ſie mit feſter Stimme.

Der Chauffeur fuhr los. — —

In den nächſten Tagen ſprach man in der Reſidenz nur von der Mordtat. Die Tagesblätter hatten folgende Nachricht gebracht: „Die berühmte Tänzerin Kira Torkaſſowa gab auf die Hofratswitwe Jakumowa einen Schuß ab, der die alte Dame ſchwer verletzte. Die Motive zur Tat ſind noch unbekannt.“

Einen Tag ſpäter wurde der Tod der Hofratswitwe Jakumowa angezeigt. Die Kugel war ihr in die rechte Schulter gedrungen. Nach der Operation war eine ſehr bedenkliche Herzſchwäche eingetreten, die noch in derſelben Nacht den Tod zur Folge hatte.

Alle Tage brachten die Zeitungen neue Kommentare. Kiras troſtloſe Kindheit und Jugend wurde der Öffentlichkeit preisgegeben, ebenſo die Beweggründe zu ihrer Tat, die ſie im Affekt begangen hatte.

Sie ſelbſt war noch in Unterſuchungshaft, und es hieß, ihr Nervenzuſtand ſei bedenklich.

Siebzehntes Kapitel

Am vierzehnten Juli begann die große, ſchon lange vorbereitete Mobiliſation in Rußland. Die Nachricht vom bevorſtehenden Krieg ging durchs Land. Die ſerbiſchen Brüder wurden von Öſterreich-Ungarn arg bedrängt. Die echt ruſſiſchen Leute veranſtalteten Demonſtrationen, der Mob ſtürmte johlend durch die Straßen. Die ruſſiſche Regierung verhielt ſich aber noch ſcheinbar paſſiv. Überall waren Flugblätter angeſchlagen, in denen das Volk zur Ruhe ermahnt wurde. Es hieß: „Der patriotiſche Ausdruck der Volksgefühle ſoll nicht eine Färbung von Mißgunſt annehmen gegen Mächte, mit denen Rußland ſich in Frieden zu befinden wünſcht.“

Trotzdem nahm die Erregung allenthalben zu und erreichte ihren Höhepunkt, als die Kriegserklärung Öſterreich-Ungarns an Serbien bekannt wurde.

Noch fand zwiſchen dem Zaren und Wilhelm II. ein reger Depeſchenwechſel ſtatt, aber es hieß doch allgemein, Rußland mobiliſiere bereits die Militärdiſtrikte Moskau, Kiew, Kaſan und Odeſſa. Gerüchte ſchwirrten hin und her. Man flüſterte ſich ſenſationellen Hofklatſch zu. Man erzählte ſich, der Großfürſt Nikolai Nikolajewitſch hätte heftige Auftritte mit dem Zaren gehabt. Während Nikolai II. mit dem deutſchen Kaiſer die Depeſchen wechſelte und dieſen um ſeine Hilfe bat, hätte ſein energiſcher Onkel die Mobiliſierung angeordnet. In den Straßen der Reſidenz herrſchte ein

buntes Leben. Man ſah nur Uniformen und wieder Uniformen. Die Kirchenglocken dröhnten durch die Stadt, die Regimenter erhielten den letzten Segen der Geiſtlichkeit. Auf den Bahnhöfen ſpielte eine rauſchende Militärmuſik. Die Menge ſtieß und drängte ſich, Frauen weinten und ſchrieen laut, Kinder brüllten und klammerten ſich an ihre ins Feld ziehenden Väter. Verzweifeltes Abſchiednehmen hüben und drüben. Wer kehrte zurück? Wen verſchonten die mörderiſchen Geſchoſſe? —

Der erſte Auguſt. Der deutſche Botſchafter hatte die Kriegserklärung Deutſchlands überreicht. Darauf waren nicht viel Leute vorbereitet geweſen. Man hatte wohl an einen Krieg mit Öſterreich gedacht. Der deutſche Kaiſer ſollte doch noch vermitteln. Jetzt ſchlug er ſelbſt los. Der Falſche! Der Heimtückiſche! Wer kümmerte ſich darum, daß die ruſſiſchen Armeen ſchon die deutſche Grenze bedrohten? Wer wußte überhaupt davon? Deutſchland ſchlug los! Deutſchland überfiel Rußland! Weiter ging das Denken nicht. Nur die Tatſache ſprach. Ein wilder Haß loderte empor! Nieder mit Deutſchland! Nieder mit Öſterreich-Ungarn! Hoch Rußland! Hoch das allmächtige Zarenreich! Hurra! Hurra! Hurra! Bis in die Nacht hinein wälzte ſich die Menſchenmenge durch die Straßen, ertönte ihr wildes Schreien. Die Polizei zeigte ſich wenig. Mochte das Volk ſich einmal gründlich austoben, mochten alle niedergezwungenen Leidenſchaften ſich frei entfalten. Auf die Art wurde der Krieg populär, kamen die Leute am beſten hinweg über den Ernſt der Stunde und alles perſönliche Leid.

Von jetzt ab überſtürzten ſich die Ereigniſſe. Frank-

reich machte mobil. Franzöſiſche Flieger warfen bei Nürnberg Bomben. Die Zeitungen übertrafen ſich an bombaſtiſchen Prophezeiungen über den baldigen Sieg. Die Begeiſterung für die Verbündeten, die große franzöſiſche Nation, war grenzenlos. Von Weſten her würde Deutſchland zermalmt werden. Ein Rauſch, ein wahnſinniger Taumel ſchien alle ergriffen zu haben. England erklärt Deutſchland den Krieg! Ein neuer gewaltiger Bundesgenoſſe! Ein Mächtiger! Der Herrſcher der Meere! Hoch England — hoch! Die Ovationen vor den befreundeten Botſchaften wollten kein Ende nehmen. Aber mitten aus dieſer Jubelſtimmung heraus ſtieg einer zündenden Rakete gleich der Haß empor. Ein beſtialiſcher, wilder Haß.

Zur deutſchen Botſchaft — das war der Ruf der Stunde, der ſich weit fortpflanzte. Tauſendfach tönte er durch die Menge und wurde zur lodernden Flamme, die ſich zerſtörend dahinwälzte. In wenigen Minuten iſt das Werk des Haſſes vollendet. Der impoſante Bau wird zertrümmert, ſo gut es brutalen Händen gelingt, die innere Einrichtung in Splitter geſchlagen, auf die Straße geworfen, wo ſie, johlend empfangen, weiter zerſchlagen wird. Selbſt ein Menſchenleben wird hingeopfert, ein treuer Beamter, der bis zuletzt ſeine Pflicht tun wollte. Er iſt ein Deutſcher, ein Verbrecher, mag er zur Hölle fahren. Die Polizei zeigte ſich erſt, als ihr ſelbſt die vertierte Maſſe fürchterlich zu werden begann.

Die Kriegserklärung Öſterreich-Ungarns brachte neue Begeiſterung hervor. Berlin — Wien — das war das Ziel. In wenigen Wochen würde es erreicht ſein. Ha, welch ein Siegeszug — dieſer Krieg. Das winzige

Deutſchland! Das uneinige Öſterreich! Auf Wiederſehen in Wien! In Berlin! Die abreiſenden Offiziere riefen es lachend einander zu. Die Abendblätter ſchrieben ellenlange Berichte über das raſche Vorrücken der verbündeten Truppen. In drei Wochen ſpäteſtens ziehen die Koſaken durchs Brandenburger Tor. Die Gurkhas ſpazieren in Potsdam und Nikolai Nikolajewitſch ſoupiert als Sieger bei Adlon unter den Linden. Die preußiſche Kaiſerſtadt wimmelt von ruſſiſchen Soldaten. Alles jubelt ihnen zu, der Krieg iſt aus, die Welt iſt für immer von dem fluchwürdigen Militarismus Deutſchlands befreit, die wahre Kultur zieht durch das deutſche Land. —

Wohl mancher ſchüttelte in ſeinen vier Wänden den Kopf, der das alles in den Zeitungen las — wohl mancher dachte anders, aber jeder liebte ſeinen Kopf, und daher war man ſtumm. Oder man ſchrie und ſchimpfte wie alle, und wie es der Tag gerade verlangte. Nach und nach wurde es aber viel ſtiller auf den Straßen. Eine Schlappe der ruſſiſchen Kavallerie in Oſtpreußen wurde ſchonend bekannt gegeben. Man ſah viele Damen der Ariſtokratie in tiefer Trauer. Hier und da raunte man ſich's zu, die Garde hätte rieſige Verluſte gehabt. Die Depeſchen kamen ins Haus, der große Krieg forderte ungezählte Opfer. Totenmeſſen wurden abgehalten, große Umzüge veranſtaltet. Faſt jeden Tag ſah man Prozeſſionen, denen das Volk andächtig folgte. In dieſen Wochen, die wie ein Sturmwind durch die Reſidenz fuhren, geriet die Affäre der Kira Torkaſſowa in Vergeſſenheit. Da brachte eine Abendzeitung folgende kurze Notiz: „Heute beſuchte der Fürſt Boris Leszinsky die einſtige gefeierte Tänzerin

Kira Torkaſſowa im Gefängnis. Er verweilte dort eine halbe Stunde und begab ſich am Abend mit ſeinem Regiment an die Front.“ Seitdem ſprach man wieder von der Geſchichte. Es hieß, die Gerichtsverhandlung würde nicht vor dem Oktober ſtattfinden. Manche glaubten an die Todesſtrafe, andere wieder wetteten auf Freiſprechung. Dann ſchoben ſich wieder neue Ereigniſſe dazwiſchen. Der Krieg beherrſchte alle Gemüter. Die erſten Verwundetentransporte langten an, die Hoſpitäler füllten ſich. Viele Frauenhände waren an der Arbeit, um zu helfen. Über Kutinowo waren in den letzten Wochen dunkle Wolken dahingezogen. Alle Kinder waren an einer Halsepidemie erkrankt, die im Dorf viele Opfer forderte. Zu gleicher Zeit legte ſich die alte Gutsherrin ins Bett. Sie verlor ſehr bald die Beſinnung, und bevor der Arzt die Krankheit richtig erkannt hatte, mußte Pulcheria Pompejewna das Zeitliche ſegnen. Der Tod hatte ſie ſanft und friedlich hinweggenommen, ohne daß ſie ſein Nahen überhaupt bemerkte. Ihren einzigen Sohn konnte ſie nicht mehr ſegnen, denn niemand wußte, wo er geblieben war. Der Krieg war ſo plötzlich dazwiſchengekommen, und ſeitdem fehlte jede Nachricht.

Um die Bewirtſchaftung des Gutes kümmerte ſich niemand recht. Die älteren Leute, die noch nicht einberufen waren, taten nach Möglichkeit ihre Pflicht, aber der Verwalter fehlte doch überall. Hans Müller war eines Tages von Gendarmen fortgeführt worden. Man hielt ihn für einen Reichsdeutſchen, und da mußte er nach Sibirien. Er konnte keine Papiere vorzeigen, denn bei dem Brande des kleinen elterlichen Gutes war damals alles verloren gegangen. Er wußte es

ſelbſt nicht, ob ſein Vater, der in der Jugend eingewandert war, dem ruſſiſchen Untertanenverbande angehört hatte. So mußte er denn Kutinowo verlaſſen. Jedenfalls, das war ihm klar, hatte der Landrichter dafür geſorgt, daß man ihn nicht vergaß. Den letzten Händedruck wechſelte er mit Erna Roſe, die ihm ein großes Paket mit kräftiger Reiſekoſt zurechtgemacht hatte.

„Verfluchter Krieg," ſagte Müller. „Ich hatte mir dieſen Winter auch ganz anders gedacht. Was wird nun aus Ihnen, Fräulein Roſe?"

„Ich fahre nach Hauſe, meine Mutter iſt troſtlos, denn meine Brüder mußten auch an die Front. Deutſchbalten gegen Deutſchland —"

„Ja — das iſt der Krieg! Alſo nach Libau gehen Sie? Ob ich wohl mal von Ihnen hören werde?" Der Verwalter ſeufzte tief.

„Einmal wird wieder Friede ſein —"

„Und dann ſehen wir uns wieder," unterbrach ſie Hans Müller.

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopf. Sie konnte nicht ſprechen. Der Abſchied tat ihr ſo weh. Er ſah ihr trauriges Geſicht, und ſein Herz tat ein paar ſtarke Schläge.

„Auf Wiederſehen alſo, liebes Fräulein Erna. Wir wollen feſt auf beſſere Tage hoffen. Werden Sie manchmal an mich denken — und meiner nicht ganz vergeſſen?"

„Ich will alle Tage an Sie denken," ſagte ſie leiſe. „Meine Gedanken ſollen Ihnen Kraft geben und viel Mut."

Sie hielten ſich an den Händen und ihre Augen ſprachen zu einander. Dann wandte ſich Müller

ſchnell ab. Der Gendarm wurde ſchon ungeduldig. Die Leute umringten ihn. Einige weinten und jammerten laut. Hier dachte niemand daran, daß der Müllerowitſch ein Deutſcher war, ein Feind des Vaterlandes. Sie liebten ihn als einen gerechten Herrn, der ſtets ein gütiges Verſtändnis für ſie alle gehabt hatte. Sie liefen ihm wie die Kinder nach, und jeder ſuchte ihm noch etwas zu ſchenken oder ſeine Hand zu faſſen und Segenswünſche zu murmeln.

Hans Müller ſah nochmals zum Gutsgebäude zurück. Eine Frauenhand winkte durchs offene Fenſter. Es war Frau Liſa, die ihrem treuen Diener mit feuchten Augen nachſchaute. Vor vierzehn Tagen hatte ſie von Oskar Walther Abſchied genommen. Er mußte Hals über Kopf fort, ſo daß er nicht mehr, wie er gehofft, nach Penſa konnte. Es gab dann noch für den armen Jungen einen kurzen, herzzerreißenden Abſchied von ſeiner Mutter in Reval und fort ging's in den mörderiſchen Krieg.

Einen Abſchied hatte Liſa aber hinter ſich, der alle ihre Kraft auf Tage lähmte. Von Nicki war eine Depeſche gekommen. Zitternd hatte ſie geleſen, denn ſie glaubte, er wäre ſchon fort: „Können wir uns morgen in Petersburg, Hotel d'Europe ſehen?“

Noch in derſelben Stunde fuhr ſie zur Bahn. Der Zug war von Militär überfüllt, aber mehrere Rubelſtücke verſchafften ihr Platz. Das war eine Nacht! Das Schickſal ſchritt mit dröhnenden Schritten dahin — was fragte es nach den Schmerzen der einzelnen? Opfert — opfert — und verblutet ſtill an euren Wunden, ihr Mütter, ihr Frauen alle. Opfert — opfert — das eine Wort ſchienen die Räder zu rattern, die ſie durch

Nacht und Dunkel der letzten Abſchiedsſtunde entgegenführten.

Potjagin erwartete ſie. Er ſah ſehr blaß aus, aber ſagte mit feſter Stimme: „Das Vaterland ruft nun auch mich. Ich muß noch in dieſer Nacht abreiſen. Uns gehören noch ein paar Stunden, Liſa. Wir wollen aber feſten Mut haben. Denke daran: niemand entgeht ſeinem Schickſal. Wir müſſen es erleben — aber es kommt alles darauf an, wie wir es tragen.“

Sie ſaßen dann eng nebeneinander in dem Hotelzimmer. Der Kellner hatte ihnen das Frühſtück ſerviert. Liſa war durch die Nachtfahrt ermüdet und hatte ſich nicht in der Gewalt. Sie weinte immerzu. Nicki ſtreichelte ihre Hände. Er wußte, Troſtworte nützten in dieſem Moment nichts. Es galt ihren Gedanken eine andre Richtung zu geben.

„Verflucht die Männer, die dieſen Weltbrand entzündet haben. Millionen Menſchen müſſen Entſetzliches leiden. Aber das gewaltige Leid mußte kommen. Die Zeit war reif dafür. Unſer armes, betrogenes Volk wird in dieſen Tagen noch mehr betrogen werden. Ich habe Nachricht von Freunden aus neutralen Staaten. Natürlich nur mir verſtändlich geſchrieben. Unſer Generalſtab lügt fürchterlich. Wehe, wenn dieſe Lügen eines Tages offenbar werden. Deutſchland mußte den Krieg erklären, ſonſt wäre es überfallen worden. Aber das alles iſt ja eben Nebenſache, wo die Ereigniſſe ihren Lauf nehmen. Eins weiß ich aber jetzt: die Zeit für unſere Ideen iſt gekommen. Der Tag der großen Abrechnung iſt nicht mehr fern. Eins ſage ich dir, Liſa, meine Hand wird kein Menſchenblut vergießen. Ich muß in den Krieg, weil kein Auflehnen mir nützen könnte. Im

Gegenteil, ich würde ſofort erſchoſſen werden. Wenn mir in der Schlacht der Tod beſchieden iſt, ſo habe ich vielleicht doch noch vorher eine Seele gewinnen können, und von dieſer Seele geht der Ruf nach Freiheit dann vielleicht weiter und weiter. Und nun, meine geliebte Freundin, höre auf zu weinen. Ich bin ſo ruhig. Sieh dem gewaltigen Schickſal feſt ins eiſerne Antlitz. Wir Menſchen ſind ein Nichts im Weltenlauf, aber wir ſind auch zugleich Götter, die ewig leben. Es iſt eine große Zeit. Kräfte werden herausgeboren, die bis dahin latent waren. Ein Heldentum wird ſich entwickeln, wovon noch die Nachkommen ſingen und ſagen werden. Ich bin mit Leib und Seele Ruſſe. Ich kenne aber die Welt und die Menſchen. Deutſcher Geiſt und deutſche Kultur hat ſtets meine Bewunderung gehabt. Es iſt ein Werk des Satans, beides bekämpfen zu wollen. Das Recht wird den Sieg davontragen. Aber aus dieſer blutigen Saat wird für unſre teure Heimat auch eine ſchöne Frucht heranreifen. Mit dieſer Hoffnung ſehe ich furchtlos dem Tode entgegen."

Liſa ſchlang die Arme um ihn und weinte.

„Ich kann dich nicht laſſen — ich kann nicht leben, wenn du nicht mehr biſt."

„Mache dich nützlich, Liſa, tue es für mich. Du biſt energiſch und klug. Opfere dich in dieſen ſchweren Tagen einer großen Sache. Erwache, Liſa — du haſt lange genug in Träumen gelebt."

„Was ſoll ich tun? All mein Geld dem Roten Kreuz geben? Wer ſagt mir aber, daß alles richtig ausgeteilt wird?"

„Mehr ſollſt du tun. Deine Kraft, dein Herz hingeben. Mir kam in ſchlafloſen Nachtſtunden ein Ge-

danke. Ich hatte ſo viel zu erledigen, ſo viel zu ſchreiben, was treue Hände weiterbefördern müſſen, ſo viel noch abzuſchließen und zu beſtimmen. Höre nun meinen herzlichen Wunſch. Dein Gatte iſt fort. Vorausſichtlich wird er ſich während des Krieges kaum auf die Heimreiſe wagen. Er gehört nicht zu den Mutigſten. Du biſt alleinige Herrin in Kutinowo. Richte das ganze Gut zum Privatlazarett ein. Ich habe ſchon mit Profeſſor Glinsky darüber geſprochen. Er will dir zur Seite ſtehen. An die Front wagt er ſich diesmal ſeines Alters wegen nicht hinaus. Sieh, Liſa, wäre das nicht ein Ziel?“ —

Liſa griff den Gedanken freudig und begeiſtert auf, und als ſie nach Kutinowo zurückkehrte, begann ſie ſofort ihr Werk. Vorher beſuchte ſie noch auf Nickis Wunſch Kira Torkaſſowa im Gefängnis, denn er hatte von Xenia gehört, daß die Ärmſte vollkommen zuſammengebrochen wäre. Sie ſaß ſtundenlang brütend in einer Ecke, und man fürchtete für ihren Verſtand.

Kira war in einer Einzelzelle untergebracht. Durch Leszinskys Einfluß und Geld genoß ſie manche Bequemlichkeit. Vor ſeiner Abreiſe an die Front hatte er noch nach Möglichkeit für ſie geſorgt. Die Tänzerin reichte ihm zum Abſchied apathiſch die Hand, ſie ahnte damals nicht, was er noch zuletzt für ſie getan hatte. Erſt viel ſpäter ſah ſie in der Erinnerung ſeinen todtraurigen Blick, ſein blaſſes verhärmtes Geſicht. An ihr Ohr klangen wieder ſeine Worte: „Ich gehe in den Tod, Kira. Denken Sie an mich. Sie werden bald frei ſein. Der erſte Verteidiger der Reſidenz führt Ihre Sache.“

Und ſie hatte müde, teilnahmlos geantwortet: „Das hilft alles nichts, ich werde ja doch gehängt.“

Wie ſie über ihre Tat dachte, das erfuhr Leszinsky nicht. Er nahm den Eindruck eines vollkommen gebrochenen Menſchen mit. —

Als Liſa durch die Tür trat, lag die Gefangene auf ihrem Bett und ſchlief. Sie betrachtete lange das blaſſe, traurige Geſicht, deſſen Leidensausdruck ihr ins Herz ſchnitt. Kira erwachte. Verwirrt ſprang ſie auf die Füße. Sie erkannte nicht ſofort die große, elegante Dame, die vor ihr ſtand.

„Ich bin Liſa Kutinowa. Sie ſind noch ſchlafbefangen, ich habe Sie wohl erſchreckt?“

Kira ſchob ihrem Gaſt einen Stuhl hin, und ein zages Lächeln huſchte wie ein verirrter Sonnenſtrahl einen kurzen Moment über ihre Züge.

„Sie kommen mich beſuchen? Das iſt aber lieb von Ihnen. Die junge Fürſtin Xenia war auch bei mir und eine Studentin. Alle ſind ſo gut zu mir. Ich hab's ja gar nicht verdient.“

Sie ſchluchzte plötzlich auf, dann nahm ihr Geſicht wieder den ſtarren verzweifelten Ausdruck an. Liſa ſuchte nach einem Troſtwort, aber alles, was ſie ſagen wollte, kam ihr ſo belanglos dieſem Frauenſchickſal gegenüber vor. Sie begann vom Kriege zu ſprechen, von dem regen Leben in der Reſidenz, von ihrem Plan, ein Lazarett in Kutinowo einzurichten. Kira ſchien daran Intereſſe zu gewinnen, ſie horchte auf.

„Wenn ich jetzt helfen könnte,“ ſagte ſie mit tiefem Seufzer. „Unnütz kam mir oft mein Leben vor. Heute, wo ich vor dem Abſchluß ſtehe, da habe ich das Gefühl, als könnte dieſe Zeit auch meine Kraft gebrauchen.“

„Oh, denken Sie nicht ſo, es wird noch alles gut werden —“

Kira ſchüttelte den Kopf.

„Meine Tat verlangt Sühne. Jede Schuld erleidet ihre Strafe. Ich darf nicht murren. Nur manchmal kommt die entſetzliche Angſt, dann möchte ich mich ſofort umbringen. Dieſes Warten iſt furchtbar. Es können ja noch Monate bis zur Gerichtsverhandlung vergehen. Meine Nerven halten nicht mehr vor.“

Da wurde an der Türe geklopft. Ein alter, weißhaariger Pope trat ein. Kira beugte ſich über ſeine Hand, und er legte ihr die blaugeäderte Rechte auf ihren dunkeln Scheitel. Liſa verabſchiedete ſich, ſie wollte nicht ſtören, ſie ſah, daß ſich Kiras Geſicht erhellte, als der Geiſtliche eintrat. Sie atmete tief, als ſie wieder draußen war, die Gefängnisluft hatte ſich ihr drückend auf die Bruſt gelegt. Um ſich andere Eindrücke zu ſchaffen, begann ſie ſofort Beſorgungen für die Lazaretteinrichtung ihres Hauſes zu machen. Sie fuhr bis ſpät abends umher und kaufte ein.

Achtzehntes Kapitel

Die Fürſtin Wertſchinskaja ſchnitt eifrig Soldatenhemden zu. Vor ihr, auf dem langausgezogenen Speiſetiſch lagen Berge von weißen und bunten Stoffen. Hell brannten die Kronleuchter und beleuchteten die vielen Frauenköpfe, die ſich über die Näharbeit gebeugt hatten. Der alte Diener Feodor reichte geräuſchlos den Tee und ſüßes Gebäck herum. Xenia ſaß vor dem großen ſilbernen Samowar und ſchenkte das dampfende Getränk in die feinen chineſiſchen Taſſen. Sie nähte nicht. Ihre Mutter erklärte kategoriſch: „Xenia hat kein Geſchick dazu. Wir nähten vor einigen Tagen im Winterpalais. Die Zarin teilte allen Damen ſelbſt die Arbeit aus, und da hat meine Tochter alles verkehrt genäht. Zum Glück war ſie nicht die einzige. Nein, wie kann man's wohl für möglich halten, da hat die Generalin Warwazzi die Beinkleider für die Soldaten rundherum zugenäht."

„Ach was," rief Frau Katja Maximowa, die ſich ſtets gern ſprechen hörte, „das iſt ja ganz belanglos. Wann haben denn die ruſſiſchen Frauen der erſten Kreiſe jemals grobe Wäſche genäht? Man hat doch ſeine Bedienung — die ruſſiſche Dame iſt doch kein Arbeitstier. Man ſagt, die Zarin hätte etwas höhniſch dazu gelächelt, als die Generalin ſo hilflos daſaß und nicht recht wußte, welche Stücke zuſammengehörten. Aber unſre Zarin iſt ja auch eine Deutſche von Geburt, und die können alle nähen, vom Schloß bis in die

Hütte. Aber was ich erzählen wollte, denken Sie nur, was neulich in ſolch einer Sitzung im Winterpalais paſſiert ſein ſoll: Die Damen haben ſich zumeiſt die Silberlöffel, deren ſie ſich zum Tee bedienten, als Andenken in den Pompadour geſteckt. Das ſoll die alte Fürſtin Gortſchakowa, die erſte Hofdame Ihrer Majeſtät, bemerkt haben. Da hat die Exzellenz ſich an die Tür geſtellt, jeder Dame zum Abſchied die Hand entgegengeſtreckt und mit ihrer ſüßlichen Stimme geſagt: ‚Sie haben den Teelöffel vergeſſen abzugeben‘. Verblüffung, Schrecken und die Hand verſank im Täſchchen. Dann Hofknicks, und die Löffel mehrten ſich in der Linken der Fürſtin. — Das letztemal wurde die Nähſtunde abgeſagt, die Zarin ſoll ſehr leidend ſein.“

Ein Sturm erhob ſich unter den Damen, man diskutierte eifrig über die Geſchichte. Die meiſten hielten ſie für eine boshafte Erfindung und widerſprachen eifrig den Behauptungen der Frau Maximowa. Xenia wollte ablenken und fragte, wie es dem Sohn ginge, ob er ſchon Nachricht aus dem Felde geſandt habe?

„Ach, mein armer Sohn. Das iſt ſein achter Krieg, zwölf Wunden hat er ſchon. Immer iſt er lachend abgefahren, ſeine Augen blitzten, ſein Herz war voller Freude. Wie zur Hochzeit fuhr er —“

„Nun und diesmal?“ riefen mehrere Damen dazwiſchen. „Dieſer Krieg iſt uns doch von Deutſchland aufgezwungen, Öſterreich-Ungarn hat ſchon lange darauf gelauert, uns zu überfallen —“

„Es iſt ein gerechter Krieg,“ ſagte jemand.

„Jawohl, da hätten Sie meinen Sohn hören ſollen. Wer ſind unſre Verbündeten?“

„Die — la grande Nation —, was wollen Sie,

Madame Maximowa, ich bitte Sie, ich bin Franzöſin von Geburt, der Marquis ...“

„Gott befohlen, alle Ihre vermoderten Marquis, liebſte Fürſtin, ich habe auch nichts gegen Frankreich, aber bedenken Sie doch, England iſt unſer Verbündeter. — Mein Sohn hat mit den Buren gegen England gekämpft. Er kennt das Volk und haßt es, haßt es glühend. Gegen die Japaner hat er gekämpft, mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele haßt er dieſe gelben Affen. Und nun iſt der Japaner unſer Freund und Bruder. Pfui Teufel! Ich verſtehe dieſe Politik nicht! Das kleine Deutſchland kann ein allmächtiges Rußland doch nicht allein vernichten? Ebenſo hat es von Öſterreich nichts zu fürchten. Mein Sohn will mir in ſpäteſtens drei Wochen aus Berlin ein Kleid ſenden, da ſind ja Stoffe ſo billig.“

„Ob das ſo raſch geht,“ ſagte Xenia.

„Es wird ſchon ſo raſch gehen. Schauen Sie ſich die Karte an. Wo ſtehen unſre Heere? Mitten in Preußen ſind ſie. Unſre Maſſen werden ſich wie eine Lawine vorwärtsſchieben. Dieſer moderne Krieg wird ſchrecklich ſein, aber kurz. Deutſchland kann ja nie gegen uns aufkommen.“

„Die große Schlacht bei Maſuren ſoll uns doch Leute gekoſtet haben,“ ſagte die junge Frau Moroſow, die ſeit der Abreiſe ihres Gatten bei Verwandten in der Reſidenz lebte.

„Ach was,“ riefen mehrere Damen, „Rußland hat genug Soldaten. Mögen einige Bauernſchädel eingerannt werden. Was tut's?“

„Meine Damen, nicht ſo ſiegesſicher,“ ſagte die alte Frau Maximowa ernſt. „Mein Sohn war nicht ſo

voller Hoffnung. Er ſagte: England und die Japaner verderben alles. Es wird kein Segen auf uns ruhen. Und mein tapferer Oberſt fuhr diesmal traurig und voller Todesahnungen ab.“

Die alte Dame ſchluchzte in ihr Taſchentuch hinein, und Xenia ſtreichelte ihr mit tröſtenden Worten die Wange.

„Haben Sie Mut, Ihr Sohn kommt zurück,“ ſagte ſie immer wieder. Die Fürſtin Wertſchinskaja ſchickte den Diener nach ihrer Landkarte. Da hatte ſie lauter bunte Fähnchen geſteckt und verfolgte nach den Zeitungsberichten den ſiegreichen Zug der ruſſiſchen Heere.

„Ich habe authentiſche Nachrichten aus Deutſchland,“ ſagte die Gräfin Lola Korſakowa. „Man hat mir über Kopenhagen geſchrieben. Es geht dort alles drunter und drüber. Die Sozialiſten haben ſich in Berlin empört, ſie weigern ſich in den Krieg zu ziehen. Da hat man ſie in die Bahntunnels unter die Erde getrieben und dort fünfhundert Mann ſofort niedergeknallt. In der Maſurenſchlacht ſind zweimalhunderttauſend Deutſche gefallen, alle Damen Berlins tragen ſchwarz. Mit den Lebensmitteln ſoll es ſehr knapp ſein, das Volk, beſonders die Weiber, haben auf den Marktplätzen alles kurz und klein geſchlagen. Ich — ich habe nicht alles behalten —, aber es geht furchtbar zu in Deutſchland. Der Krieg hat alle empört. Alle glaubten, Kaiſer Wilhelm wäre der Friedenskaiſer, und plötzlich überfällt er Rußland. Franz Joſeph kann man ja alles nicht ſo ſehr nachtragen, er iſt ein Greis, aber Kaiſer Wilhelm —“

In dem Augenblick meldete der Diener: „Madame Tereſina Caretti.“

Die Fürſtin ſprang mit einem Freudenſchrei von ihrem Stuhl.

„Ciel, die Freude. Meine teure Caretti — die berühmte Primadonna. Meine Damen, ich führe ihnen ſofort einen ſehr intereſſanten Menſchen zu. Sie iſt eine beauté und hat d'ésprit.“

Alle waren geſpannt und ſchauten neugierig zur Tür, hinter der ein lautes Sprechen ertönte. Es dauerte geraume Zeit, bis die beiden Damen eintraten. Signora Caretti war eine ſchöne, imponierende Erſcheinung. Ihre dunkeln Augen ſprühten, ſie ſchien ſehr erregt. Ebenſo die Fürſtin. Ihr braunes Zigeunergeſicht war dunkelrot, und ihre Stimme bebte bei der Vorſtellung.

„Die Signora hat eine weite Reiſe hinter ſich. Sie kommt direkt aus Feindesland und erzählt Geſchichten, unglaubliche —“

„Und doch die vollſte Wahrheit,“ ſagte die Sängerin ernſt. „Man iſt hier ſehr im Irrtum — leider — leider verhält ſich alles anders.“

„Was? Das iſt ja ſehr intereſſant. Erzählen Sie, bitte!“ riefen die Damen durcheinander.

Alle Hände ruhten, und aller Augen waren auf die ſchöne Italienerin gerichtet, die aus Xenias Hand eine Taſſe Tee entgegennahm.

„Haben Sie auch Engländer geſehen?“ fragte Katja Maximowa mit ihrer ſchrillen Stimme. „Sie haben ja lauter wilde Völker auf Deutſchland losgelaſſen —“

„Das iſt gut. Die Neger und die Gurkhas werden ſchon das eingebildete Germanien in eine Wüſte verwandeln. Ich haſſe die Deutſchen,“ ſagte die Malinina, die noch behäbiger geworden war.

„Meine Damen," begann die Italienerin, „ich bin Kosmopolitin. Überall, wohin mich meine Kunſt führt, da fand ich gute und böſe Menſchen. Ich bin der Anſicht, dieſer Krieg iſt eine große Verirrung der Menſchheit. Vielleicht der letzte Akt der Unkultur. Jedenfalls Fluch den Männern, die ihn entfacht haben, und ſo namenloſes Elend über die Menſchheit brachten."

„Kaiſer Wilhelm iſt an allem Schuld," ſagte die Fürſtin. „Er hat den Krieg erklärt —"

„Sie irren. Der Kaiſer wollte den Frieden. Bis zuletzt hat er mit dem Zaren in Depeſchenwechſel geſtanden. Von Rußland her drohte die Gefahr. Ruſſiſche Truppen waren in beängſtigendem Übermaße an der deutſchen Grenze konzentriert."

Ein „Ach" der Verwunderung ward hörbar. Mehrere Damen proteſtierten eifrig. Die Gräfin Lola lachte: „Sie ſind ja behext von den Deutſchen, Madame. Ich weiß, wie es eben in Deutſchland ausſieht."

„Die Begeiſterung, die Siegeszuverſicht iſt koloſſal. Am ſiebenten Auguſt ſchon fiel Lüttich, aber wie ich geſtern in einer Geſellſchaft hörte, weiß man noch nicht einmal von der Einnahme dieſer Feſtung. Namur, Brüſſel, ja faſt ganz Belgien iſt in deutſchen Händen. Sie haben dort einen alten Feldherrn, ich glaube Goltz heißt er, zum Generalgouverneur gemacht —"

„Und der König?" riefen mehrere Damen, „wo iſt der geblieben?"

„Nach England geflüchtet, glaube ich —"

„Dann iſt er nichts wert," meinte die Maximowa. „Aber all das klingt wie ein Märchen. Und unſre ruſſiſchen Armeen?"

„Und Frankreich? Mein geliebtes Frankreich?“ fragte die Fürſtin faſt atemlos.

„Deutſchland hat plötzlich ein militäriſches Genie entdeckt, Hindenburg heißt der Mann. Er iſt in aller Munde, der Held des Tages ...“

„Na, gegen unſern Nikolai Nikolajewitſch wird der nie heranreichen,“ bemerkte die Malinina und löffelte mit Behagen ihre Marmelade vom Glastellerchen.

„Ach, meine Damen, die Geſchichte iſt ein grauſamer Faktor. Dieſer Hindenburg hat ſiebzigtauſend Ruſſen bei Ortelsburg in Oſtpreußen gefangen —“

„Unmöglich!“ riefen alle wie aus einem Munde. Eine lebhafte Diskuſſion entſpann ſich.

„Und la grande nation, la France, racontez, Madame Caretti, wie geht es Frankreich in dieſem Kriege?“ fragte die Fürſtin ungeduldig.

„Frankreich hat ebenfalls eine Schlappe nach der andern ...“

Die Fürſtin ſprang auf. Sie war leichenblaß und ihre Stimme überſchlug ſich: „Unſre werte Signora Caretti iſt wohl ſehr nervös durch alle die traurigen Eindrücke, die ſie in Deutſchland gehabt hat. Wir wiſſen ja alle, wie es dort ausſieht. Unſre verbündeten Heere gehen ſiegreich vorwärts. Wir leſen es ja alle Tage in unſern Generalſtabsberichten.“

Die Sängerin löffelte ſchweigend ihren Tee. Sie ſah, daß man ihr keinen Glauben ſchenkte und ſie wohl gar für unzurechnungsfähig hielt. Xenia empfand die Taktloſigkeit ihrer Mutter peinlich. Sie ſtand auf und bat die Künſtlerin, die ſichtlich verſtimmt war, ſich doch ihre neue Geige anzuſehen. Die beiden Damen verließen das Zimmer. Hinter ihnen brach ein Sturm los.

„Sie iſt irre, bei Gott, meine Herrſchaften, ſchenken Sie der Caretti keinen Glauben. Frankreich von den Deutſchen beſiegt! Undenkbar, ſolch ein Blödſinn!“

„Wenn die verdammten Engländer nicht wären und die Japaner,“ ſeufzte die kleine Maximowa nun wieder. „Dieſes Bündnis bringt uns kein Glück.“

„Mademoiſelle Xenia,“ ſagte die Sängerin, „Sie ſind eine feine Seele, Sie werden mich verſtehen. Ich ſprach die Wahrheit, glauben Sie mir. Aber ich fühle mich gekränkt durch den Zweifel, der mir entgegengebracht wurde. Ich mag mich nicht mehr bei den Damen zeigen. Helfen Sie mir, daß ich unauffällig Ihr Haus verlaſſen kann. Es tut mir leid, daß ich überhaupt gekommen bin.“

„Ich verſtehe Sie, Signora, und bitte Sie um Verzeihung, daß Ihnen in unſerm Hauſe das paſſieren durfte. Zugleich bitte ich Sie, geben Sie mir morgen Gelegenheit, mehr von der uns vorenthaltenen Wahrheit zu hören. Ich wäre Ihnen unendlich dankbar.“

„Kommen Sie ins Hotel d'Europe. Morgen zwiſchen zwei und fünf bin ich zu Hauſe,“ ſagte die Sängerin freundlich.

Dann ging ſie. Unten wartete das Auto. Xenia hatte es telephoniſch beſtellen laſſen. — — —

Obwohl die Zeitungen die Fanfaren unerſchrockener Zuverſicht erſchallen ließen, täglich der Haß gegen die Deutſchen geſchürt wurde und der Krieg eine Folge des verwerflichen, germaniſchen Militarismus ſein ſollte — die Stimmung in der Reſidenz ward doch trotz all dieſen Verſchleierungen und hochtönenden Phraſen äußerſt gedrückt.

Der Tod hielt ſeine reiche Ernte. Er war der eigent-

liche Herrſcher dieſes Winters. Zwar waren die ruſſiſchen Truppen in Öſterreich ſiegreich, aber in Deutſchland kamen ſie, nachdem ſie aus Oſtpreußen hinausgefegt worden waren, um keinen Schrittbreit vorwärts.

Am Hofe zankten ſich die verſchiedenen Parteien untereinander. Man ſprach von Zerwürfniſſen zwiſchen dem Zaren und ſeinem Onkel, aber letzterer behielt die Oberhand. Er wollte den Krieg und opferte Menſchenleben ohne Zahl. Er war der allmächtige Diktator, nach deſſen Willen alles geſchah. Die Verwundeten füllten die Hoſpitäler. So manches von den ungeheuren Verluſten wurde im Volke bekannt, man begann zu murren — und des Krieges müde zu werden. Potjagins Partei arbeitete eifrig. Die Polizei war Tag und Nacht auf den Beinen, die Gefängniſſe füllten ſich mit Politiſch-Verdächtigen. Trotz allem arbeitete man fieberhaft. Da kam die erſchütternde Kunde: Potjagin wäre gefallen. Seine Getreuen verſammelten ſich nachts in einem Keller, wo ſie ſich ſicher glaubten. Überall waren Wachen ausgeſtellt und alle Möglichkeiten zu einer eiligen Flucht vorhanden.

Xenia Wertſchinskaja ſaß neben Lapuchin und weinte bitterlich. Ein paar Lichtſtümpfe brannten, und ihr flackernder Schein beleuchtete die blaſſen, meiſt abgezehrten Geſichter. Man flüſterte miteinander. Es galt Wichtiges. Der Vorſitzende, von Potjagin ſelbſt, als ſein Vertreter erwählt, ſprach über die ernſte Lage und hielt den Zeitpunkt gekommen, um für die Freiheit zu kämpfen. Man widerſprach ihm. Die Beſonnenen rieten zu warten. Xenia legte eine Mappe auf den Tiſch.

„Verwahren Sie dieſe Papiere. Es ſind Potjagins Schriften. Ich fürchte, ſie ſind bei uns nicht ſicher," ſagte ſie leiſe.

Ihre Augen waren wie erloſchen. Ihr junges Geſicht wie erſtarrt. Plötzlich — ein Klopfen an der Mauer. Das verabredete Zeichen. Alles ſprang auf. In wenigen Sekunden war der Keller dunkel und leer. Die Schriften waren in der Mauer, wo ſich eine geheime Öffnung befand, verſteckt. Es dauerte nicht lange, ſo war der Keller voller Poliziſten, aber nichts Auffälliges war zu entdecken. Kein Lichtendchen, kein Aſchenhäufchen. Im Keller ſtand nur ein alter, wackliger Tiſch und ſonſtiges zerbrochenes Gerümpel. Einige gefüllte Saftflaſchen deuteten ſeine Beſtimmung an.

Zitternd langte Xenia zu Hauſe an. Ihre Mutter war bei Bekannten zur Kartenpartie. Sie würde nicht vor drei Uhr heimkommen. Das junge Mädchen warf ſich ermattet aufs Bett. Wie dieſer Winter an ihren Nerven gezerrt hatte. Es war kein eigentliches Leben mehr, das Daſein hatte keinen Wert mehr für ſie. Potjagin war tot. Er war als Held gefallen, war erlöſt von allen Nöten dieſer Erde. Zuerſt hatte dieſe Nachricht ihr Herz zerriſſen. Eine Welt verſank. Es war, als hätte ſie ſelbſt ihren Todesſtoß erhalten. Und jetzt, in dieſem Augenblick, da war ihre Seele plötzlich wie befreit. Es war als ſchaue ſie auf einen hellen Weg, den ſie gehen mußte, um den immer noch Heißgeliebten zu finden. Dort ſtand er. So deutlich ſah ſie ihn durch ihre tränenumflorten Augen hindurch, daß ſie den Arm nach ihm ausſtreckte und ſeinen Namen rief. Wie häßlich und dunkel war das Leben. Die

Menſchen fielen wie wilde, blutdürſtige Tiere übereinander her. Einer Viſion gleich, ſah ſie das Schlachtgetümmel vor ſich. Der Himmel war blutrot, die Luft von ſauſenden Tönen, von Donner und Brüllen erfüllt. Eine Symphonie des Schreckens. Das Hohelied der Hölle, die hohnlachend auf das betörte Menſchenvolk herniederblickte. Aber mitten durch dieſen teufliſchen Lärm hörte ſie eine ſüße, herrliche Weiſe, das war die Muſik der erlöſten Seelen, die aus all dem Grauen und Entſetzen dieſer Welt ſich in reine, ſelige Sphären emporſchwangen. Hoch zu Roß, im Purpurmantel mit blitzender Senſe ſtob der König Tod durch die Reihen und mähte — mähte mit ſcharfen Streichen die edlen Garben. — Die Mutter Erde umfing ſie liebreich, und wie roter Mohn wogte es über ſie hin. Rote, dampfende Ströme von Blut — ein unverſiegbarer Quell ſterbenden Lebens, über deſſen letztes, heißes Atmen das ſchwarze Rieſenroß hinüberſprengte, das letzte Röcheln verſtummen machte.

Aber hinter dieſem Bilde ſah Xenia den ſonnenglänzenden Pfad, und da ſtand er — und winkte ihr. Der Tod wurde zum Leben, denn das Leben war der Tod. Wie unter einem zwingenden Muß, ohne ſich über ihr ſeltſames Tun Rechenſchaft zu geben, ging ſie zum Schrank und zog ihr weißes Seidenkleid an, das ſie zuletzt in der Oſternacht getragen hatte. Sie ſchleppte alle Blumentöpfe zuſammen und ſtellte ſie maleriſch um ihr Ruhebett. Dann zündete ſie die elektriſchen Lampen an. Es ſah feſtlich in ihrem Zimmer aus, und der große Spiegel warf ihr liebliches Mädchenbild in ſtrahlender Helle zurück. Sie ſah ſich an und lächelte. In ihr war kein Gedanke an ihre Mutter, die ihres

Kindes Seele nie gekannt hatte. Ihre Augen ſchauten immer noch die Viſion ihres Traumes. Oder war's kein Traumbild? Hatte die Seele Augenblicke, wo ſie hinausflog in eine andre Welt, nach der ſie ja ſtets ein leiſes Heimweh verſpürte? Alle Gedanken waren bei Xenia ausgeſchaltet. Sie fühlte nur. Jede Fiber in ihr war ein ſüßes Erwarten, eine zitternde Spannung. Sie ſah und fühlte. Weiter träumen und ſchauen und dann nicht mehr erleben. — Das war's, was ihre Seele verlangte. Sie legte ſich auf das Ruhebett, zog fröſtelnd das weiche Eisbärenfell über ihre Kniee und taſtete dann nach dem Armband, deſſen Inneres ein Tröpfchen barg, das in der Stunde äußerſter Gefahr zum Erlöſer werden ſollte. Sie trank. — Ihr Kopf ſank aufs ſeidene Kiſſen. Ein leiſer Seufzer, und die junge Fürſtin ging den Sonnenweg, den goldglänzenden Weg, der weit, weit von dieſer dunkeln Erde hinwegführte — in den ewigen Frieden hinein.

Neunzehntes Kapitel

Frau Liſa Kutinowa kam in dieſem Herbſt kaum zum Nachdenken. Es gab unendlich viel zu tun. Das Gut beherbergte fünfzig ſchwerverwundete Krieger. Seit acht Tagen war wieder ein neuer Transport angelangt. Profeſſor Glinsky arbeitete mit einem jüngeren Kollegen zuſammen. Außerdem waren noch fünf Schweſtern engagiert, die ſich in die Pflege teilten. Vor einiger Zeit hatte ſich noch eine freiwillige Hilfe gemeldet, die ſich bald als vorzügliche Kraft bewährte. Das war die Tochter des evangeliſchen Pfarrers aus Penſa, Brigitta Boettcher.

„Laſſen Sie mich bei Ihnen helfen," bat ſie. „Ich werde ſonſt noch verrückt vor Kummer und Sorgen."

„Haben Sie nahe Angehörige im Feld?" fragte die Gutsherrin teilnehmend.

„Ja, eine große Menge," entgegnete das junge Mädchen und dachte dabei: Alle, die meine Sprache ſprechen, ſtehen mir nah! Zu Hauſe durfte man nur flüſtern und im alten, teuren Baltenlande, da ſchlugen viele Herzen in Hoffen und Bangen. Aber ihre Zungen mußten ſie hüten, denn hundert Feinde lauerten im eigenen Lande auf dieſes Häuflein Menſchen fremden Blutes, die ſich einſt zu den Herren ihrer Scholle gemacht hatten. Brigitta war zu Hauſe wenig nötig. Die Gemeinde war klein und durch den Krieg noch mehr zuſammengeſchrumpft. Alle jüngeren Männer waren fort. Die Paſtorin und Tante Minna hatten mit der

Armenpflege genügend zu tun, aber ihre Kräfte reichten dazu aus. Brigitta hatte mal daran gedacht, nach Riga zu reiſen, um ſich dort als Krankenpflegerin auszubilden, aber dann verwarf ſie wieder den Gedanken. Sie wollte nicht zu weit fort von ihren Eltern. Weiß Gott, was der Krieg noch alles mit ſich brachte. Schließlich wurden die baltiſchen Provinzen noch zu Schlachtfeldern. Rußland ging darauf aus, alles Deutſchtum zu vernichten. Welches mochte das Los der deutſchen Bevölkerung jener Gebiete ſein? Mit banger Sorge ſah Paſtor Boettcher der Zukunft ſeiner Heimat entgegen. Die Stimmung im Pfarrhauſe war ſehr düſter, es kamen keine guten Nachrichten aus dem Baltenlande. Die Briefe waren ſehr vorſichtig abgefaßt, es galt zwiſchen den Zeilen leſen, aber was da offenbar wurde, drückte jede Lebensfreude herab. Die lebhafte, energiſche Brigitta konnte dieſes Schneckenleben, wie ſie ſagte, nicht länger aushalten. Jeder Nerv in ihr verlangte nach Anſpannung. Kurz entſchloſſen fuhr ſie nach Kutinowo. Oskar Walther hatte ihr erzählt, daß die Gutsherrin eine intelligente und edeldenkende Dame wäre. Sie glaubte hier keinen Vorurteilen zu begegnen. Aber im erſten Augenblick ſtutzte doch Frau Kutinowa, als das hübſche Mädchen ſich als evangeliſches Paſtorentöchterchen vorſtellte. Weiß Gott, eine Deutſche! Schließlich war Erna Roſe auch eine Deutſche geweſen und ja, der Müller, ihn hatte ſie im Augenblick ganz vergeſſen. Und die Erinnerung an dieſen Mann beeinflußte jetzt ihr Handeln.

„Ja, kommen Sie zu mir,“ ſagte ſie feſt, „ich brauche eben notwendig eine Hilfe.“

So wurde Brigittas Wunſch erfüllt. Sie blieb gleich in Kutinowo und ließ ſich ihre Sachen von zu Hauſe ſchicken. Was ſie beſonders freute, war, daß ſie durch Zufall Oskar Walthers Zimmer erhielt. Sie ſchrieb dies ſofort ſeiner Mutter:

„Es iſt, als ſtecke noch etwas von Ihrem Sohn in dem Raum. Ich kann ihn mir hier ſo lebhaft vorſtellen. Die Einrichtung iſt dieſelbe geblieben, und aus vielen Kleinigkeiten kann man ſo gut auf den Charakter und die Liebhabereien des einſtigen Beſitzers ſchließen. Er liebte Blumen, davon zeugen die vielen Topfpflanzen im Zimmer. Er liebte die Muſik, die Künſtlerporträts an den Wänden verraten dies. Dem Sport huldigte er, da ſtehen noch die Schneeſchuhe, und die blitzblanken Schlittſchuhe hängen im Schrank. Auch ſeine Lieblingsſchriftſteller kenne ich, aber ich muß ſagen, da hat er keinen vorzüglichen Geſchmack. Detektivgeſchichten, Kriminalromane — brr —. Aber für ſchlafloſe Nachtſtunden iſt's mir manchmal ein Heilmittel gegen troſtloſe Gedanken geweſen, ſolch eine ſpannende Geſchichte zu verſchlingen."

Frau Walther freute ſich über dieſe Zeilen. Sie liebte Brigitta ſeit ihrem letzten Zuſammenſein, und das Mutterherz machte ſeine ſtillen Pläne. Gott ja, wenn der mörderiſche Krieg nur nicht wäre und jedes Klingeln an der Haustür einem das Blut erſtarren machte. Tod oder Leben? Was brachte der neue erwachende Tag? Die bange Frage rauſchte wohl durch Millionen Mütter, deren Gebete wie ungezählte Rauchſäulen zum Himmel ſtiegen. Tante Thereſe ſagte: „Unſer lieber Gott muß jetzt noch zehnmal weiſer ſein, als früher. Ihr Mütter allein macht dem alten Herrn

zu viel zu ſchaffen mit eurem Weinen und Schreien. Jede will ihr Kind behalten, ja — wer ſoll denn ſchließlich ſiegen?“

In Kutinowo wurde Tag und Nacht fieberhaft gearbeitet. Frau Liſa übertraf ſich ſelbſt. Sie entwickelte ein Organiſationstalent, das alle Leute in Erſtaunen ſetzte. Brigitta wurde ihre rechte Hand. Aber ſie hatte immer noch zu wenig Hilfe. Da dachte ſie an Xenia Wertſchinskaja. Das junge Mädchen hatte ihr immer gut gefallen. Sie ſandte der Fürſtin eine Depeſche und bat um die Hilfe ihrer Tochter. Spät abends kam die Antwort: „Xenia wurde heute beerdigt. Potjagins Tod hat mir auch mein Kind geraubt. Ich treffe morgen ſelbſt bei Ihnen ein. Fürſtin Wertſchinskaja.“

Liſa, geſchwächt durch die Anſtrengungen der letzten Wochen, fiel in eine tiefe Ohnmacht. Als ſie endlich nach langen Bemühungen der Ärzte erwachte, war ſie ſo ſchwach, daß man ſie ſofort ins Bett bringen mußte. Sie mochte niemand ſehen, ſprechen. Bis zum nächſten Abend lag ſie im Halbſchlaf. Aber ihre Seele machte entſetzliche Leiden durch. Als ſie die laute, erregte Stimme der Fürſtin durch den Korridor ſchallen hörte, ließ ſie den Gaſt ſofort zu ſich rufen. Sie mußte vollkommen klar ſehen. Mit Anſpannung aller Kräfte verſuchte ſie ſich zu ſammeln und zu beherrſchen. In ihrer konfuſen, ſprunghaften Art berichtete die Fürſtin. Sie hatte auf Xenias Nachttiſchchen nur ein Zettelchen mit folgenden Worten gefunden: „Du biſt tot, große, edle Seele, was hat das Leben noch an Wert für mich —“

Sie glaubte aus dem letzten Zuſammenſein mit

Potjagin zu wiſſen, daß beide ſich liebten. Von ſeinem Tod hätte ſie durch einen Studenten erfahren, der plötzlich ins Haus gekommen wäre, um Xenia zu ſprechen. Sie konnte ihn aber nur an die Bahre ihrer Tochter führen. Die Fürſtin weinte und klagte immerfort und war ſo mit ihren eigenen Schmerzen beſchäftigt, daß ihr Liſas verzweifeltes Geſicht gar nicht weiter auffiel. Erſt als ſie mit einem Seufzer in die Kiſſen zurückfiel und wie leblos liegen blieb, da erſchrak ſie und klingelte wie wahnſinnig um Hilfe. Der junge dienſttuende Arzt kam herbeigelaufen und ordnete ſofort die größte Ruhe an. Die Fürſtin wurde von der alten Marfa ins Fremdenzimmer geleitet. Die alte Dienerin war ſeit dem Tode ihrer ſtrengen und eigenwilligen Herrin recht aufgelebt. Sie teilte ſich jetzt mit der alten Anjuſcha in die Pflege der kleinen Tatjana, die nach der ſchweren Krankheit ſehr der Schonung und Kräftigung bedurfte. Alexander und Vera waren beide nach Petersburg in kaiſerliche Erziehungsanſtalten gekommen. Die Mutter fühlte ſich dieſen Kindern nicht gewachſen. Beſonders der Sohn verwahrloſte ganz zu Hauſe, ſein ſtörriſcher Charakter brauchte eine feſte Hand. Vera war oberflächlich, gefallſüchtig und faul. Sie widerſetzte ſich beſtändig den Anordnungen der Mutter und begann mit den verwundeten Offizieren zu flirten. Es war höchſte Zeit, das ſie aus dem Hauſe entfernt wurde. Sehr gekränkt und mit glühendem Haß gegen ihre liebloſe, ungerechte Mutter reiſte der erzürnte Backfiſch, von Mademoiſelle Renard begleitet, in die Reſidenz ab. Aber ſchon die erſten Briefe zeugten von großer Sinnesänderung. Die vielen Gefährtinnen und das Neue und Wechſelvolle im Inſtituts-

leben, das alles gefiel dem Mädchen. Fürs erſte hatte ſie keine andern Wünſche, als regelmäßige und reichhaltige Sendungen von Süßigkeiten. Seitdem die beiden Kinder fort waren, konnte ſich Liſa erſt ganz und freudig ihren übernommenen Pflichten widmen. Immer hatte der Gedanke an den fernen Freund ſie angeſpornt, ihr Kraft verliehen. In dieſen Tagen erloſch das einzige Licht in ihrem Daſein. Matt und blaß lag ſie zu Bett. Ihr Schmerz hatte ſich in den langen Nachtſtunden ausgetobt. Jetzt war ihre Seele müde. Ihr Kopf war leer, ihr Daſein leer, ſie ſelbſt war ein leeres Gefäß. — Das dunkle, furchtbare Nichts umfing ſie. Schlafen, ſchlafen. Nur kein Erwachen. Wie beneidete ſie Xenia. Sie war bei ihm, den ſie liebte. Und wieder kam eine Nacht. Still war's im Haus. Nur hin und wieder meinte Liſa ein fernes Wimmern zu vernehmen. Dann leiſe Tritte — die wachenden Schweſtern und der Arzt machten die Runde durch die Zimmer. Körperliche Schmerzen! Was waren ſie gegen die Qualen der Seele? Gegen die Todesqualen der Seele? Leibliches Sterben, ein Dahingleiten über Raum und Zeit hinweg in unbekannte Fernen. Seeliſches Sterben, Namenloſes, etwas in dem alle Leiden, alle Tropfen unſagbarer Pein enthalten ſind. Alles Ewige im Menſchen bäumt ſich dagegen, alles Denken, alle Nerven, alles Begreifen. Und doch — vorbei — das iſt der Poſaunenklang, der alles übertönt. Vorbei — was des Menſchen Leben, Hoffen, Wollen, Lieben, ſein ganzes bisheriges Sein ausmachte.

Liſa horchte in die Nacht hinaus. In ihrer Seele regte ſich plötzlich eine Unruhe, ein Warten, ein Un-

heimliches, als nahe ſich ihr etwas. Sie war abergläubiſch. Sie glaubte an Zeichen und Wunder. Ging der Tod durchs Haus? Kam er zu ihr? Ach, ein Erlöſer aus aller Qual und Trübſal wäre er ihr in dieſer Stunde geweſen. Und doch klapperten ihr die Zähne, und kalter Schweiß ſtand auf ihrer Stirn. Mit aller Kraft ſuchte ſie ſich aufzurichten und aus dem Bett zu ſteigen. Sie taſtete ſich zum Fenſter und zog den Vorhang auf. Eine mondhelle Nacht. Ein ſilbriger Schein lag über dem alten Park. Weiße Geſtalten ſchienen durch die Wege zu gleiten und drohend hoben ſich die dürren Äſte der hundertjährigen Bäume zum Himmel empor. Ihr war, als hörte ſie einen fernen, leiſen Glockenklang, als fühlte ſie das Kommen irgendwelcher Ereigniſſe. Sie ſuchte nach ihrem gefütterten Schlafrock und ſteckte die Füße in die Samtpantoffel. Dann machte ſie in ihrem „Allerheiligſten“ Licht an. Dort grüßte ſie ſein Marmorbildnis. Sie breitete die Arme um den kalten Stein, und ein krampfhaftes Schluchzen entrang ſich ihren Lippen. Hier lag ſie lange, von allem Zeitlichen getrennt. Aber von einer inneren Unruhe gejagt, ſchlich ſie in dem Korridor zum Fenſter, das auf die weite, ſtille Landſtraße hinausführte. Wieder glaubte ſie leiſe Glocken zu hören, wieder war's ihr, als nähere ſich etwas dem Hauſe, als müſſe ſie warten, warten. Alle ihre Pulſe flogen, ihr Herz klopfte faſt hörbar. Ja, es kam etwas, da war etwas, was nach ihr rief, das nach ihrer Seele griff und ſie wieder zum Leben erwecken wollte. Eine Flut von Energie ſtrömte plötzlich in ſie hinein, ſie meinte die Stimme des Geliebten zu hören, ſeine Hand wie ſegnend auf ihrem Scheitel zu ſpüren. Sie wußte

kaum, was sie tat. Mit zitternden Händen kleidete sie sich an. Dann warf sie den Pelzmantel über und hüllte den Kopf in einen seidenen Schal. Sie trat in die kalte Mondnacht hinaus. Sie war auf der Landstraße, die sich wie eine endlose, weiße Schlange vor ihr dehnte. Vorwärts, weiter, wie getrieben, ohne Verstehen, ohne sich Rechenschaft dieses Tuns zu geben. Da hielt sie plötzlich an. Hier machte die Straße eine Biegung. Sie hörte Stimmen, ein leises Klingen von den Geschirren der Pferde. Sie erschrak. Wem würde sie hier in einsamer Nacht begegnen? Wachte oder träumte sie? Handelte sie im Fieberwahn und lief sie einer Gefahr in die Arme? Sie stellte sich hinter einen Baum und lauschte. Dann knarrte etwas. Räder? Nein, unmöglich, draußen lag ja Schnee. Sie faßte sich an den Kopf. War sie verrückt oder tot? Was kam da für eine sonderbare Gruppe auf sie zu? Zwei Pferde zogen einen Schlitten, in dem lag in Decken gepackt ein Mensch — ein Mensch mit todbleichem Gesicht — ein Toter? eine Vision? Ja, nun wußte sie's. Alles was sie erlebte war ein Traum, und sie schlief, schlief fest. Fest, daß nichts sie erwecken konnte.

„Lisa — du. — Lisa, haben meine Gedanken dich gerufen?"

Gott, die Stimme, diese Stimme. Ach, es war gut zu schlafen und zu träumen. — Nur nicht erwachen, nur nicht wach werden. Das Bild festhalten. Dieses Antlitz weiter schauen, diese Stimme hören.

Da steht ein Mann vor ihr, ein struppiger Muschik, und dann ein Soldat ohne Arm — Foma, der Diener ihres Mannes! Und dann noch jemand, ein junger Mensch, ein Fremder, der den Kopf verbunden hat und

deſſen Uniform voller Blutflecken iſt. Gott! Sie ſieht das alles und hört und verſteht — und erwacht und ſchreit laut auf.

Dann iſt alles fort, alles dunkel. Das Nichts umfängt ſie. — —

Aber dann kehrt die Seele von ihrem Flug zurück, kalter Wind macht die Frau erzittern, die da am Waldesſaum auf gefrorener Erde liegt. Sie ſchlägt die Augen auf und jetzt kommt das Begreifen über ſie. Da lächeln ein paar liebe, naſſe Augen ſie an, eine blaße Hand winkt ihr. Nicki ſpricht zu ihr: „Arme Liſa, du haſt einen furchtbaren Schreck gehabt. Hat man dir auch von meinem Tode berichtet? Ich lebe. Aber ich bin ein wunder Mann. Ich komme zu dir, damit du mich pflegen kannſt.“

Dann ſank er matt auf ſeine Heukiſſen zurück, und der junge Verwundete zog die Decke über die Bruſt des Kranken. Foma machte Liſa einen Platz zu Nickis Füßen zurecht. Sie ſetzte ſich ſtumm hin und ſchaute dem Geliebten in die Augen. Sie fand keine Worte. So, Blick in Blick getaucht, fuhren ſie dahin und leiſe klangen die Glocken durch den erwachenden Morgen.

Zwanzigſtes Kapitel

Ein paar Zeitungsreporter ſtürzten aus dem Gerichtsgebäude. In die Abendblätter ſollte wenigſtens noch eine kurze Notiz hinein. Langſam folgte das Publikum. Gruppen bildeten ſich auf dem Bürgerſteig, man ſprach ſehr eifrig miteinander. Nach und nach wurde die Straße leer. Nur wenige Neugierige ſtanden noch wartend im gegenüberliegenden Hausflur und in der Nähe der Tür, durch die Kira Torkaſſowa vermutlich heraustreten würde. Sie war frei. Das Urteil der Geſchworenen hatte auf Freiſprechung gelautet. Die Polizei ſpazierte mit wichtigen, finſteren Geſichtern auf und ab. Da fuhr ein Auto vor. Es wahr wohl telephoniſch beſtellt worden. Wenige Minuten ſpäter ſtieg eine tiefverſchleierte Dame die breiten Steinſtufen herab. Ein kleiner, brünetter Herr begleitete ſie. Der Verteidiger, der bekannte erſte Rechtsanwalt der Reſidenz, der durch ſeine genialen Plaidoyers berühmt war. Wohl dem Angeklagten, der ſeine Sache dieſem Manne anvertrauen durfte. Fürſt Leszinsky hatte ihn zu Kiras Verteidiger gewählt. Alexander Samarow ſollte ſich auch ferner der Künſtlerin annehmen, bis dieſe ſich wieder vollkommen erholt hatte. Das war noch die letzte Fürſorge des Fürſten, bevor er ins Feld rückte.

Kira ſtieg ins Auto. Plötzlich erhob ſich ein brauſendes Hurra. Die Straße war voller Menſchen, meiſt junge Leute, Studenten und Studentinnen.

Man wußte gar nicht, wo ſie alle hergekommen waren.

Kira ſaß da, bleich, zitternd, die Hände voller Blumen. Da erwachte ſie mit einem Ruck aus der Erſtarrung, ſie hob den Schleier und grüßte nach allen Seiten, ihre Tränen floßen, aber ihr Mund lächelte.

Die Polizei trieb die Menge auseinander. Der Chauffeur fuhr los. Die Tänzerin lehnte ſich weit in die Polſter zurück. War es Wirklichkeit, die ſie erlebte? Lag der böſe, grauſame Traum hinter ihr? Nach und nach erwachte ihre Seele ganz, und ſie ſah aufſchluchzend auf die Blumen in ihrem Schoß. Man liebte ſie noch, man verehrte ſie und freute ſich, daß ſie frei war und ihr Leben wieder neu beginnen konnte.

Aber wie? Sie wußte es, auf die Bühne zurück konnte ſie nicht mehr. Wenigſtens auf lange, lange nicht. Dazu war ſie körperlich viel zu ſchwach und auch ſeeliſch viel zu matt. Noch hatte ſie ein paar hundert Rubel, aber wenn die verbraucht waren, was dann? Aber ſie wollte heute nicht grübeln und ſorgen. Sie wollte ruhen, ruhen und endlich mal wieder nach langem Schlaf in ihrer Stube erwachen ohne Qualen, ohne Furcht und Zittern. Sie ſchloß die Augen und verſuchte an gar nichts mehr zu denken. Da ſtoppte das Auto. Kira ſchnellte empor und ſah zum Fenſter hinaus. Ein Regiment Soldaten ſtampfte das Pflaſter, es war augenblicklich kein Durchkommen. In langen Reihen ſtanden die Gefährte. Neben der Tänzerin hielt ein andres Auto. Eine elegante Dame in koſtbarem Pelzmantel beugte ſich vor.

„Ah," ſagte ſie laut, „Madame Torkaſſowa. Ich gratuliere. Ihr Verteidiger, Alexander Samarow,

hat ſich ja heute ſelbſt übertroffen. Ich habe den Mann bewundert."

Kira duckte ſich. Sie mochte nichts mehr hören. Daß gerade die Frau ihr begegnen mußte, an die ſich ſo viele ſchmerzliche Erinnerungen knüpften. Das andre Auto drängte ſich in dem Augenblick dicht heran. Die Gräfin Lola Korſakowa ſteckte den Kopf weit vor.

„Madame Kira," ſagte ſie mit ihrer harten Stimme, „ich habe ſeit geſtern Nachricht von Pjetr Jakumow."

Kira ſchnellte empor. Sie flog an allen Gliedern. Die Augen der beiden Frauen begegneten ſich. Der Blick der Gräfin ruhte kalt und ſpöttiſch auf dem abgehärmten Geſicht der Tänzerin. Sie weidete ſich einen Augenblick an dieſen erſchlafften Zügen, die ihren früheren Liebreiz faſt ganz eingebüßt hatten.

„Ja, Madame, es ſind traurige Nachrichten, die aus Paris kommen. Jakumow trat bei Ausbruch des Krieges in das franzöſiſche Heer ein. Er hielt ſich damals in Frankreich auf. Jetzt iſt der junge, hübſche Menſch gefallen."

Ein Schrei ertönte. Er erſtarb im Lärm der Straße. Der Weg war frei. Das Auto ſauſte weiter. Einer Toten gleich lag Kira da. Keines Gedankens fähig. Wie ausgelöſcht war ſie. Wie ein Menſch, der ſchon unzählige Wunden hat und ſchließlich noch die letzte Todeswunde erhält. Dann war ſie zu Hauſe. Die Petrowa kam ihr entgegen, und eine Flut von Worten ergoß ſich über Kira. Sie hörte kaum hin, ſie verſtand nichts. In ihrem Zimmer ſtand der ſummende Samowar und daneben allerhand gute Sachen. Mechaniſch, wie geiſtesabweſend aß und trank ſie, was die Wirtin ihr vorlegte. Dann ſagte ſie leiſe, wie ein

müdes Kind: „Nur ſchlafen will ich. Recht lange ſchlafen.“ —

Später erinnerte ſie ſich dunkel, daß dann mehrere Frauenhände ſich um ſie bemühten, daß man ſie ins Bett hob und zudeckte. Dann kam eine lange, lange Nacht. Kira ſchlief, ſchlief, aber ſie ſprach unaufhörlich dabei. Manchmal träumte ihr von einer Diakoniſſin, die immer um ſie herum war, und von einem alten, bärtigen Mann, der beſtändig etwas murmelte. Dieſe Träume waren nur kurz. Sie ſchlief meiſt feſt und traumlos. Aber es war glutheißer Sommer und die Sonne brannte immer auf ihren Kopf, bis er zu ſchmerzen anfing. Dann wurde es wieder ganz dunkel um ſie, und ihr war, als verſinke ſie in kalten Fluten, ſo daß ſie ſchreien mußte. Aber etwas war doch ſehr ſchön, ſie ſchlief immerzu und erwachte gar nicht. Sie wollte auch ſchlafen. Ihre Seele ängſtigte ſich ſo ſehr vor dem Aufwachen. — Eines Tages, da ſchlug ſie die Augen ganz auf — und dann ſchloß ſie ſchnell die Lider. Wo war ſie? So ſah doch ihr Zimmer nicht aus? Plötzlich kehrte die Erinnerung wieder. Aber nur in einzelnen Bruchſtücken. Sie wußte, ſie war eine Gefangene. War das nun ein neues Gefängnis, dieſes weiße, helle Zimmer? Da kam eine namenloſe Angſt über ſie. Neben ihrem Bett war der elektriſche Knopf. Sie klingelte. Sie ſaß aufrecht im Bett und ſtarrte zur Tür. Wer würde kommen? Was brachten ihr die nächſten Minuten?

Da ſtand eine Schweſter vom Roten Kreuz auf der Schwelle. Ein hübſches, freundliches Mädchen, deſſen braune Augen die Kranke anlachten.

„Madame Torkaſſowa,“ ſagte ſie nähertretend, „Sie fühlen ſich heute gewiß ganz wohl?“

„Wo bin ich?“ ſtammelte die Kranke, „um Gottes willen, ſagen Sie mir, wo ich mich befinde.“

„Sie ſind im Alexanderhoſpital, Kira Oſſippowna, denn Sie waren lange Zeit ſehr krank, ſehr ſchwer krank.“

„Ach,“ ſagte Kira wie erlöſt, und ihr Oberkörper ſank wieder in die Kiſſen zurück.

Die Schweſter hantierte leiſe im Zimmer. Sie wuſch und kämmte die Kranke, maß die Temperatur, tröpfelte die Medizin ins Glas und brachte ſchließlich das Tablett mit dem Frühſtück. Kiras Augen folgten der Schweſter überall hin. Sie ſuchte dabei in ihrem Hirn Ordnung zu ſchaffen. Nach und nach konnte ſie ſich beſinnen. Bis zur Freiſprechung im Gerichtsſaal kam ſie. Was dann geſchah, war wie ausgelöſcht in ihrem Gedächtnis. Von da ab bis auf dieſe Stunde war eine Leere, eine Lücke, die ſie nicht ausfüllen konnte.

„Wo war ich, als ich aus dem Gefängnis kam?“ fragte ſie leiſe. „Hat man mich direkt von dort hergebracht?“

„Sie waren noch bei ſich zu Hauſe. — Ihre Wirtin hat Sie ein paarmal beſucht, aber Sie erkannten niemand. Aber jetzt wollen wir nicht ſo viel ſprechen. Sie müſſen recht friſch ſein, wenn Doktor Wolkow Sie beſuchen kommt. Ich habe ihm ſchon telephoniert, daß es Ihnen heute ſo gut geht.“

„Aber ich habe ja doch nur geſchlafen —“ ſagte Kira. „Von einer Krankheit habe ich gar nichts geſpürt.“

„Sie hatten keine Schmerzen. Aber jetzt müſſen Sie ein wenig ruhen. Meine andern Patienten brauchen mich.“

Kira war wieder allein. Eine wohlige Mattigkeit

ſenkte ſich auf ihre Glieder. Durch das Fenſter ſchien die Winterſonne. Die gelblichen Vorhänge tauchten das Zimmer in ein goldiges Licht. Die Möbel waren weiß lackiert. Außer dem Heiligenbild hing nichts an den Wänden.

Die Kranke faltete die abgezehrten Hände, und ihre Lippen murmelten Gebete. In ihrer Seele war Frieden.

Dann kam der lange, blonde Doktor Wolkow im weißen Kittel ins Zimmer. Hinter dem Kneifer ſtrahlten und lachten die grauen Augen. Sein roſiges Geſicht mit der häßlichen Naſe und dem kleinen Bärtchen hatte einen gutmütigen Zug.

„Nun, hier geht's ja heute ausgezeichnet. Jetzt ſind wir endlich über den Berg. Eigentlich kennen wir uns ja noch gar nicht, Kira Oſſippowna."

Er ſtreckte ihr ſeine große Hand hin, in der ihre Rechte ganz verſchwand. Dann ſetzte er ſich neben die Kranke und begann zu plaudern. Seine Stimme hatte einen angenehmen Klang. Sie wirkte beruhigend. Von dem ganzen, kerngeſunden Menſchen ging eine Kraft und Zuverſicht aus, die eine gute Wirkung auf alle Kranken hatte. Kira lächelte, als der Arzt ſie ſo freundlich anſah. Sie fühlte es, der Mann war gut. Ihm konnte man vertrauen.

„Doktor Wolkow, ich kann mich auf vieles nicht beſinnen. Das quält mich. Wie wurde ich krank?" fragte ſie, und die Ungeduld zitterte in ihren Worten.

„Hm, Sie hatten zuviel durchgemacht. Ihre Nerven hielten einfach nicht mehr vor. Es gibt für die Kraft des Menſchen eine Grenze des Möglichen, ganz einfach. Sie kamen nach Hauſe, dort brachen Sie zu-

ſammen. Ein ſchweres Nervenfieber hielt Ihren Geiſt lange Zeit im Bann. Da kam die Kriſis, das Fieber verließ Sie, das Hirn begann wieder normal zu arbeiten, das Bewußtſein kehrte zurück. — Aber jetzt die allergrößte Schonung. Ekaterina Maximowna, Sie bürgen mir jetzt für die allergrößte Ruhe," ſagte er der Schweſter.

„Aber was ſoll ich jetzt den Tag über tun?" ſagte Kira, „ich langweile mich ſehr."

„Das iſt das beſte Heilmittel. Noch müſſen Sie ruhen, ſchlafen und immer wieder ſchlafen. Noch exiſtiert die Gegenwart nicht in vollem Maße für Sie. Geduld, auch der Tag kommt, wo Sie wieder ganz geſund werden."

Er reichte mit ſeinem gutmütigen Lächeln Kira wieder ſeine große, rote Hand und dann ging er, um von ſeiner urwüchſigen Kraft andern Kranken mitzuteilen.

Seit jenem Tage machte Kira große Fortſchritte in ihrer Geneſung. Sie durfte ſchon auf Stunden das Bett verlaſſen. Auch ein Buch gab man ihr in die Hand, irgendeine leichte, humorvolle Lektüre. Aber auch wenn ſie ganz ſtill lag, arbeiteten ihre Gedanken fieberhaft. Nach und nach gelang es ihr, die beängſtigende Lücke in ihrem Gedächtnis auszufüllen. Irgend jemand ſprach hinter ihrer Tür die Worte: „Ja, dieſer Krieg fordert zu viele Opfer ſchon —"

Da fuhr es wie ein Blitzſtrahl in ſie hinein —. Mit einem Mal war die Brücke bis auf den heutigen Tag gefunden. Sie ſah das kalte, hübſche Geſicht der Gräfin Lola vor ſich und hörte ihre Worte: „Der junge, hübſche Jakumow iſt gefallen —"

Sie haſtete ſich mühſam in ihr Bett zurück, und von dem Augenblick an hatte ſie nur den einen Gedanken: Pjetr war tot. Nie würde ſie ihn wiederſehen. — — Hatte ſie denn noch immer gehofft, nach allem Schrecklichen, was geſchehen war? Konnte ſie ſo töricht ſein zu glauben, daß er eines Tages wieder zu ihr zurückkehren würde? Pjetr war tot.

Sie ſagte ſich's alle Stunden wieder. Sie weinte nicht, nur ernſt und ſchweigſam war ſie. Und der Arzt ſchüttelte manchmal beſorgt den Kopf. Ob da nicht eine lebenslängliche Melancholie nachblieb? Aber Kira genas doch ſeeliſch. Nach und nach verklärte ſich ihr das Bild des geliebten Mannes. Sie ſah ihn in der Erinnerung, ſo wie ſie ihn ſehen wollte, nicht wie er wirklich geweſen war. Das zerſtörte alle Bitterkeit in ihr. Er war ein ſchwaches, verblendetes Menſchenkind geweſen. Seine Mutter und die Gräfin hatten ihn ganz umgeſtimmt. Und jetzt war er als Held geſtorben. Von Tag zu Tag wurde es ſtiller in ihr. Sie fühlte ihre Kräfte zurückkehren und dachte ſchon daran, das Krankenhaus zu verlaſſen. Aber der Arzt riet immer wieder zum Bleiben. Er ſaß jetzt manchmal ein Viertelſtündchen plaudernd bei ihr. Seine Patientin gefiel ihm. Jetzt ſprach er auch über den Krieg und über all das Elend, das er im Gefolge hatte.

„Wenn man doch etwas dazu beitragen könnte, um das Elend zu lindern," ſeufzte Kira. „Reich ſein müßte man, unermeßlich reich."

Da huſchte ein Lächeln über das Geſicht des Arztes.

„Vielleicht werden Sie über Nacht glückliche Beſitzerin einer Million."

„Ja, wenn es ſolche Glückszufälle geben würde.

Ich beſitze aber nicht einmal ein Prämienlos," ſagte Kira.

Von dem Tage ab quälte ſie wieder die Sorge um ihre Zukunft. Was ſollte werden? Sie dachte daran, die Verwundetenpflege zu erlernen, aber Doktor Wolkow meinte, ſie hätte nicht die nötige Kraft dazu.

Eines Sonntags verließ Kira das Krankenhaus. Sie ſehnte ſich nach ihren eigenen vier Wänden, wie ſie ſagte. Eine große Unruhe hatte ſich ihrer bemächtigt. Der Abſchied von Doktor Wolkow war kurz und herzlich. Er verſprach, ſie einmal zu beſuchen.

Die ganze Zeit über war Kira ſchon ſehr erſtaunt geweſen, daß man ihr keine Rechnung vorlegte. Als ſie jetzt ins Bureau ging, um dieſe zu verlangen, da wurde ihr der Beſcheid, daß die ganze ſehr beträchtliche Summe ſchon bezahlt wäre. Ihr Rechtsanwalt Samarow hätte alles prompt erledigt.

Kira ging ſinnend die Stufen hinab. Was bedeutete das? Wie kam dieſer Mann dazu, für ſie zu zahlen? War da der Fürſt Leszinsky wieder im Spiel? Die treue Seele! Wie rührend von dieſem Mann, ſo für ſie zu ſorgen; aber geſchenkt wollte ſie nichts nehmen, ſelbſt von dieſem Kröſus nicht. Sie hatte ja, Gottlob, noch etwas Geld, aber das würde jetzt wohl draufgehen. Da war wieder das alte, graue Sorgengeſpenſt, das ſie auf Schritt und Tritt begleitete. Was ſollte werden?

Mit dieſem Gedanken kam ſie bei der Petrowa an. Die hatte ſie ſchon erwartet. Vom Krankenhauſe war telephoniert worden. Ganz feierlich ſah die dicke Dame aus, gut friſiert und geſchnürt. — Kira küßte ſie dreimal zur Begrüßung ab.

„Da bin ich wieder," ſagte ſie lächelnd. „Sie haben ſich ja heute ſo ſchön gemacht!"

„Es ſind Gäſte da, Kira Oſſippowna, zwei Herren wollen Sie ſprechen."

„Mich? Wußten die Herren denn, daß ich nach Hauſe komme?"

„Ja. Gehen Sie nur gleich in Ihr Zimmer."

Kira fühlte ihr Herz klopfen. Aber raſch entſchloſſen öffnete ſie die Tür. Alexander Samarow kam in ſeiner lebhaften Art auf ſie zu. Der andre Herr erhob ſich ebenfalls bei ihrem Eintritt. Es war ein hochgewachſener, alter Herr, mit langem, herabwallendem, weißem Bart, ſtrengen Zügen und durchdringenden Augen unter buſchigen Brauen.

„Fürſt Boris Bogdanowitſch Leszinsky," ſtellte Samarow vor.

Kira ſtutzte. War's ein Verwandter von ihrem fürſorgenden Freunde? Und was wollte er von ihr? Wieder fühlte ſie ihr Herz laut pochen.

„Wir ſind zu Ihnen gekommen, Kira Oſſippowna," begann der Rechtsanwalt, „um Ihnen zwei Mitteilungen zu machen —"

„Mein Neffe Boris iſt in Galizien gefallen," unterbrach ihn der alte Herr.

„Gefallen?" Kira erbleichte.

„Sie hat ihn wohl geliebt," dachte der Fürſt.

„Sprechen Sie weiter," ſagte er darauf zum Rechtsanwalt.

„Fürſt Boris Leszinsky hat ein Teſtament hinterlaſſen. Er hat Sie ſehr geſchätzt und Ihnen eine halbe Million Rubel vermacht. Das Kapital wird Ihnen nicht ausgezahlt werden, aber es iſt gut angelegt, ſo

daß Sie ſehr komfortabel werden leben können. Ich beglückwünſche Sie, Kira Oſſippowna, daß Sie ſolch einen edlen Freund hatten."

Kira ſchwieg. Sie hielt den Kopf geſenkt. Sie ſchien noch bleicher. Der alte Fürſt betrachtete ſie mit wachſendem Intereſſe.

„Fürſt Boris iſt tot. — Ich kann's noch nicht faſſen," ſagte ſie leiſe.

Über das Geld ſprach ſie kein Wort.

„Ein merkwürdiges Weſen," dachte der Fürſt, „verſtellt ſie ſich oder iſt ſie wirklich das edeldenkende, ſelbſtloſe Geſchöpf, als das mein Neffe ſie mir geſchildert hat? Schade, daß der Tod dazwiſchen kam, vielleicht wäre er noch ein andrer Menſch geworden."

Dann wurden noch einige praktiſche Fragen erledigt. Kira mußte verſchiedene Papiere unterſchreiben, Dokumente wurden ihr eingehändigt. Der alte Fürſt wurde nach und nach väterlich-freundlich zu ihr. Dann war endlich alles erledigt. Die Herren gingen. In Kiras Kopf wirbelte alles durcheinander. Die Petrowa ſtürzte ins Zimmer. Sie hatte gehorcht und gebärdete ſich wie eine Unſinnige. — Erſt in der Stille der Nacht begann Kira alles zu faſſen. Sie weinte die Kiſſen naß und dachte an Pjetr. Wenn er das mit erlebt hätte. Mit dem Gefühl heißer Liebe für ihn, der ſie verlaſſen und betrogen, ſchlief ſie ein. Der Tod verklärt und entſühnt. —

Einundzwanzigſtes Kapitel

Eine hohe, helle Frauenſtimme ſang ein Lied, das luſtig klang, aber den Refrain hatte:

„Ach, wie bitter, ach, wie trüb,
Iſt das Los, das mir verblieb.“

Die alte, baufällige Hütte lag vom Dorf entfernt, mitten in der weißen Steppe. Bis an die trüben, geflickten Fenſterſcheiben häuften ſich die Schneemaſſen. Die Flocken fielen Tag und Nacht, und der Sturmwind wirbelte ſie über die endloſe Ebene hin, daß alles weit und breit in weiße Schleier gehüllt war.

„Ein Hundewetter, bei Gott,“ ſtöhnte der Krüppel auf ſeinem Strohſack hinter dem Ofen, „gib mir einen Schluck Branntwein, mich friert ſo ſehr.“

Das junge Weib ſaß mitten in der niedrigen Stube und ſchaukelte ein Lumpenbündel auf ihren Knieen. Drin lag ein neugeborenes Kind. Das hübſche Geſicht war bleich und ſchmal, die dunkeln Augen lagen tief, aber eine leidenſchaftliche Glut brannte in ihnen, als ſie den ſchwarzen Kopf zum Bruder hinwandte.

„Die Wodka iſt alle. Die Monopolbude iſt geſchloſſen. Der Zar hat's befohlen. Trink Tſchai, laß das Saufen. Haſt damit der Großmutter genug Kummer gemacht.“

Ein tiefer Seufzer ward hörbar.

„Kämpfen ſoll man, ſich von den Deutſchen totſchlagen laſſen, aber wo ſoll man denn die Kraft hernehmen, wenn es keinen Branntwein gibt? Ohne

Beine hat man mich nach Hauſe geſchickt, zwei Kugeln ſitzen noch im Körper —"

Er huſtetete und ſchnappte nach Luft, dann röchelte er lange Zeit, ziſchende Laute tönten durch die verräucherte Stube. Das Kind in ihrem Schoß erwachte. Es begann zu weinen, immer lauter, lauter, bis es den ganzen Raum mit ſeinen klagenden Tönen füllte. Akulina drückte es an ſich und ſprach liebkoſende Worte. Dann trank der Säugling und ſchlief wieder ein. Das Mädchen legte das Bündel behutſam auf das Fußende des Bettes.

„Stoße den Koſtja nicht," ſagte ſie rauh, „ich will einen Brei kochen."

Sie war groß und ſchlank, und man ſah ihr an, daß ſie mal ſehr ſchön geweſen ſein mußte. Jetzt hingen ihr die Kleider um den abgemagerten Körper, alles an ihr war ſchmutzig und ſchlampig. Sie hantierte am Herd, laut und polternd ſchob ſie den Kochtopf aufs Feuer. In ihr tobte eine verzweifelte Wut. Mußte all das Unglück gerade über ſie kommen? Sie war das hübſcheſte Mädchen im Dorf geweſen, weit und breit begehrt und von den Burſchen umſchwärmt. In Kutinowo hatte ſie ihren guten Lohn und keine Sorgen. Dort kam das Unglück über ſie. — Bald darauf ſtarb die alte Großmutter, die ärmſte Bäuerin im Dorf. Ihr Bruder, Iwan, ein unverbeſſerlicher Trunkenbold, mußte in den Krieg. Nun war das Kind da, und der Bruder kehrte als Krüppel zurück. Not und Elend überfielen ſie jetzt mitten im Winter wie reißende Raubtiere. Sie ſah keinen Ausweg mehr. Sollte ſie mit ihrem Kind in den wütenden Schneeſturm hinaus? Die Tränen floſſen über ihre eingefallenen Wangen

und ſchluchzend ſummte ſie wieder die Schlußworte des Liedes:

„Ach, wie bitter, ach, wie trüb,
Iſt das Los, das mir verblieb.“

Gegen Abend ließ das Schneegeſtöber ein wenig nach. Akulina hüllte ſich in ein großes Tuch und ſchlich zur Hütte hinaus. Das Kind ſchlief beim Krüppel, der laut ſchnarchend dalag. Sie hatte ihm doch noch ein Glas Branntwein geben können. Großmutter hatte ein paar Flaſchen auf dem Boden verſteckt. Die Alte nahm ſelbſt täglich einen herzhaften Schluck, denn der Steppenwind fuhr im Winter ſo eiſig durch die verfallene Hütte.

Akulina wanderte durch den dunkeln, eiſigen Abend bis nach Kutinowo hin. Vielleicht, daß die Mägde ihr dort einen guten Happen ſchenkten. Der Koch war ja auch einſt ihr Verehrer geweſen. Man konnte ſie doch nicht verhungern laſſen. Und wenn ſie betteln mußte. Aber ihr Kind ſollte doch ſatt werden. Hell glänzten die vielen Fenſter des großen Gutsgebäudes. Ja, die dort krank lagen, die hatten's gut. Wenn man ihr doch wenigſtens den halbtoten Bruder abnehmen wollte. — Akulina beflügelte ihre Schritte. Dort war es hell, warm, und es gab vielleicht was zu eſſen. Sie lief faſt, der Schweiß perlte ihr trotz der Kälte auf der Stirn, ihr Herz klopfte. Vorwärts, vorwärts, die Lichter lockten und riefen. — —

Frau Liſa Kutinowa ſtand in Nickis Zimmer. Sie war ſehr blaß und ihre Stimme zitterte: „Der Landrichter hat alle Päſſe abverlangt. Er war ſelbſt hier und tat ſehr geheimnisvoll. Auch kehrte er plötzlich den Tſchinownik hervor. Sogar nach dem Frühſtück blieb er

noch zugeknöpft, nur deutete er darauf hin, daß die Regierung gegen alle politiſch verdächtigen Leute das ſtrengſte Verfahren einleiten würde. Daß eine Njemka, die deutſche Pfarrerstochter, bei mir im Hauſe ſei, mißfiel ihm gründlich. Alle Deutſchen wären unſre Feinde, die Balten ebenſo. Alle Deutſchen ſeien Verräter. In dieſem Ton ging es fort, bis ich ihm eine energiſche Antwort gab."

„Ich bürge für Fräulein Boettcher," ſagte Potjagin, „Sie iſt ein ſehr tüchtiger und guter Menſch."

Er ſaß in einem Lehnſtuhl vor dem brennenden Kamin und ſah noch ſehr ſchmal und blaß aus.

„Der ewige nationale Haß! Rußland wütet gegen ſeine eigenen Untertanen. Polen, Balten, Finnländer und Juden werden ihres Lebens nicht froh. Wo ſoll da die Liebe zum Vaterland herkommen? Sie ſind ja alle rechtlos und haben nur ihre Scholle lieb. Was geht ſie das große, grauſame Rußland an mit ſeiner verfluchten Tſchinowniks wirtſchaft? Wenn man die Zeitung lieſt, dann kocht einem das Blut. Der Landrichter iſt auch ſo eine hinterliſtige Kreatur. Der führt gewiß etwas gegen mich im Schilde. Möchte nur wiſſen, wie weit er orientiert iſt. Hat er auch meinen Paß?"

„Nein, den behielt ich zurück, ebenſo die Päſſe der Ärzte, damit dies nicht weiter auffällt."

„Jetzt gilt es handeln und ſich wieder mal in Sicherheit bringen, ehe es zu ſpät iſt. Zwar bin ich eben kaiſerlicher Offizier, der im Felde verwundet worden iſt, aber in Schlüſſelburg wäre auch für mich noch Platz, obgleich da ſchon alles recht beſetzt ſein ſoll. Ich werde dich wohl wieder verlaſſen müſſen, um als irgendein Muſchik durch das heilige Rußland zu wandern. Haſt

du nicht von Nadja Morosow einen Brief erhalten? Ich denke, wir fahren noch heute aufs Gut. Man kann nie wissen, ob der Landrichter nicht morgen wieder auftaucht. Bei Morosows hat er wenigstens nichts zu suchen, da ist ein andrer Isprawnik. Laß anspannen, Lisa. Unterwegs wollen wir beraten."

Lisa begann auf und ab zu schreiten. Die Gedanken überstürzten sich in ihrem Kopf. Ein Chaos war in ihr. Phantastische Pläne entstanden und wurden wieder verworfen. Daß Gott sie erleuchtete und ihr einen Weg wies! In diesen schweren Tagen hatte sie wieder beten gelernt. In der Angst um den geliebten Mann faltete sie auch jetzt die Hände. Einen Gedanken, einen Plan, der Nicki rettete. An sich selbst dachte sie nicht, mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Sterben mit ihm, oder für ihn.

Da wurde an die Tür geklopft. Brigitta trat ein.

„Man hat eben eine junge Bäuerin vor dem Hoftor gefunden. Sie war ohnmächtig und halb erfroren. Jetzt schreit sie nach ihrem Kinde, das sie zu Hause gelassen hat. Sie soll früher Stallmagd auf dem Gut gewesen sein, aber der Verwalter hat sie dann entlassen. Sie heißt Akulina Krylowa, vielleicht kennen Sie das Mädchen, gnädige Frau?"

Lisa verneinte. Sie hatte sich nie um die Leute gekümmert.

„Geben Sie der Person, was sie braucht, dann kann sie ja wieder zu ihrem Kinde gehen."

„Sie ist noch viel zu schwach dazu. Morgen früh will ein Knecht, der in einem Hutor was zu besorgen hat, sie mitnehmen."

„Dann ist es ja gut. Das Kind wird schon nicht bis

dahin verhungern. Ich fahre gleich von Hauſe und werde wohl vor morgen nicht zurück ſein, bitte vertreten Sie mich überall, Fräulein Boettcher."

Brigitta merkte, daß Frau Kutinowa ſehr erregt war, daher ging ſie ſchnell aus dem Zimmer.

Sie hatte hier ein großes Arbeitsfeld gefunden. Die ganze Haushaltung lag nach deutſchen Begriffen ſehr im argen. Sie hatte in Riga einen Wirtſchaftskurſus durchgemacht und konnte jetzt ihre Kenntniſſe gut verwerten. Das junge Mädchen hatte ein ausgeſprochenes Organiſationstalent, und alles, was ſie anfaßte, das gelang ihr auch. Frau Liſa hatte ſich nie um den Küchenbetrieb bekümmert. Der Koch überreichte ihr den Speiſezettel für die Woche, erhielt das nötige Geld, und damit war alles erledigt.

„Ich weiß mir eben keinen Rat," ſagte Liſa, als ſie wieder allein mit Nicki war.

„Ich will dir was ſagen, Liſa, wenn man am Ende ſeiner Kombination iſt, dann ſoll man ruhig abwarten, was einem in den Weg tritt. Wollen wir vertrauen und warten."

Eine halbe Stunde ſpäter waren ſie ſchon auf dem Wege nach Weſſelki. Es war bald acht Uhr abends. Vor zwei Stunden konnten ſie kaum auf dem Gut ſein. Es war ſehr kalt, ſo daß ſie ſich beide feſt in ihre Pelze wickelten. In der Nähe des Kruges ſtanden eine Menge Leute. Männer und Frauen und Kinder bunt durcheinander. Das ganze Dorf ſchien auf den Beinen. Der Kutſcher hielt an, es war kein Durchkommen. Eine tiefe Stimme übertönte alle andern.

„Jawohl, die Regierung ... Wir können hier alle krepieren, für uns ſorgt kein Menſch. Wie viele Millio-

nen vertilgt dieſer Krieg alle Tage? Ich frage Euch, wißt Ihr wie viel Geld eine Million iſt? Säcke voller Geld — ganze Haufen Geld, wie wir es noch nie geſehen haben. Das alles wird alle Tage verſchoſſen, Menſchen werden getötet, unſer armes Volk vernichtet. Jede Woche kommen die Krüppel jetzt in die Dörfer zurück, in jeder Hütte ſitzt ſolch ein Unglücklicher. Und was tut die Regierung? Sorgt die für uns? Ich frage Euch, wollt Ihr dieſe Schweinerei weiter ertragen?"

Alles ſchrie und tobte wild durcheinander. Die Weiber heulten laut, die Kinder ſchrieen, und die Männer redeten alle durcheinander.

Liſa befahl dem Kutſcher, an der Kirche vorbeizufahren. Mit einem kleinen Umweg erreichte man von dort ebenfalls die Landſtraße.

„Das Volk beginnt zu erwachen," ſagte Nicki. „Jetzt iſt ihnen der Branntwein genommen und ihr Verſtand beginnt zu arbeiten. Sie denken."

„Was iſt denn da wieder?" rief Liſa erſchreckt, denn die Pferde ſcheuten und der Schlitten drohte umzukippen. Mitten auf der weißen Landſtraße ſtand eine Geſtalt, die nichts Menſchliches an ſich hatte. Auf zwei Stöcken ruhte ein unförmlicher Körper.

„Paſcholl, willſt du dich überfahren laſſen?" ſchrie der Kutſcher.

Die Schlittenlaternen beleuchteten jetzt ein fahles, bärtiges Geſicht, das aus einem dunkeln Wollſchal hervorſah. Mühſam ſich auf eine Krücke ſtützend, ſchwankte die Geſtalt zur Seite. Potjagin beugte ſich weit vor: „Wohin willſt du denn bei der Kälte und was haſt du da im Arm?"

„Ach, Barin, die Akulina iſt fort und das Kind ſchreit ſo. Da wollte ich ſie im Dorf ſuchen.“

„Akulina, das iſt wohl die Perſon, von der Fräulein Boettcher ſprach?“ ſagte Liſa.

Da begann der Krüppel plötzlich furchtbar zu huſten, ſo daß ſein Oberkörper hin und her geriſſen wurde. Blutstropfen ſickerten aus dem Munde über den vereiſten Bart. Das Kind in ſeinem Arm begann zu wimmern.

„Heb den Kerl neben dich auf den Bock,“ befahl Potjagin dem Kutſcher.

Dabei ſprang er ſelbſt aus dem Schlitten und half dem Kranken den Platz einnehmen. Das Kind reichte er Liſa. Als er ſich dann wieder neben ſie ſetzte, nahm er ihr das ſchmutzige Bündel ab.

„Ich bin durch meine Hauſiererlaufbahn abgehärtet,“ ſagte er lächelnd. „Und nun, Kutſcher, fahre zu —“

„Nadja Sergeewna wird ja Augen machen, wenn wir in dieſer Geſellſchaft ankommen,“ ſagte Liſa. „Vielleicht hätten wir den Bauer im nächſten Kruge abſetzen ſollen.“

„Nein, denke an meine Worte: vertrauen und warten. Jetzt habe ich meinen Plan.“

„Wie heißt du denn?“ fragte er den Muſchik, der jetzt ganz ſtill neben dem Kutſcher ſaß und ſich krampfhaft an deſſen buntem Gürtelband feſthielt.

„Ich heiße Iwan Krylow, Euer Wohlgeboren. Die Akulina iſt meine Schweſter und das iſt ihr Sohn Koſtja —“

„Schon gut, ſprich nicht weiter in der Kälte. Du haſt kranke Lungen.“

„Der Krieg, Euer Wohlgeboren. Der ſchreckliche Krieg —“

Sie fuhren noch eine Stunde. Das Kind ſchrie, und der Angetrunkene begann allerhand unzuſammenhängendes Zeug zu reden. Liſa wurde ganz nervös, ſie hatte alle Mühe, ſich zu beherrſchen und nicht in Tränen auszubrechen. Wenn ſie bloß erſt angelangt wären, dachte ſie mit wachſender Ungeduld. — —

Im gemütlichen Salon der Hausfrau ſaßen zwei Damen beim ſummenden Samowar. Es waren Frau Nadja Moroſow und ihr Gaſt Kira Torkaſſowa.

„Gottlob, nun iſt mein Mann wenigſtens aus dem mörderiſchen Schlachtgetümmel heraus. Ich denke immer, die Herren vom Stab ſind weniger den Gefahren ausgeſetzt. Ach, es iſt eine tränenreiche Zeit für uns Frauen.“

Sie faltete den Brief zuſammen, aus dem ſie ihrem Gaſt vorgeleſen hatte und ſeufzte tief.

„Wir waren ſo ſehr glücklich.“

„Die Erinnerung iſt aber auch ein Troſt,“ ſagte Kira.

Die Tänzerin war ſchon ſeit acht Tagen auf dem Gut. Der alte Fürſt Leszinsky hatte mit Frau Moroſow über Kira geſprochen. Die Folge davon war eine liebenswürdige Einladung. Die beiden Frauen traten ſich in ihrer Einſamkeit recht nahe. Sie entdeckten auch viel Gemeinſames, was ſie miteinander verband.

Kira hob lauſchend den Kopf. Vor den Fenſtern tönten Schlittenglocken. „Es kommt noch Beſuch. Späte Gäſte.“

Beinahe hätte ſie geſagt: wie ſchade ...

Da meldete auch ſchon der Diener die Herrſchaften

aus Kutinowo. Nadja eilte ihren Gäſten entgegen. Kira hörte aus dem Korridor Gelächter und dazwiſchen das Weinen eines Kindes. Sie ging zur Tür, da trat Nadja mit einem Säugling auf dem Arm ins Zimmer.

„Das arme Weſen hat Hunger," meinte ſie mitleidig. „Und frieren tut es auch wohl in ſeinen Lumpen. Rufe ſofort die Jelena," ſagte ſie dem Diener.

Nach einer Stunde präſentierte Jelena, eine junge Witwe, die auf dem Gute ſchneiderte und ſelbſt ein Kindchen hatte, den ſauber gebadeten Koſtja, der jetzt ſatt und erwärmt mit großen Augen um ſich ſchaute. Das Kind war in reine Windeln gewickelt und hatte ein blaues, ſeidenes Jäckchen an. Die Kutſcherfrau hatte das Bübchen ſchön ausgeſtattet mit der Wäſche ihres Jüngſten.

„Wie reizend der kleine Kerl jetzt daliegt," ſagte Kira zärtlich und nahm das Kind auf ihre Arme. Während die Frauen ſich mit dem Kinde beſchäftigten und über deſſen Zukunft berieten, ging Potjagin unbemerkt aus dem Zimmer. Sein Plan war jetzt reif zur Tat. Er fragte den Diener, der ihm im Flur begegnete, wo der fremde, kranke Muſchik untergebracht ſei. Beim Knecht Matwei. Er wolle den Barin ſofort dorthin geleiten.

Im Zimmer des unverheirateten Knechtes blakte die kleine Petroleumlampe. Der Krüppel lag vor dem großen Kachelofen in ſeinem zerlumpten Pelz und ſtöhnte zum Erbarmen.

„Es ſteht ſehr ſchlimm mit dem Mann," ſagte Potjagin, der ſich über ihn gebeugt hatte. „Geh doch ins Dorf und hole den Feldſcher, ich fürchte, es geht bald zu Ende. Da klebt wieder ſo viel Blut an ſeinem Bart."

„Der Feldſcher ſpielt mit dem Matwei im Kruge Karten. Ich hole ihn ſofort, es iſt nicht weit von hier," ſagte der Diener.

Potjagin blieb allein. Er begann behutſam die ſchmierigen Taſchen des Krüppels zu durchſuchen. Was er zu finden gehofft, es war in ſeiner Hand, die leicht zitterte. Er hatte die Papiere des Kranken, ihm war jetzt geholfen. Als Iwan Krylow konnte er vielleicht noch über die Grenze. Da ſtand auch der Vermerk: dienſtuntauglich. Deſto beſſer. Dieſer hier auf dem Strohſack würde ſeine Papiere nicht mehr brauchen. Der ging bald aus dieſer Welt. Das war wieder eins der unglückſeligen Opfer des Krieges. Ein zerſchoſſener Körper, zu früh aus dem Lazarett entlaſſen und dem Elend preisgegeben. Rußland hat ja Menſchen genug. Was gilt da der einzelne? Er breitete über den Fiebernden noch eine Decke, die in einer Zimmerecke lag, und verließ dann ſchnellen Schrittes die dumpfe Stube. Der Abſchied von Liſa fiel ihm ſchwer aufs Herz. Nur eine kurze Zeit ſtillen Glückes war ihnen vergönnt geweſen. Zu ſchnell riß das unerbittliche Schickſal ſie wieder auseinander. Arme, geliebte Frau ...

Am nächſten Tage fuhr Liſa mit Potjagin zur Eiſenbahnſtation. Von dort reiſten ſie in eine kleine Kreisſtadt. Wenige Stunden der Ausſprache blieben ihnen nur, dann beglich Nicki ſeine Rechnung und fuhr zum Bahnhof. Liſa begleitete ihn nicht. Eine Stunde ſpäter kam ein Bauer ins Hotel und fragte nach der Gutsherrin von Kutinowo. Man benachrichtigte Frau Kutinow, und der Bauer wurde in ihr Zimmer gerufen.

Am Nachmittage fuhr Liſa nach Hauſe. Mit einem

früheren Zug war Nicki abgereiſt. Dunkel lag die Zukunft vor ihm. Sein Herz war ſchwer, und er fühlte ſich müde und zerſchlagen, wie noch nie. Er mußte immer wieder an Liſa denken. Jetzt fuhr ſie wohl durch den weißen Wald ihrem Heim zu. Wieder einſam, wieder mit der nagenden Sehnſucht im Herzen, mußte ſie jetzt die Kraft finden, ihr begonnenes Liebeswerk fortzuſetzen. —

In Kutinowo mußte Liſa gleich nach ihrer Ankunft Rede und Antwort ſtehen. Wo war Potjagin? Jeder fragte nach ihm. Er hatte ſich nach ſeiner Geneſung viel um die Kranken gekümmert. Man vermißte ihn, man ſprach täglich von ihm. Alſo eine Depeſche hatte er erhalten. Als er zu Moroſows fuhr, war ſie ihm unterwegs ausgehändigt worden. Man wollte ihn in Petersburg auf ſeine Dienſttauglichkeit unterſuchen. Da war er denn ſofort abgereiſt. Viele Grüße hatte er beſtellt. Gewiß hoffte er bald wiederzukehren. Alle Tage faſt dieſelben Fragen. Und alle Tage die gleiche Pein, dieſelben Ausreden, die folternde Angſt.

An einem Montag fuhr der Landrichter mit einem Priſtaw vor. Er tat ſehr geheimnisvoll und wichtig und erkundigte ſich nach dem Stabskapitän Potjagin. Man hatte ihn denunziert. Ob er eine große Korreſpondenz hätte? Eine Durchſicht ſeiner Sachen, beſonders ſeines Schreibtiſches wäre notwendig. Liſa behandelte den Landrichter ſehr kühl. Der dicke Priſtaw freute ſich heimlich, daß der Mann ſo wenig imponierte. Er haßte den frechen Menſchen, der ewig an allem zu nörgeln hatte. Man fand nichts Verdächtiges trotz des eifrigſten Suchens, und die Herren nahmen ein Protokoll auf. Darauf begann der angenehmere Teil ihrer

Dienſtpflichten: das Frühſtück. Es war ſehr gut und ſehr reichlich und dauerte lange. Nach der dritten Flaſche Wein wurde der Landrichter liebenswürdig und redſelig. Er fluchte wild über alle ehrloſen Denunzianten, nannte den Stabskapitän Potjagin einen Ehrenmann, der für ſein Vaterland geblutet hatte. Bei Gott, das Georgskreuz hatte der brave Offizier verdient, Ehrenwort, ſolch ein Held. Dann trank er noch ein Dutzend Liköre und fand, daß Liſa die edelſte Frau auf der ganzen Welt ſei, eine Heilige, wahrhaftig. — Der Priſtaw ſchmunzelte und aß und trank. Er ſprach nicht gern, äußerſt ſelten hörte man eine Bemerkung von ihm und meiſt bezog dieſe ſich auf das Eſſen. Endlich konnte Liſa die Tafel aufheben. Der Landrichter torkelte ein wenig, aber er war bei vorzüglichſter Laune. Er beſuchte in dieſer vorzüglichen Stimmung noch alle Verwundeten, und zum Schluß nahmen die Herren noch ein zweites Protokoll auf, deſſen Abfaſſung ihnen viel Mühe bereitete. Dann fuhren ſie endlich ab. Der Diener hatte ihnen noch mehrere Flaſchen Wein und Kognak in den Schlitten geſteckt. So hatte es der Gutsherr ſtets bei ähnlicher Gelegenheit befohlen. Man mußte ſich mit der Polizei gut ſtellen, das wußte jeder Bauer im Dorf. Jetzt war ſowieſo eine trübe Zeit. Die Armen hatten keinen Troſt mehr, alle Kronſchenken waren geſchloſſen, es gab keinen Schnaps mehr. Ganz ſchlapp wurde man, und die Eingeweide hielten das nicht aus. Der Pope war auch immer brummig, ſeit er an ewigem Durſt litt, und erſt die Herren von der Polizei — Ehrenwort — ein Hundedaſein, ſelbſt wenn man nicht in den Krieg mußte. Der Diener Leonti ſeufzte ſchwer und knöpfte ſich den

Rock über den Leib feſt zu. Ein Flaſche Kognak hatte er ſich geſichert — na, man mußte doch auch ſein kleines Vergnügen haben.

Der Landrichter fuhr mit dem Priſtaw noch zum Popen. Dort ſollten die im Schlitten verpackten Weinflaſchen geleert werden. Mehrere Bauern ſtanden vor der Tür des Prieſters, als die beiden ſchwankenden Geſtalten dem Schlitten entſtiegen.

„Der Teufel hole ſie," fluchte ein Bauer und ſpie dreimal hinter ihnen aus, „uns nimmt man den Branntwein und die Diener des Zaren ſaufen ihn."

Laut ſchimpfend trollten ſich die Leute zum Kruge, um dort im Verein mit andern Bauern weiter zu ſchimpfen und ſich vom Wirt wenigſtens einige Schlücklein Hoffmannstropfen und harmloſen Kwas geben zu laſſen.

„Ein Hundeleben, bei Gott, ein elendes Daſein," ſeufzten die bärtigen Männer in ihren weißen Lederpelzen.

Liſa atmete auf, als die Polizei abgefahren war. Hoffentlich würden ſie nicht ſo bald wiederkehren. Sie ging in ihr Zimmer, um ſich ein wenig von den Strapazen der letzten Stunden zu erholen. Da huſchten kleine Füßchen durch den Korridor, und ein kleines Händchen klopfte an die Tür.

„Mamaſcha — Tatjana will zu dir, mach doch auf."

Liſa öffnete und nahm die Kleine auf den Schoß. Sie war reizend geworden, dieſe jüngſte Tochter des Hauſes, die bisher nur bei ihrer Njanka im entfernten Kinderzimmer gelebt hatte. Große, träumeriſche Augen hatte das Mädchen — Märchenaugen nannte ſie Nicki. Braune Locken umrahmten das runde, hübſche Geſicht-

chen. Potjagin hatte ſich nach ſeiner Geneſung viel mit Tatjana beſchäftigt und ſo die Mutter ihrem Kinde nähergebracht. Liſa beſaß nicht die Gabe, ſich mit kleinen Kindern abzugeben. Kleine Kinder ſind wie Blumen, pflegte ſie zu ſagen, man ſoll ſie ſich im Sonnenſchein ſtill entfalten laſſen und nicht ſo viel an ihnen herumzerren.

„Jetzt iſt die Zeit da, wo du dich mehr um die Entwicklung dieſes Kindes kümmern mußt,“ ſagte Nicki, und Liſa genoß in dieſen ſchweren Tagen ganz beſonders ihr Mutterglück. Es war zwiſchen ihr und dieſem Kinde ein Band, wie ſie es bei den andern Kindern nicht geſpürt hatte. Die waren Kutinows Kinder und blieben ihr ewig fern und fremd.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Auf dem Moroſowſchen Gut hatte ſich in den letzten Tagen alles mögliche zugetragen. Der Krüppel Krylow war geſtorben, und ſeine Schweſter war gekommen, um ihr Kind zu holen. Als ſie Kira ſah, zuckte ſie zuſammen. Sie war ſcheu und ſchweigſam, verlangte nach ihrem Jungen, der ihr aber in ſeinen neuen, ſauberen Sachen ganz fremd vorkam. Kira tat das Herz weh. Sie hatte ſich viel mit dem Kinde abgegeben und wollte es am liebſten ganz behalten. Jedenfalls würde ſie weiter für das Mädchen und ihren Jungen ſorgen. Sie hatte ſich die elende Hütte angeſehen und bat Nadja, doch der Armen auf ihrem Gut ein Winkelchen einzuräumen. So ſiedelte Akulina mit ihrem Gerümpel und ihrem Bündelchen mit Kleidern und Wäſche nach Weſſelki über. Das Mädchen ließ alles ganz ſtumpf über ſich ergehen, nur ſelten hörte man ein Wort von ihr.

Kira hatte die Zinſen ihres ererbten Kapitals erhalten. Sie brannte jetzt darauf, ihren Reichtum richtig zu verwerten. Sie hatte an eine größere Spende für das Rote Kreuz gedacht, aber wer bürgte ihr dafür, daß alles richtig abgeliefert wurde? So beſchloß ſie nach Möglichkeit auf eigene Hand die Wunden dieſer ſchrecklichen Zeit zu heilen. Sie wollte durch die Dörfer fahren und dort helfen, wo die Not am größten war. Nadja Moroſow griff dieſen Plan mit Begeiſterung auf, ſie wollte Kira durchaus begleiten. Aber allein

mochten die beiden Frauen dieſe beſchwerliche Reiſe nicht antreten. Frau Moroſow wählte ihren treuen Diener Alexei als Begleitung. Ein kleiner Koffer mit den allernötigſten Sachen wurde gepackt, ein großer mit Proviant und vielen Konſerven. Kira freute ſich jetzt erſt ihres Reichtums. Sie empfand jetzt erſt, welch ein Glück ihr in den Schoß gefallen war. Sie weinte Dankestränen in der Erinnerung an Leszinsky. Am Abend vor ihrer Abreiſe rief ſie Akulina zu ſich.

„Sorge für das Kind," ſagte ſie, „und füge dich Jelenas Anordnungen. Sie hat mehr Erfahrung als du. Wenn ich wiederkomme, ſo will ich für deinen Jungen alles tun, was ich kann. Er ſoll ein tüchtiger Mann werden —"

Des Mädchens Blicke fuhren neugierig durchs Zimmer. Plötzlich machte ſie ein paar Schritte auf ein Tiſchchen zu, auf dem Pjetrs Bild ſtand. Lachend, ſchön und ſelbſtbewußt ſchaute der Student aus dem Rahmen.

„Der da iſt der Vater," ſagte das Mädchen rauh, „verlaſſen hat er mich und beinahe verhungern laſſen. Ein ganz ſchlechter Menſch iſt er."

Sie ballte die Fauſt gegen das Bild und bedeckte dann das Geſicht mit der Schürze. So ſah ſie nicht, wie Kira bleich wurde und ſich ſetzen mußte. Es war ganz ſtill im Zimmer. Das Mädchen fing an zu ſchluchzen und ſich mit der Schürze Naſe und Augen zu wiſchen.

„Iſt das wahr, was du ſagſt?" fragte Kira tonlos. „Erzähle mir alles."

Das Mädchen begann unter Weinen und Fluchen ihre Geſchichte zu erzählen. Plötzlich ſchien der Bann des Schweigens von ihr genommen zu ſein, die Worte

ſprudelten nur ſo von ihren Lippen. Sie bemerkte nicht die Seelenqual, die ſich auf Kiras blaſſen Zügen abſpiegelte, ſie hatte keine Ahnung davon, wie ſie dem andern Frauenherzen wehtat und die letzten Blüten mit harten Tritten ſchonungslos zertrat. Da entrollte ſich ein Bild vor Kira, vor dem ſie erſchauerte. Das war ihr geliebter Pjetr geweſen? Dieſen Wüſtling hatte ſie geliebt? In dieſer Minute ſtarb er ihr zum zweiten Mal und ſie fühlte, wie die letzten Ketten von ihr abfielen, wie ihre Seele ganz frei wurde.

„Aber ſo ſind ſie alle, Barinja. Der luſtige Student war noch nicht der Schlimmſte.“

Und nun begann ſie von all den wüſten Orgien zu berichten, die ſich in den Geſindeſtuben auf den Gütern abgeſpielt hatten.

„Genug,“ ſagte Kira. „Sprich nicht weiter. Da haſt du Geld. Während ich fort bin, ſorgſt du für das Kind. Liebſt du es?“

„Es iſt mein Augapfel, mein Täubchen, Barinja — wie ſollte ich es nicht lieben?“

„Willſt du den Knaben mir zur Erziehung ſpäter überlaſſen? Du wirſt noch viele Kinder haben. Ich — habe — den Vater — gekannt und möchte für ſein Kind ſorgen.“

Das Mädchen lachte leiſe in ſich hinein.

„Ich weiß alles. Ich habe dich auch erkannt, Barinja,“ ſagte ſie mit verſchmitztem Geſicht.

Kira wandte ſich ab. Kalte Schauer fuhren über ſie hin. In dieſem Augenblick haßte ſie das Mädchen. Ja, ſie wußte nicht einmal, ob ſie die Kraft haben würde, Pjetrs Kind zu lieben. —

Als ſie am folgenden Morgen mit Nadja ihre Reiſe

antrat, da war ſie wieder ganz ruhig. Sie wollte alles ſo hinnehmen wie es kam. Und nun begann die mühevolle Reiſe.

Am meiſten machte ihnen ſtets die Ortspolizei zu ſchaffen. Unzählige Protokolle wurden aufgenommen, und die Priſtaws hatten immer neue Fragen in Bereitſchaft. Aber immer wieder bahnte der Rubel ihnen den Weg durch die verſchneiten Ortſchaften. Überall begegneten ihnen deutſche Gefangene, Zivilperſonen, aber auch deutſches und öſterreichiſches Militär, das in den Dörfern untergebracht worden war. Man ſah den Leuten an, daß die Kälte ſie ſehr mitnahm.

„Wir müſſen ganz im geheimen was für die armen Deutſchen tun," ſagte Nadja.

„Aber wie? Man wird uns auch ins Gefängnis werfen, wenn wir den Feinden helfen."

Aber der kluge und gutmütige Alexei fand doch Mittel und Wege, auch den Feinden Geld zuzuſtecken, oder warme Pelze und Decken in die Bauernhäuſer zu ſchleppen, wo ſie untergebracht waren. Aber das alles war doch nur ein Tröpfchen auf den heißen Stein. Weiter, weiter ging es durch die Winterkälte und die öden Strecken. Überallhin, wo ein Schornſtein rauchte und Menſchen in ihrer Not ſich ſtumpf in ihr Schickſal ergaben.

Vor einem Gefängnis in Wjatka ſtand ein Trupp deutſcher Gefangener. Um ſie herum ſcharten ſich die Einheimiſchen. Dazwiſchen mehrere Gendarmen. Kira und Nadja näherten ſich den Leuten, die blau vor Kälte hin und her trotteten, um ſich nicht die Füße zu erfrieren. Dazwiſchen brüllten die Gendarmen: „Stehen bleiben. Ruhe."

„Sie frieren doch, die Armen, laſſen Sie ſie ſich doch bewegen," ſagte Kira zu einem Priſtaw, der in ihrer Nähe ſtand.

„Das ſind unſre Feinde. Die ſchießen uns die Brüder tot. Teufel auch, mit dieſen Schweinen ſoll man Mitleid haben."

„Es ſind auch Menſchen wie wir," ſagte Kira und ihre Augen blitzten den Mann wütend an.

Da war er von ihrem hübſchen Geſicht gefangen. Er lächelte ſüß.

„Ja, das weibliche Gemüt, was weiß es von Politik?"

Da raunte Nadja neben ihr: „Sehen Sie doch, da ſteht der Kutinowſche Verwalter. Wie elend er ausſieht, der Arme."

Kira erkannte ihn ebenfalls. Zwiſchen den andern Gefangenen fiel er durch ſeinen mächtigen Pelz auf, der ſeiner Geſtalt ein unförmliches Ausſehen verlieh.

Alexei wand ſich durch die Menſchen hindurch und zupfte den Verwalter am Ärmel. Dieſer ſchaute um ſich und erkannte die beiden Frauen. Mit ein paar Schritten war er bei ihnen.

„Iſt es Wirklichkeit?" fragte er. „Wie kommen die Damen hierher? Dieſe Freude für mich."

Seine Augen waren feucht, als er Nadja die Hand küßte.

Sie erzählten ihm mit haſtigen Worten von dem Zweck ihrer Reiſe, aber da drängte ſich ſchon der Priſtaw dazwiſchen und ſtieß den Gefangenen beiſeite.

„Dort iſt dein Platz. Hier haſt du nichts zu ſuchen."

Nachmittags war Kira beim Priſtaw.

„Laſſen Sie den Iwan Müllerowitſch frei," ſagte ſie. „Ich will eine große Summe für das Rote Kreuz

zeichnen. Der Mann hat keine Papiere. Er iſt in Mitau erzogen worden, in Sibirien iſt er geboren. Bei dem Brande des elterlichen Hauſes gingen ſeine Papiere verloren. Er hat Deutſchland nie geſehen. Auf dem Gut Kutinowo iſt er ſehr nötig. Sie können ihm die erforderlichen Papiere ausſtellen."

Der Priſtaw war anfangs unerbittlich. Schließlich verſprach er, dem Gouverneur die Sache vorzulegen. Kira dankte ihm, legte dreihundert Rubel für das Rote Kreuz auf ſeinen Tiſch und ging. Am andern Tage ging ſie mit Nadja nochmals zum Priſtaw. Dieſer erklärte ihnen, daß er alles Nötige veranlaßt habe, ſie ſollten einſtweilen warten. Sie erfuhren nur noch, daß Müller vielfach verhört worden war, dann ſchien die Sache zu ruhen.

Kira reiſte jetzt mit dem Diener in die Dörfer der Umgegend. Nadja war ſtark erkältet und blieb in der Stadt zurück. Müller hatte ſich bei einem Bauern eingemietet und ertrug ſein Los mit Geduld. Er war mit vielen Deutſchen von Gefängnis zu Gefängnis geſchleppt worden, hatte in Zuchthäuſern Nächte verbracht, und ſo dünkte ihm ſein ſtilles Winkelchen ſchon wie ein kleines Himmelreich im Vergleich zu den Strapazen, die er hinter ſich hatte. Es gelang ihm auch hin und wieder, heimlich mit Nadja zu ſprechen, die ihrerſeits alles verſuchte, um ihm die Freiheit zu erwirken. —

Kira zog unterdeſſen immer weiter, weiter in die elenden, ſchneeverwehten Dörfer hinein. Sie hielt die eiſige Winterkälte gut aus, denn ſie hatte ſich mit warmer Kleidung verſehen. Es war das letzte Dorf, das ſie beſuchen wollte, dann mußte ſie umkehren. Im Laufe der letzten Wochen hatte ſie fünfzehn elternloſe Kinder

gefunden, die ſie mitnehmen wollte. Jetzt hatte ſie die kleine Schar in der nächſten Kreisſtadt untergebracht. Für dieſe Kinder wollte ſie ſorgen. Sie dachte ſich auf dem Lande ein Häuschen zu bauen, ein Aſyl für Waiſen. Leszinskys Geld ſollte reichen Segen ſtiften, das Geld des Mannes, der einſt geſagt hatte, daß er die Güte nicht kannte.

Ein Trupp Gefangener ſtampfte über die weiße Landſtraße hin. Einige waren in Ketten, die bei jedem Schritt leiſe klirrten. Andre bewegten ſich frei. Kira fuhr langſam im Schlitten vorüber. Sie rief die Soldaten heran, die den Zug begleiteten und gab ihnen Geld. Unterdeſſen ſteckte Alexei heimlich den Gefangenen etwas zu. Da hörte ſie plötzlich einen Schrei. Gleichzeitig wurde ihr Name gerufen. Kolja Nikitin klammerte ſich an ihren Schlitten.

„Ich habe Sie ſofort erkannt, Kira Oſſippowna, wie kommen Sie in dieſe Gegend?“

Die Soldaten wollten ihn fortzerren, aber ein paar unter ihnen ſagten: „Laßt ihn doch. Die Barinja hat uns Geld geſchenkt.“

Sie ſagten auch nichts, als ſich der Gefangene in den Schlitten ſetzte, der ſich langſam neben dem Trupp dieſer armen Verbannten fortbewegte. —

Kolja berichtete in wenigen Worten von ſeinen überſtandenen Leiden. Es war die alte Geſchichte. Ein Hinundher von Gefängnis zu Gefängnis, endloſe Protokolle und Verhöre. Jetzt ſollte er in den Norden des Landes verſchickt werden. Was ſeiner noch wartete, das wußte er nicht.

„Dieſe Minuten ſind mir wie ein langentbehrter Sonnenſchein,“ ſagte er mit glücklichem Lächeln. „Ach

Gott, was liegt alles an Not und Verzweiflung hinter mir. Und draußen kämpfen ſie, Rußland ſiegt immerzu —"

Kira ſchüttelte den Kopf.

„Wir haben auch viele Niederlagen. — Das unermeßliche Elend, das dieſer Krieg über unſer Vaterland bringt. Der Großfürſt ſollte mal ſelbſt ſo leiden müſſen, wie dieſe zu Krüppeln zerſchoſſenen Bauern in ihrem heimiſchen Elend. Bitter wird man, ein Haſſer und Verächter alles Beſtehenden."

Dann erzählte ſie Kolja von ſeinem Drama, von Lenas Plänen, von ſich ſelbſt und ſchließlich mit zitternder Stimme von Pjetr.

Kolja hörte ihr ſchweigend zu.

„Ein Drama — Ihr Leben. Ein Kunſtwerk kann es werden. Alles iſt ja nur eine Zwiſchenſtation, alles hört mal auf. Sehen Sie, mir wird der Tod die Freiheit bringen. Kein Tod, nur das Aufhören dieſer Form." Er ſchluckte ein paarmal, dann ſagte er ſeufzend: „Das Leben war doch ſchön. Herrlich das Schaffen. Götter ſind die Schaffenden. Beherrſcher des Alls. Ach, noch einmal einen Tag ſchaffen dürfen. Das würde die eingekerkerte Seele frei machen." —

Mitten in der Nacht wurde ans Fenſter der Bauernhütte geklopft, in der Kira nächtigte. Sie erhob ſich ſchlaftrunken und horchte. Da, wieder das leiſe Klopfen. Ob Alexei ihr noch etwas mitteilen wollte? Sie ging zur Tür. Das Fenſter war feſt verklebt, ſie konnte es nicht öffnen. Sie nahm den Revolver in die Hand und ſchloß auf. Ein Luftzug machte das Licht flackern. Sie ſtand in ihren Pelz gehüllt und wartete. Ihr Herz klopfte. Nebenan ſchnarchten die Bauersleute.

Leiſe taſtete jemand am Türgriff und — ſie hätte faſt aufgeſchrieen: Kolja ſtand vor ihr.

„Heilige Mutter Gottes —“

„Ja, Kira Oſſippowna, ich bin entflohen. Mit mir noch viele andre Gefangene. Die Soldaten ſind alle ſtierbetrunken. Die liegen bis zum Morgen wie tot. Ihnen danken wir unſre Freiheit. Ihr Diener hat ihnen Kognak eingefüllt, bis ſie voll waren. Mit ſeiner Hilfe entkamen wir.“

Jetzt öffnete ſich die Tür nochmals und der Diener trat ins niedrige Zimmer.

„Barinja, ich habe angeſpannt. Es iſt beſſer, wir fahren zur Station. Gegen Morgen werden die Soldaten wach werden.“

„Aber ſag mir doch, Alexei, wie haſt du ſie alle mit den paar Flaſchen Kognak, die wir noch hatten, betrunken gemacht?“ fragte Kira.

Der Diener lachte geheimnisvoll.

„Ich habe noch ein Mittelchen angewandt, Barinja. Für Geld bekommt man alles. Und miteinander vermiſcht tut es ſchon ſeine Wirkung.“

Nach wenigen Minuten ſaßen ſie im Schlitten.

„Ich bringe Sie zur Station,“ ſagte Kolja.

„Nein, nur ins nächſte Dorf. Von dort aus kommen wir ſchon weiter,“ entſchied Kira. „Ich habe dem Bauern ſo viel Geld auf den Tiſch gelegt, daß ſein alter Klepper gleichfalls bezahlt iſt. Benutzen Sie den Schlitten. Wohin wollen Sie ſich wenden?“

„Vielleicht komme ich nach China durch. Mir bangt nun nicht mehr vor der Zukunft. Jetzt iſt dieſe Zwiſchenſtation erledigt, bald kommt der Weg ins Freie.“

„Gott gebe es. Möge auch den andern Gefangenen die Flucht gelingen.“

„Ja, ſie werden alle ihr Ziel erreichen. — Sie brachten uns die Freiheit. — Ich ſehe meinen Weg deutlich vor mir.“

Mit leuchtenden Blicken ſchaute er in die weiße Ferne, über die der erwachende Morgen ſeine Schwingen breitete. — —

Auch im Dorf wurde es lebendig. Die Begleitmannſchaft des Gefangenentrupps erwachte aus ihrem bleiartigen Schlaf. Ein Soldat ermunterte ſich ſogar ſoweit, daß er die Stuben, in denen die Gefangenen zur Nacht untergebracht worden waren, revidieren ging. Dann gab es plötzlich eine Aufregung. Die noch ſchlaftrunkenen Kameraden wurden wachgerüttelt. Von den vierundzwanzig Gefangenen des Transports ſchliefen nur noch fünf, deren Kräfte zur Flucht nicht mehr ausreichten, in der elenden Hütte, die andern waren entflohen. Schnell ermunterten ſich die Soldaten, und es begann eine eifrige, aber fruchtloſe Durchſuchung aller Winkel des Dorfes nach den Verſchwundenen. Schließlich erfuhr einer, daß auch die Barinja mit ihrem Diener ſchon abgefahren waren. Daher verſammelten ſich die Soldaten und beratſchlagten, was wohl zu tun ſei. Endlich hatte man ſich geeinigt. Drei Soldaten begaben ſich zum Dorfälteſten und baten ihn, die Meldung weiterzugeben, daß während des letzten Marſches neunzehn Gefangene unterwegs im Schneegeſtöber erfroren ſeien.

So war man wenigſtens vor Beſtrafung ſicher.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Der Frühling kam mit ſeinem ſprießendem Leben und hüllte die Welt in ſeine lachenden Farben. Aber der Tod ſchritt weiter durch die grünen Fluren, über die erwachende Erde, und ſeine Senſe wurde nicht ſtumpf. Die Kanonen brüllten, die Granaten dröhnten, und die Erde erbebte vor der Gewalt der todbringenden Geſchoſſe. Leid und unſagbarer Jammer erfüllte die ganze Menſchheit, und immer noch kein Ende, immer noch der Friede in weiter Ferne.

Liſa ſpazierte allein durch den alten Park. Sie war erſt geſtern von ihrer Reiſe nach Petersburg und Moskau zu Hauſe eingetroffen. Dort war ſie mit Potjagin zuſammengeweſen. Als Krylow hatte er ziemlich unbehelligt gelebt. Seine Parteigenoſſen wachten ängſtlich über ſeiner Sicherheit. Er war glücklich, daß er noch viel hatte leiſten können.

Er erwartete im Herbſt einen großen Umſchwung in Rußland. Bis dahin wollte er noch in ſeinem Vaterland bleiben, um dann ins Ausland zu gehen. Liſa dachte daran, ihm bald zu folgen. Sie war frei und konnte ſich ihr Leben ſelbſt geſtalten. Kutinow war bei Ausbruch des Krieges in Monte Carlo geweſen. Dort verließ ihn ſeine Begleiterin ganz plötzlich, nachdem ſie ihm ſein ganzes Geld abgenommen hatte. Der Gutsbeſitzer hatte in letzter Zeit viel Glück im Spiel gehabt, ſo daß Lena mit reichlicher Beute abzog. Er tobte und fluchte wie ein Wahnſinniger

und erhielt ſchließlich von einem Landsmann das Geld zur Rückreiſe geliehen. Aber der Dampfer, den er von England aus gewählt hatte, wurde torpediert, und Kutinow fand ſeinen Tod in den Wellen. Erſt in den letzten Tagen hatte Liſa über Dänemark die Nachricht von einem damals Geretteten erhalten. Mit einem Schlage konnte ſie ihr Leben jetzt in neue Bahnen lenken. Vielleicht erreichte ſie ſogar bald das Ziel ihrer Sehnſucht, an des Freundes Seite in ſeinem Sinne zu wirken? Müller war wieder in Kutinowo, das Gut würde in den beſten Händen ſein. Fräulein Erna Roſe erkundigte ſich in ihren Briefen ſtets ſehr beſorgt nach ihm, und ihre letzten Zeilen waren voller Jubel geweſen, daß der Verwalter wieder frei war. Der Priſtaw in Wjatka hatte Kiras ſchönen Augen zuliebe die nötigen Papiere ausgeſtellt.

Erna Roſe und Hans Müller! Liſa ſah die beiden ſchon im Geiſte hier walten. Kutinowo war dann in deutſchen Händen. Sie mußte lächeln, wenn ſie dabei an die alte Pulcheria Pompejewna dachte. Wenn die das erlebt hätte! Aber ſie wollte frei ſein! Die alte Scholle, die ſie als Fremdling aufgenommen hatte, die durfte ihr keine Feſſel werden. Und die Kinder? Tatjana nahm ſie mit ſich. Das Töchterchen war ihr ganz ans Herz gewachſen. Vera konnte bei Verwandten in Moskau bleiben. Sie hatte dort eine Couſine, die das junge Mädchen mit Freuden in die Welt einführen würde. Ein Freier für das reiche, hübſche Mädchen würde ſich wohl auch bald einfinden. Alexander wollte Offizier werden, er kam in eine Junkerſchule.

In den Wipfeln der uralten Bäume rauſchte es

leiſe und geheimnisvoll und durch Liſas Seele zogen die Träume.

Durch die ſchattige Allee kamen mehrere Damen auf ſie zu.

„Beſuch,“ dachte Liſa, „ach, das Alleinſein tat ſo gut.“

Es waren Kira, Frau Moroſowa und die alte Maximowa, alle drei von Brigitta geleitet.

„Viktor iſt in Berlin,“ rief die Maximowa von weitem, „denken Sie nur, Liſa, geſtern ſchrieb mir ein Freund von ihm folgendes“ — ſie holte den Brief hervor und las: „Sie fragten neulich meine Mutter, ob ich etwas von Ihrem Sohne wüßte. Ich denke mir, er iſt wohl ſchon in Berlin, denn als wir das letzte Mal aus einer kleinen Stadt ausrückten, war er nicht mehr dabei.“

„Was meinen Sie, meine Damen, ſollte mein Viktor wohl ſchon mit ſeiner Kompanie die deutſche Hauptſtadt erreicht haben?“

„Gnädige Frau,“ ſagte Brigitta, „auch ich habe einen Brief. Oskar Walther iſt auch ſchon in Berlin, ſeit langem aber. Er hat ſich in Inſterburg wohl zu lange ſchmauſend in einer Schokoladenfabrik aufgehalten, dort haben ihn die Deutſchen dann gefunden und nach Berlin geſchickt. Es ſoll damals ein großer Andrang von ruſſiſchen Soldaten auf dem Bahnhof geweſen ſein. Walther hat ſeiner Mutter geſchrieben, daß der Zug überfüllt geweſen iſt.“

„Was? — Sie glauben doch nicht, daß mein Viktor gefangen genommen worden iſt? Niemals! Dieſer tapfere Held! Das iſt ſein achter Krieg, zwölf Wunden hat er ſchon. — Aber die verdammten Engländer. Und

erſt die gelben Japaner. Weiß Gott, ob die nicht alles verpfuſchen?"

„Ja, es ſind viele Niederlagen. Jetzt läßt es ſich nicht mehr verheimlichen, daß Deutſchland mit einer enormen Schnelligkeit vorrückt," ſagte Nadja Moroſowa.

„Libau iſt deutſch. Erna Roſe iſt jetzt dort," ſprach Brigitta verſonnen vor ſich hin.

Dann begegnete ſie Liſas Blick, der ſie mild ſtrafend anſah. Sie wußte es, die Frau hatte in ihrer Seele geleſen. Aber ſie brauchte ſie nicht zu fürchten.

„Ich will für Erfriſchungen ſorgen," ſagte ſie freundlich und lief voran ins Haus.

Die Damen folgten ihr langſam, die Maximowa konnte ſich immer noch nicht beruhigen.

„Dieſes deutſche Fräulein hat manchmal ſo etwas Impertinentes. Sie iſt ja ganz hübſch, aber bei jetzigen Zeiten wäre ſie mir unerträglich. — Ja, mein Viktor! — Ich glaube aber doch, daß er mir bald den Kleiderſtoff ſchicken wird. Er kennt ja Berlin noch nicht, da wird er ſich vielleicht erſt ein wenig amüſieren wollen." — —

Während des Frühſtücks erhielt Liſa eine Depeſche aus Moskau. Sie ging in ihr Zimmer, um ſie dort zu leſen. Ihre Augen ſtarrten immer wieder auf die Worte: „Erwarte dich morgen abend. Richte alles für eine längere Reiſe ein. Laß Tatjana daheim."

Morgen ſchon. — Sie war bereit. Ihre Seele hatte dieſen plötzlichen Abſchied vorausgeſchaut, ſie hatte alles mit Müller beſprochen und auch Nadja gebeten, das Lazarett zu übernehmen. Sie ſagte, ſie würde ins Ausland reiſen, um Genaueres über Kutinows Ende zu erfahren.

Kira hatte ihr Kinderheim auf Leszinskys Gut eingerichtet. Der alte Fürſt hatte ihr ſelbſt das große, leerſtehende Haus angeboten. Sein Gut lag in der Nachbarſchaft, und er war Kira ein väterlicher Freund geworden, der ihr in allem ratend zur Seite ſtand. Sie war glücklich in ihrer neuen Tätigkeit. Von allen Kindern war ihr aber der kleine Koſtja beſonders ans Herz gewachſen. Liſa hatte ſie erſt in der vorigen Woche beſucht und auch ihr den gleichen Grund ihrer eventuellen baldigen Abreiſe angegeben.

Beſonders ſchwer fiel Liſa der Abſchied von ihrer Tanetſchka, aber ſie wußte ihr Kind in treuer Hut, und ſie konnte ja vielleicht bald wieder zu einem längeren Beſuch in die Heimat zurückkehren. Endlich mußte doch der Friede kommen, wie lange ſollte denn das mörderiſche Schlachten noch dauern? Das ruſſiſche Heer war auf der Flucht und die Stimmung im Volke verzweifelt.

In Moskau erhielt Liſa, dank der guten Verbindungen, die ſie dort hatte, noch am nächſten Tage ihren Paß. Ebenſo wurde ihr ſofort ein Auslandpaß für ihren Diener Iwan Krylow ausgeſtellt.

Potjagin hielt ſich während des ganzen Tages bei einem Freunde auf. Erſt abends fand er ſich auf dem Bahnhof ein. Er ſah ganz verändert aus, hatte eine richtige Bedientenphyſiognomie und trug auch die Manieren eines herrſchaftlichen Dieners zur Schau. Auf der Bahn wimmelte es von Geheimpoliziſten, es galt die größte Vorſicht.

Bis zur Grenze führten Liſa und Potjagin ſtreng ihre Rollen durch. Sie fuhr erſter Klaſſe, er dritter. Auf jeder Station erkundigte er ſich nach ihren Wün-

ſchen. Sie ſprachen kein Wort zu viel, verrieten ſich durch keine Miene. Dabei fühlte jeder die Erregung des andern in ſeinen Nerven mitvibrieren. Liſa ſah, daß Nicki in einer beſtändigen Angſt lebte, daß er mit Anſpannung aller Kräfte eine äußere Ruhe zu bewahren ſuchte.

Endlich näherte man ſich der Grenze. Durch die Coupés wanderten die ruſſiſchen Gendarmen. Die Türen waren abgeſchloſſen, die Fenſter mit Ölfarbe beſtrichen. Es war unerträglich dumpf. Liſa meinte ihr Herz ſchlagen zu hören. In ihrem Hut hatte ſie Potjagins Papiere eingenäht, einen Teil ihres Geldes in ihrem ausgehöhlten Schirmſtock verborgen. Sie ſaß tief zurückgelehnt in ihrer Ecke und las. Die Buchſtaben verſchwammen vor ihren Augen. Sie horchte auf jeder Station, ob Nicki nicht kommen würde, aber er zeigte ſich nicht. Eine maßloſe Angſt erfaßte ſie. Da hielt der Zug. Die Türen wurden geöffnet, die Gendarmen forderten die Reiſenden auf, ihr Gepäck unterſuchen zu laſſen. Darauf mußte ſich jeder in einen verſchloſſenen Raum zur Leibesunterſuchung begeben. Liſa hatte vor ihrer Abreiſe noch den Einfall gehabt, einem bekannten hohen Beamten einen Beſuch abzuſtatten, und der hatte ihr ein Empfehlungsſchreiben an den ruſſiſchen Botſchafter in Stockholm mitgegeben. Das half ihr hier und befreite ſie von der peinlichen Unterſuchung. Jetzt ſah ſie auch Potjagin, er war ſehr bleich. Seine Augen grüßten ſie. Erſt als der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte, kam er zu ihr. Leiſe raunte er: „Es ſind von jetzt ab finniſche Gendarmen im Zuge.“

Sie atmete auf. Tauſend Fragen drängten ſich auf

ihre Lippen, aber ſie ſchwieg. Es ſchien ihr, als beobachteten ſie die wenigen Reiſenden in ihrem Abteil. Dann verging wieder ein langer Tag und noch eine Nacht. Da endlich hielt der Zug endgültig. Irgend jemand ſagte: „Das iſt die Grenze.“

Die Gendarmen traten ein und lieferten die Päſſe ab. Wieder wurde das Gepäck revidiert. Liſa ſtand endlich auf ſchwediſchem Boden. Sie ſah ſich nach Nicki um. Er war noch drüben auf ruſſiſcher Seite.

„Wo iſt mein Diener?“ rief ſie laut. „Warum läßt man ihn nicht herüber?“

Alles wurde aufmerkſam. Ein Gendarm erbot ſich, gegen ein gutes Trinkgeld die Sache ſchnell in Ordnung zu bringen. Da ſchob ſich ein großer Herr vor und ſagte auf franzöſiſch: „Geben Sie mir Ihren Paß und warten Sie einen Augenblick. Sind mir hundert Rubel gewiß, wenn ich Potjagin ſicher zu Ihnen bringe?“

Liſa fühlte, wie das Blut ihr ins Geſicht ſtieg. Sie mußte ſich halten, um nicht zu fallen. Sie reichte ihm den Schein und er murmelte, nur ihr verſtändlich: „Für weniger machen's die Kerle ja doch nicht.“

Liſa ſchien alles verloren, im letzten Augenblick wurde ihr der geliebte Mann entriſſen. Sie wußte nicht, was ſie tun ſollte. Die Menſchen drängten an ihr vorüber, eine ſchwediſche Dame, die mit vielen andern hinter dem Büfett geſtanden hatte, kam auf ſie zu. Liſa fühlte ſich von einem Arm umfaßt, man flößte ihr Wein ein und ſprach freundliche Worte zu ihr. Es wurde dunkel vor ihren Augen, ihre Kräfte ſchwanden. Da drang eine Stimme an ihr Ohr: „Liſa, es iſt alles gut. Wir ſind gerettet. Liſa, hör mich doch —“

Sie öffnete die Augen und ſah Nicki vor ſich ſtehen. Dann ſaß ſie neben ihm, und ſie fuhren ins Hotel. Als ſie in ihrem Zimmer waren, fielen ſie einander in die Arme und all die entſetzliche Spannung löſte ſich in einen Tränenſtrom. Sie weinten ſich beide aus, dann lachten ſie plötzlich und riefen einander jubelnd zu: „Jetzt ſind wir von aller Angſt befreit!“

„Aber nun ſag doch, Nicki, was war zuletzt? Weshalb hielt man dich zurück?“

„Ja, es waren qualvolle Augenblicke für mich. Ich glaubte, alles wäre verloren. Da kam plötzlich ein Gendarm auf mich zu und ſagte: ‚Laufen Sie, hier iſt Ihr Paß‘.“

„Und der lange Herr? Sprach der nicht mit dir?“

„Welcher? Ich habe niemand geſehen.“

Da erzählte Liſa von ihrem Erlebnis. Sie waren ſicher, daß ſie dieſem Fremden Nickis Rettung zu verdanken hatten. Aber wer war es?

„Es geſchehen noch heute Wunder,“ ſagte Potjagin, „und jetzt will ich dir auch erzählen, warum ich flüchten mußte. — Du weißt, daß das Seetreffen im Rigaer Meerbuſen zu einem gewaltigen Sieg der ruſſiſchen Flotte aufgebauſcht wurde. In Moskau arrangierte die Polizei großartige Kundgebungen. Der Mob brüllte die Volkshymnen aller Verbündeten. Zarenbildniſſe wurden herbeigeſchleppt und alle Vorübergehenden wurden vor dieſen auf die Kniee gezwungen. Auch ich ſollte mich beugen, als ich in die Nähe dieſer blödſinnigen Maſſe kam. Eine maßloſe Wut erfaßte mich. Mit meiner lauten Kommandoſtimme ſchrie ich in die Volkshaufen hinein und zwang die Leute mir zuzuhören. Kaum hatte ich zu reden

angefangen, ſo ſtrömten Arbeiter mit roten Fahnen herbei und zwei robuſte Kerle hoben mich empor, daß ich alle überragte und gehört wurde.“

Liſa ſchmiegte ſich zitternd an ihn.

„Das tateſt du, Nicki? Warſt du denn von Sinnen?“

„Vielleicht handelte ich unter einem Zwang. — Es wurde ſtill und man lauſchte meinen Worten. Ich glaube, der Schreck lähmte alle, das Ungeheuerliche meiner Anſchuldigungen, die Begeiſterung, die mich erfaßt hatte, wirkte wie Erſtarrung auf die Menge. Ich habe wohl fünf Minuten geſprochen. Ich fühlte es ſelbſt, meine Worte waren wie Keulenſchläge. Sie ſauſten hageldicht auf die ganze verfluchte, verbrecheriſche Regierung nieder, die das Volk ausſaugt, vernichtet und die Männer als Kanonenfutter an die Front treibt. — Deutſchland wird ſiegen und durch die deutſchen Siege wird eines Tages die große Erlöſungsſtunde ſchlagen, die das Volk zu Richtern machen wird über die Staatsverbrecher, die heute Hüter des Geſetzes ſein wollen. — Die Schlacht von Tannenberg wird unvergeſſen in der Geſchichte bleiben, hier wie dort. In dieſer mörderiſchen Schlacht wurde der Keim gelegt zu der gewaltigen Geburtsſtunde des ruſſiſchen Volkes. — Hier brach ein entſetzlicher Lärm aus. Rufe ertönten, die Polizei ſtürmte herbei. Das Volk ſchrie und tobte. Rufe wurden laut: ‚Nieder mit dem Zarismus!‘ ‚Nieder mit den Volksfeinden und dem Maſſenmord!‘ — Ich begriff, daß ich in wenigen Minuten gefeſſelt werden würde. Da packte mich der Selbſterhaltungstrieb. Trotz meines ſteifen Beines lief ich ſo gut ich konnte. Ich kam durch einen Hof auf eine andre Straße. Am Tore begegnete mir ein

langer Herr. Er ſah meine Haſt und hielt mich feſt. ‚Verfolgt?‘ fragte er. — ‚Laſſen Sie mich los,‘ rief ich, ‚man hetzt die Polizei hinter mir her.‘ — ‚Bei mir ſind Sie ſicher. Kommen Sie.‘ Ehe ich wußte, was mir geſchah, ſaß ich im Auto und wir ſauſten in Windeseile dahin. Ich glaubte, es ginge ins Gefängnis. Kein Wort kam über meine Lippen. Plötzlich band mir der Mann ein Tuch vor die Augen. Ich ſträubte mich nicht. Mir war alles gleich. Endlich hielt das Auto. ‚Sie können jetzt ausſteigen. Sie ſind in Sicherheit,‘ ſagte der Fremde. Die Binde ſank von meinen Augen, ich ſah mich um. Die Gegend war mir unbekannt. Der lange Mann, der ſehr fein ausſah, lächelte mich an. ‚Gut, daß ich Sie traf. Ich weiß, wer Sie ſind. Suchen Sie, ſo bald es geht, ins Ausland zu entkommen. Die Dinge werden hier ihren Lauf nehmen. Ich hoffe, Sie kehren einſt in ein befreites Rußland zurück. Und wenn ich irgend kann, werde ich weiter meine Hand über Ihnen halten. Von hier aus erreichen Sie in einer halben Stunde die Wohnung eines Genoſſen.‘ Er nannte mir Straße und Hausnummer. ‚Gehen Sie nur immer geradeaus, dann kommen Sie an ein großes Haus mit mehreren Höfen. Durch alle dieſe Höfe gehen Sie hindurch und dann ſind Sie plötzlich in einem Stadtteil, den Sie kennen werden.‘ — Ich wollte fragen, danken, aber da ſauſte das Auto ſchon davon und ich ſtand allein, nicht wiſſend, ob ich nicht vielleicht nur alles geträumt hatte. Es war ein merkwürdiges Erlebnis. Du kannſt dir aber denken, welche Todesangſt ich auf der ganzen Reiſe ausgeſtanden habe, und es ſchien faſt, als ſollte ich noch im letzten Augenblick gefaßt werden.“

„Der Fremde war vielleicht dein Retter. Gott weiß, wer der Mann war.“

„Vielleicht war es einer, der eine Doppelrolle ſpielt. Es gibt ja allerhand Geſindel in der Welt. Regierungsſpitzel, die es mit den Revolutionären halten, wenn es ihnen lohnend erſcheint. Vielleicht war es aber auch einer, der im Herzen zu uns gehörte und dem der Boden in der Heimat die Füße zu verbrennen drohte. — So geht es allen, die Rußland wahrhaft lieben. Ihnen bleibt keine Wahl, entweder in die Fremde auszuwandern oder in Sibirien hinzuſterben, wenn nicht gar im Kerker ſchließlich dem Wahnſinn zu verfallen. Gerechtigkeit, Wahrheit und geiſtige Freiheit, für das alles iſt kein Boden bei uns im heiligen Rußland, ſo lange der große Sturm nicht durchs Land fegen konnte.“ — —

„In der Fremde,“ ſagte Liſa traurig, als ſie ihre Koffer auszupacken begann.

„Und doch daheim bei dir,“ ſagte Nicki, der zu ihr getreten war. „Weshalb die Tränen in deinen Augen? Sind wir beide denn nicht am Ziel unſrer perſönlichen Wünſche angelangt? Und einſt kommt der Tag, glaube es mir doch, Liſa, wo die alte Heimat ihre Kinder wieder aufnehmen wird. Die alte Heimat, aber dann wird das Licht ſcheinen, auch für die — im Oſten.“

Ende

DATE DUE

833.9 R128d
3 5556 007 569 353

Oak Grove Library Center
3 5556 007 569353